pedocs
Open Access Erziehungswissenschaften

DIPF

Leser, Irene [Hrsg.]; Isensee, Fanny [Hrsg.]

B wie Bildung. 66 bedeutsame Begriffe

Weinheim : Beltz Juventa 2025, 244 S.

Quellenangabe/ Reference:
Leser, Irene [Hrsg.]; Isensee, Fanny [Hrsg.]: B wie Bildung. 66 bedeutsame Begriffe. Weinheim : Beltz Juventa 2025, 244 S. - URN: urn:nbn:de:0111-pedocs-330788 - DOI: 10.25656/01:33078; 10.3262/978-3-7799-8821-2

https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0111-pedocs-330788
https://doi.org/10.25656/01:33078

in Kooperation mit / in cooperation with:

BELTZ JUVENTA

http://www.juventa.de

Nutzungsbedingungen

Dieses Dokument steht unter folgender Creative Commons-Lizenz: http://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de - Sie dürfen das Werk bzw. den Inhalt vervielfältigen, verbreiten und öffentlich zugänglich machen sowie Abwandlungen und Bearbeitungen des Werkes bzw. Inhaltes anfertigen, solange Sie den Namen des Autors/Rechteinhabers in der von ihm festgelegten Weise nennen.
Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use

This document is published under following Creative Commons-License: http://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en - You may copy, distribute and render this document accessible, make adaptations of this work or its contents accessible to the public as long as you attribute the work in the manner specified by the author or licensor.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Kontakt / Contact:

peDOCS
DIPF | Leibniz-Institut für Bildungsforschung und Bildungsinformation
Informationszentrum (IZ) Bildung
E-Mail: pedocs@dipf.de
Internet: www.pedocs.de

Mitglied der Leibniz-Gemeinschaft

Irene Leser | Fanny Isensee (Hrsg.)

B wie Bildung

66 bedeutsame Begriffe

BELTZ JUVENTA

Irene Leser | Fanny Isensee (Hrsg.)
B wie Bildung. 66 bedeutsame Begriffe

Irene Leser | Fanny Isensee (Hrsg.)

B wie Bildung

66 bedeutsame Begriffe

BELTZ JUVENTA

Die Veröffentlichung wurde gefördert aus dem Open-Access-Publikationsfonds der Humboldt-Universität zu Berlin.

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Der Text dieser Publikation wird unter der Lizenz **Creative Commons Namensnennung 4.0 International (CC BY 4.0)** veröffentlicht. Den vollständigen Lizenztext finden Sie unter: https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de. Verwertung, die den Rahmen der **CC BY 4.0 Lizenz** überschreitet, ist ohne Zustimmung der Herausgeberinnen unzulässig. Die in diesem Werk enthaltenen Bilder und sonstiges Drittmaterial unterliegen ebenfalls der genannten Creative Commons Lizenz, sofern sich aus der Quellenangabe / Abbildungslegende nichts anderes ergibt. Sofern das betreffende Material nicht unter der genannten Creative Commons Lizenz steht und die betreffende Handlung nicht nach gesetzlichen Vorschriften erlaubt ist, ist für die oben aufgeführten Weiterverwendungen des Materials die Einwilligung des jeweiligen Rechteinhabers einzuholen.

Dieses Buch ist erhältlich als:
ISBN 978-3-7799-8822-9 Print
ISBN 978-3-7799-8821-2 E-Book (PDF)
DOI 10.3262/978-3-7799-8821-2

1. Auflage 2025

© 2025 Irene Leser, Fanny Isensee
Publikation: Beltz Juventa in der Verlagsgruppe Beltz
Werderstraße 10, 69469 Weinheim
service@beltz.de

Satz: Helmut Rohde, Euskirchen
Druck und Bindung: Beltz Grafische Betriebe, Bad Langensalza
Beltz Grafische Betriebe ist ein Unternehmen mit finanziellem Klimabeitrag
(ID 15985-2104-1001)
Printed in Germany

Weitere Informationen zu unseren Autor:innen und Titeln finden Sie unter: www.beltz.de

Inhalt

Bildungs-B, das [ˈbɪldʊŋsˈbeː] • Irene Leser & Fanny Isensee 7

Baby, das [ˈbeɪbiː] • Severin Sales Rödel 12
Babyboomer, die [ˈbeːbiˌbuːmɐ] • Michael Corsten 15
Banane, die [baˈnaːnə] • Stefan Krankenhagen 18
Band, die [bænd] • Martin Brämer 22
Barbie, die [ˈbaʁbi] • Denise Wilde 26
Bass, der [bas] • Gregor Praml 29
Basteln, das [ˈbastl̩n] • Irene Leser 33
Batman, The [ˈbæt.mən] • Lars Banhold 36
Bauer, der [ˈbaʊ̯ɐ] • Karl-Friedrich Bohler 39
Baumkuchen, der [ˈbaʊ̯mˌkuːxn̩] • Maria Nüst 43
Bedeutung, die [bəˈdɔɪ̯tʊŋ] • Michael Corsten 46
Beerdigung, die [bəˈʔeːɐ̯dɪgʊŋ] • Rubina Vock 49
Befragung, die [bəˈfʁaːgʊŋ] • Irene Leser 52
Begabung, die [bəˈgaːbʊŋ] • Arne Böker 56
Begriff, der [bəˈgrɪf] • Irene Leser 59
Behinderung, die [bəˈhɪndərʊŋ] • Robert Aust 62
Bekenntnis, das [bəˈkɛntnɪs] • Irene Leser 67
Beobachtung, die [bəˈʔoːbaxtʊŋ] • Debora Niermann 70
Beratung, die [bəˈʁaːtʊŋ] • Irene Leser 73
Berserker, der [ˈbɛʁˌzɛʁkɐ] • Daniel Berndt 77
Bertel, [ˈbɛʁtl̩] • Michael Corsten 80
Beruf, der [bəˈʁuːf] • Irene Leser 83
Beschämung, die [bəˈʃɛːmʊŋ] • Niels Uhlendorf 87
Besteck, das [bəˈʃtɛk] • Kathrin Audehm 90
Betreuung, die [bəˈtʁɔɪ̯ʊŋ] • Sandra Koch 93
Bewertung, die [bəˈveːɐ̯tʊŋ] • Julian Hamann 96
Beziehung, die [bəˈt͡siːʊŋ] • Holger Herma 99
Bhagavadgita, die [bagavatˈgiːta] • Pradeep Chakkarath 103
Bibel, die [ˈbiːbl̩] • Carsten Jochum-Bortfeld 106
Bibliothek, die [biblioˈteːk] • Irene Leser 109
Bigotterie, die [bigɔtəˈʁiː] • Paul Mecheril & Laura Meyer-Stolte 113
Bild, die/das [bɪlt] • Irene Leser 116

Bildung, die [ˈbɪldʊŋ] • Roland Reichenbach 119
Bildungskredit, der [bɪldʊŋskʁeˈdiːt] • Alexander Otto 122
Biografie, die [biogʁaˈfiː] • Bettina Dausien 126
Biologie, die [bjəlɔʒiː] • Torsten Richter 130
Birne, die [ˈbɪrnə] • Kathrin Audehm 133
Bisexualität, die [bisɛksualiˈtɛːt] • Lena Marie Staab 137
B-Klasse, die [beˈklasə] • Daniel Töpper 140
Blick, der [ˈblɪk] • Sandra Maria Geschke 144
Blowjob, der [bləʊdʒɑːb] • Pradeep Chakkarath 147
Blues, der [bluːs] • Michael Corsten 151
B-Movie, der [ˈbəˑːˌmuː.vi/] • Günter Mey 154
Bochum [boːxʊm] • Pradeep Chakkarath 158
Bologna [boˈlɔnjaˈ] • Per Holderberg 161
Bolognese, die [ˈbolonɛːse] • Severin Sales Rödel 164
Bordeaux, der [bɔʁˈdoː] • Meike Sophia Baader 168
Bourgeoisie, die [bʊʁʒo̯aˈziː] • Irene Leser 171
Brandanschlag, der [ˈbʁantʔanˌʃlaːk] • Christian Fuchs 174
Braunkohle, die [ˈbʁaʊ̯nˌkoːlə] • Steffen Krzack 177
Brennpunkt, der [ˈbʁɛnˌpʊŋkt] • Irene Leser 181
Brezel, die [ˈbʁeːt͡sl̩] • Severin Sales Rödel 185
Brille, die [ˈbʁɪlə] • Stefan Krankenhagen 189
Broiler, der [ˈbʁɔɪ̯lɐ] • Michael Corsten 193
Brown Bag Meeting, das [ˈbraʊn ˈbæg ˈmiːtɪŋ] • Irene Leser 196
Brustschwimmen, das [ˈbʁʊstˌʃvɪmən] • Stefan Neumann 199
Buch, das [buːx] • Laura Röbenack 202
Buchstabe, der [ˈbuːxˌʃtaːbə] • Laura Röbenack 206
Buddhismus, der [bʊˈdɪsmʊs] • Pradeep Chakkarath 208
Bühne, die [ˈbyːnə] • Sandra Maria Geschke 212
Bullshit, der [ˈbʊlʃɪt] • Roland Reichenbach 215
Buntspecht, der [ˈbʊntʃpɛçt] • Severin Sales Rödel 218
Burnout, das [ˈbœːnˌʔaʊ̯t] • Benjamin Wannenmacher 223
Bürokratie, die [byʁokʁaˈtiː] • Irene Leser 226
Bus, der [bʊs] • Fanny Isensee 229
Bushaltestelle, die [bʊs|haltə|ʃtɛlə] • Irene Leser 233

Bildungsbegriffe, die es nicht ins Buch geschafft haben 237
Beitragende 239

Bildungs-B, das [ˈbɪldʊŋsˈbeː]

Das → Buch, das Sie hier in der Hand halten, ist ein besonderes. Es ist eine Einladung zu einer ungewöhnlichen Entdeckungsreise, indem es → Bildung über einen einzigen Buchstaben fasst, dem – so kann man sagen – mindestens für dieses Buch bedeutsamen B. Nun können Sie natürlich fragen, was das Ganze soll. Ist Bildung nicht mehr als der Fokus auf diesen einen, eher unscheinbar wirkenden Buchstaben?

Selbstverständlich haben Sie mit der Mutmaßung recht und doch wird Ihnen dieses Buch zeigen, wie bildsam Bildung unter der Betrachtung eines einzigen Buchstabens ist. Dies mag zunächst wie ein spielerisches, ja fast willkürliches Unterfangen erscheinen, jedoch werden Sie schnell merken, dass sich hinter diesem scheinbar simplen Konzept eine Welt voller Überraschungen, Erkenntnisse und unerwarteter Bildungsmöglichkeiten verbirgt. Entsprechend empfehlen wir Ihnen, sich auf dieses Experiment einzulassen und es einfach mal zu probieren. Denn mehrere Argumente sprechen dafür, Bildung aus diesem einen Buchstaben heraus zu betrachten. So lesen wir systematische Abfolgen von → Buchstaben, wenn wir uns bilden wollen, oft in → Büchern, gehen wohlmöglich sogar in → Bibliotheken. Wir → beobachten und lassen uns → beraten. Das B zeigt auf ganz unterschiedliche Weisen, wie wir uns bilden und gebildet werden. Bildung in diesem Sinne zu verstehen heißt, Bildung nicht nur als kanonisiertes Wissen zu betrachten, wie es Dietrich Schwanitz noch 2002 annahm und ein 697 Seiten starkes Buch vorlegte, in dem, wie er schon im Untertitel des Werks behauptete, „[a]lles [drinsteht], was man wissen muß“. Bildung steckt in so vielem mehr, und gerade auch im Unerwarteten, wie z. B. in → der Barbie, in → Batman und → B-Movies, wie Ihnen die dazugehörigen Artikel verraten werden. Der → Blick auf die Welt des Bs, v. a. aber die Vertiefung in all die damit einhergehenden → Bedeutungen, verrät: In fast jedem Begriff mit dem Anfangsbuchstaben B steckt Bildung.

Aus der Vielzahl an möglichen Begriffen wurden für dieses Buch 66 bedeutsame ausgewählt. Die Begriffe beschreiben nur im geringen Maße Bereiche, die kanonisiertes Wissen beinhalten oder formale Bildung betreffen. Vielmehr zielen sie auf eher beiläufige und unvermutete Bildungsprozesse. Es geht nicht um die Akkumulation von Wissen, sondern um eine Erweiterung des Bewusstseins. Bildungsmomente stecken in den unscheinbarsten Ecken unserer Lebenswelt, in Begriffen, die wir täglich nutzen, ohne ihren tieferen Gehalt zu hinterfragen. So werden Sie sehen, dass z. B. die Auseinandersetzung mit Beschreibungen zur → Brezel oder → Banane außerordentlich bildende Wirkung haben kann. Sie werden sehen, dass die für das Buch ausgewählten Begriffe nicht nur Wissen vermitteln, sondern das Bewusstsein erweitern, das kritische Denken anregen und zuweilen auch zur Herausbildung moralischer und ethischer Werte beitragen.

Mit dem Fokus auf den in akademischen Zirkeln häufig vernachlässigten blinden Fleck der informellen Bildung ergeben sich bei dieser Lektüre beständig einzigartige Möglichkeiten der Selbstbildung. Entsprechend möchten wir Sie zum Nachdenken, zum kritischen Hinterfragen und zum Entdecken von verborgenen Zusammenhängen einladen.

Was schlagen wir im Umgang mit dem Buch im Sinne der Selbstbildung nun vor? Verschiedenes. Vor allem aber Lesen. Hierbei können Sie ganz unterschiedlich verfahren. Sie können dieses Buch in chronologischer Reihenfolge, beginnend bei der ersten Seite, lesen. Selbstverständlich müssen Sie nicht jeden einzelnen Eintrag lesen. Denn Lexika werden selten im Gesamten gelesen, zielen sie doch eher darauf, die eigene Neugier zu stillen und das Verständnis über bestimmte Begriffe zu erweitern. Entsprechend können Sie den einen oder anderen Begriff sicherlich ganz ohne Scheu überblättern. Sie können dieses Buch auch gerne irgendwo aufschlagen, sich vom Begriff und seinen Bezügen auf andere leiten lassen. Denn in jedem Beitrag sind Querverweise auf andere im Buch enthaltene Beiträge mit einem Pfeil markiert. Folgen Sie diesen gerne. So gelangen Sie z. B. ganz ohne Umwege vom → Baby zur → Bildung, von der Bildung zum → Begriff, vom Begriff zur → Bedeutung. In Ihrem Kopf wird ein Netzwerk neuer Begriffssortierungen und Bedeutungsauslegungen entstehen. Sie werden sich durch Lesen bilden. Vielleicht lesen Sie die Einträge aber nicht nur, um Ihr Wissen oder Ihre Perspektiven auf einzelne Begriffe zu erweitern. Gegenebenfalls lesen Sie sie auch vor dem Hintergrund des literarischen Genusses, zumal die Texte so geschrieben sind, dass sie nicht nur spröde Fakten und Beschreibungen enthalten, sondern Lust auf mehr machen. Womöglich verspüren Sie alsbald das Vergnügen, sich nur noch in der B-Welt aufzuhalten.

Wir gehen bei jedem einzelnen Begriff davon aus, dass dessen Beschreibung Ihnen einen neuen Blick auf die Welt, in der wir leben, ermöglicht. Auch wenn Sie mit den Begriffen vertraut sind, werden Sie bestimmt an der einen oder anderen Stelle überrascht sein. Sie werden sehen: Jeder Begriff hat seine eigenen Geschichten und eigenen Bedeutungen. Viele haben vielfältige Bedeutungszuschreibungen, leben in ihrem eigenen Diskursuniversum und springen manchmal in ein anderes über. Genau dieses Phänomen kann man in diesem Buch erleben, ein Buch, das am Beispiel des Bildungs-Bs den eigenen Denkhorizont erweitert und damit für bildsame Erfahrung sorgt.

Um Ihnen jenen Bildungsmoment zu ermöglichen, wurden mehrere Beitragende aus unterschiedlichen Bereichen der Wissenschaft und des Lebens angeschrieben. Sie wurden gefragt, ob sie nicht Lust hätten, sich mit einem bestimmten, sie schon eine Weile begleitenden B-Begriff oder einem ihnen bedeutsamen zu beteiligen. Die Anfrage begleitete ein sogenanntes 10-Punkte-Programm. Die Artikel sollten:

1. essayistisch,
2. gerne mäandernd,
3. im Sinne des Inhalts eines akademischen Kneipengesprächs geschrieben sein,
4. mit neuem Erkenntniswert (für Personen, die sich mit dem Begriff nicht so gut auskennen),
5. mindestens einmal zum lauthalsen Lachen oder zumindest Schmunzeln einladen,
6. mindestens zwei, maximal zehn Literaturangaben beinhalten,
7. auf mindestens einen anderen Begriff im Buch (mit →) querverweisen,
8. 6.000–10.000 Zeichen (inklusive Leerzeichen) lang sein,
9. spätestens im Februar 2023 abgegeben werden und
10. gerne mit Nennung weiterer bedeutender Begriffe mit B angereichert werden, die auf einer letzten Seite als Begriffe, die es leider nicht ins Buch geschafft haben, erscheinen.

Nicht alle Angeschriebenen schrieben zurück. Nicht alle Zurückschreibenden waren begeistert. Manche lehnten den Beitrag aus zeitlichen Gründen ab, bezeichneten das Projekt trotz dessen als „aufregendes, provozierendes, auch humorvolles Unterfangen". Andere wollten ein erörterndes Gespräch über das zuweilen als „obskur" bezeichnete Projekt. Weitere wussten nicht, ob sie dem Anspruch des Buches gerecht werden könnten. Viele aber sagten sofort zu, bezeichneten die Anfrage als „ehrenvoll", das Projekt als „hübsche Buchidee" oder „originell" und schlugen zum Teil sogar gleich mehrere Begriffe vor, die sie ausbuchstabieren wollten. Trotzdem verging noch eine gewisse Zeit, bis wir das druckreife Manuskript dem Verlag übergeben konnten. An den einzelnen Beiträgen wurde von verschiedenen Seiten gefeilt, geschliffen, gearbeitet.

Als Leser:in können Sie sich nun ein eigenes Bild vom Sinn oder Unsinn dieses Buches machen und darüber nachdenken, ob es für Sie bildende Wirkung hat. Das Buch ist auf jeden Fall eines, das nicht wie gewohnt eine Sammlung lexikalischer Einträge von A bis Z enthält, wie sie in zahlreichen Enzyklopädien (siehe Brockhaus 1812, Wikipedia 2024) oder Glossaren (Bröckling/Krasmann/Lemke 2024) auf dem Buchmarkt und im Internet zu finden sind. Es ist trotz seines expliziten Bezugs auf Bildung auch kein gewöhnliches erziehungswissenschaftliches Fachlexikon (davon gibt es, mit Blick auf Horn et al. 2011; Kade et al. 2011; Feldmann et al. 2022; Weiß/Zierfas 2020 u. a., genügend). Das Buch ist eines, das auf Bildung zielende und Bildung beinhaltende Zusammenhänge aus einem einzigen Buchstaben heraus begreifen möchte und somit gerade nicht auf kanonisierte Bildung, sondern auf eine erweiterte, informelle, selbstgesteuerte Bildung zielt, eine Bildung, die durch die Beschränkung auf den Buchstaben B Bereicherung bedeutet.

In diesem Sinne wünschen wir Ihnen viel Freude in der Erkundung des Buches und danken allen direkt und indirekt Beteiligten. Zu nennen sind zuallererst Martin Hunold, Sara und Rubina Vock, die das Buchprojekt auf einer gemeinsamen Wanderschaft ins Rollen brachten; Per Holderberg und Günter Mey, die uns bei der Umsetzung der Idee immer wieder bestärkt haben, sowie Severin Sales Rödel und Michael Corsten, die einfach nur begeistert waren und nicht nur mit ihren Beiträgen, sondern auch mit ihren Kommentierungen und den Vorschlägen zu weiteren Beitragenden das Buch aufgewertet haben. Unser selbstverständlicher Dank gilt natürlich auch dem Verlag Beltz Juventa, der das Buchprojekt nicht nur aufgenommen hat, weil er selbst mit B wie Bildung beginnt, sondern von der ungewöhnlichen Projektidee sofort begeistert war. Wir hoffen, dass das Buch auch bei Ihnen ähnliche Wirkung erzielt.

Dezember 2024

Irene Leser & Fanny Isensee

Quellenverzeichnis

Bröckling, Ulrich/Krasmann, Susanne/Lemke, Thomas (2024): Glossar der Gegenwart. Berlin: Edition Suhrkamp • Brockhaus, F.A. (1812): Conversations-Lexicon oder enzyklopädisches Handwörterbuch für gebildete Stände über die in der gesellschaftlichen Unterhaltung und bei der Lectüre vorkommenden Gegenstände, Namen und Begriffe, in Beziehung auf Völker- und Menschengeschichte, Politik und Diplomatik, Mythologie und Archäologie, Erd-, Natur-, Gewerbe- und Handlungs-Kunde, die schönen Künste und Wissenschaften: Mit Einschluß der in die Umgangssprache übergegangenen ausländischen Wörter und mit besonderer Rücksicht auf die älteren und neuesten merkwürdigen Zeitereignisse, Leipzig/Altenburg: Brockhaus • Feldmann, Milena/Rieger-Ladich, Markus/Voß, Carlotta/Wortmann, Kai (Hrsg.) (2022): Schlüsselbegriffe der Allgemeinen Erziehungswissenschaft. Pädagogisches Vokabular in Bewegung. Weinheim/Basel: Beltz Juventa • Horn, Klaus-Peter/Kemnitz, Heidemarie/Marotzki, Winfried/Sandfuchs, Uwe (Hrsg.) (2011): Klinkhardt Lexikon Erziehungswissenschaft. Aa, Karl von der – Zypern. Bad Heilbrunn: utb • Kade, Jochen/Helsper, Werner/Lüders, Christian/Egloff, Birte/Radtke, Frank-Olaf/Thole, Werner (Hrsg.) (2011): Pädagogisches Wissen. Erziehungswissenschaft in Grundbegriffen. Stuttgart: Kohlhammer • Schwanitz, Dietrich (2002): Bildung. Alles, was man wissen muß. München: Goldmann • Weiß, Gabriele/Zirfas, Jörg. (Hrsg.) (2020): Handbuch Bildungs- und Erziehungsphilosophie. Wiesbaden: Springer VS • Wikipedia (2024): Wikipedia, https://de.wikipedia.org/wiki/Wikipedia [abgerufen: 26.11.2024].

Bedeutsame Begriffe mit B

Baby, das [ˈbeɪbiː]

> „Blackbirds will sing in the same key / […] And baby you, all the things you do / And the ways you move, send me straight to heaven" – Lana del Rey (2021), Living Legend

> „Never been in love before / What the fuck are fucking feelings yo? / I thought that I didn't care / I thought I was love-impaired / But baby, baby […] I love you" – Lizzo (2019), Cuz I Love You

Zwei Pop-Sängerinnen, die in den letzten Jahren durchaus den Status der ‚critically acclaimed artists' erlangt haben, berichten hier von einer transformativen Erfahrung: Amseln singen plötzlich in der gleichen Tonart und Lana del Reys lyrisches Ich schwebt zum Himmel; Lizzo findet eine Antwort auf die Frage, wozu eigentlich Gefühle gut sind und merkt, dass sie doch nicht ‚liebesbeeinträchtigt' ist. In beiden Fällen ist diese Erfahrung der Transformation, Überschreitung und Erhebung auf einen nicht näher bestimmten Auslöser zurückzuführen: das Baby, das alles neu und anders macht und dies, so lässt es sich zumindest aus den kurzen Zitaten ablesen, durch eine enge emotionale Bindung: es geht um L-O-V-E (Cole 1965), whatever that means (King Charles III. 1981).

Dass es bei diesem Baby nun wahrscheinlich nicht um einen Säugling geht, dürfte klar sein bzw. durch die überzeitlichen und ungeschriebenen Gesetze der Popmusik geregelt sein. Selten wird in Pop-Songs tatsächlich der unter einjährige Nachwuchs verhandelt, mit allem was dazu gehört: Schwangerschaft, Wehen, Geburt, Schlaflosigkeit, Stress, Windeln etc. – alles keine Themen für Warner und Universal. Das Baby dient hier also nur als Aufhänger für den leeren Signifikanten (Laclau/Mouffe 2012) L-O-V-E, der sich in den beiden o. g. konkreten Fällen als erwachsenes, emotional-sexuell strukturiertes Begehren auf ein fremd- oder gleichgeschlechtliches Gegenüber richtet. Trotzdem ist das Baby wichtig. Als reales oder lyrisches Gegenüber der Songwriterinnen beziehen sie die emotionale Explosion, die sie durchleben, auf den/die Andere:n als intentionalen Gegenhalt des Gefühls (Landweer/Demmerling 2007). Dadurch, und auch durch die kulturelle und individuelle Relevanz von L-O-V-E und dem mehr oder weniger geheimen Imperativ, in L-O-V-E sein zu müssen, also den Signifikanten zu füllen, wird der/die Ander:e zum ‚baby', also zum Zartesten und Schützenswertesten verkleinert und verniedlicht. Denn was könnte süßer, weicher, und wohlriechender, gleichzeitig vulnerabler, zuneigungsbedürftiger und bindender sein als ein Baby, was sonst würde eben jene Transformationen und Gefühlsausbrüche auslösen?

Aber halt: Der metaphorische Kern von Lanas und Lizzos ‚baby' wird damit vorschnell auf den folgenden, biologistischen Syllogismus heruntergebrochen: Die ursprünglichste Liebe ist die zum Baby. Wahre Liebe ist ursprünglich. Wer

jemanden mit einem Baby vergleicht, ist wirklich in L-O-V-E. Mit einer solchen Gleichsetzung handelt man sich eine Menge Probleme ein: Muss man die Liebe zu einem Baby erfahren haben, um auch anderweitig lieben zu können? Was ist mit Menschen, die keine Babys als Gegenstand einer solchen Liebesübung zur Verfügung haben (aber sie gerne hätten)? Und was ist mit Menschen, die sich partout nicht zu Babys hingezogen fühlen? Diese Fragen deuten an, dass sich sofort familistische (Notz 2015) Fallstricke aufspannen, setzt man so etwas wie Liebesfähigkeit einseitig mit reibungsloser Reproduktionsfähigkeit bzw. ungebremstem Reproduktionswillen in Bezug. Dies wiederum würde Ausschlüsse und Verletzungen generieren.

Man sollte also vielleicht noch einen anderen Aspekt in den → Blick rücken, der sich in den beiden Textfragmenten abzeichnet: Das Baby ist für die beiden mehr als ein Häkchen in der Schmuckschatulle, an dem die Äquivalenzkette (Laclau/Mouffe 2012) L-O-V-E aufgehängt werden kann. Denn sie hauchen bzw. röhren beide auch von den höheren Ebenen, auf die sie durch das Baby gehoben werden („straight to heaven") und von der reflexiven Transformation der Selbst- und Weltverhältnisse („thought that I didn't care / thought that I was love-impaired"), die die Begegnung mit dem Anderen auslöst (Koller 2012). Das Baby ist also auch eine Metapher für Veränderung, das Neue, eine vielversprechende Zukunft und die Wiedergutmachung der Fehler der Vergangenheit.

Damit ist die Liebe nun nicht mehr biologistisch-anthropologistisch begründet, sondern multifaktoriell in einem komplexen Geflecht aus generationalen Anforderungen, Erwartungen, Verantwortungen und Möglichkeitsspielräumen verankert. Im Generationenbezug ist das Baby Vertreter:in einer nachwachsenden Generation, die einer bereits bestehenden gegenübersteht bzw. zu ihr hinzukommt. Es mag zwar (als Individuum) immer noch liebenswert und süß sein, als Konzept aber ist es v. a. eines: neu. Das Neue des Babys lässt sich dann auch herauslösen aus der Enge der Familie und weiten zum Gattungsbegriff (Schleiermacher 1964) – inklusive natürlich all der Probleme der Inklusion und Exklusion und der Fragen der kulturellen Tradition und Erneuerung, den dieser mit sich bringt. Möchte man sich aber mit diesen Fragen momentan gar nicht unbedingt auseinandersetzen (und das will eigentlich niemand wirklich, außer vielleicht Erziehungsphilosophen), so kann das Baby im Generationenbezug vorerst als Versprechen stehen bleiben: als Versprechen der Zukunft, als das Versprechen, alles neu und anders zu machen und damit auch die Elterngeneration und deren Welt zu verändern.

Hannah Arendt hat dieses Versprechen des Babys (sie verwendet den → Begriff *véoι*/*neoi*, die Neuen (Arendt 1994, S. 257)) als relativ einseitiges entlarvt: Es sind v. a. die Erwachsenen, die mit der nachwachsenden Generation große Hoffnungen verbinden, die Neuen selbst bekommen einen eher instrumentellen Charakter zugewiesen. Die *neoi* werden mit allerlei Erwartungen überfrachtet und in diesem Zuge überwiegt – so Arendt – die Tendenz der Erwachsenen, sich zum Vertreter

des Kindes gegenüber der Welt zu machen, es zu beschützen und zu hegen. Arendt führt dies auf einen „Pathos des Neuen" zurück, der hofft, eine „Erneuerung [der] Welt mit den von Geburt und Natur Neuen beginnen zu lassen" (Arendt 1994, S. 257). Mit den *neoi* oder den Babys ist also die Hoffnung verbunden, dass sie (einmal ausgewachsen) irgendwann und irgendwie die Probleme lösen könnten, die die bestehende Generation nicht gelöst hat oder sogar selbst geschaffen hat – eine Argumentation, die man heutzutage noch bei FDP-Politiker:innen finden kann (Stichwort: Technologieoffenheit), die aber auch in der pädagogisch-didaktischen Tradition in Form der epochaltypischen Schlüsselprobleme (Klafki 1995) auftaucht. Wenn Kinder z. B. in der Lage sind, sich reflexiv mit der „Umweltfrage" (Klafki, im Jargon der 1990er) auseinanderzusetzen, so steigt nach Ansicht einiger verzweifelt-hoffnungsvoller Pädagog:innen die Wahrscheinlichkeit, dass die nachwachsende Generation durch besonders umweltbewusstes Verhalten sogar die Fehler der Gegenwart ausbügelt. Und damit steigt, um zu Christian Lindner zurückzukommen, die Chance, dass die bestehende Generation noch einige Jahre mit verbrennergetriebenen schwäbischen Luxuswagen spielen darf. Mit anderen Worten: Wir hoffen, dass die nachfolgende Generation *alles* ändert, damit wir *nichts* ändern müssen. Unnötig zu sagen, dass Hannah Arendt eine solche Haltung geringschätzt: Es sei ein „Mißgriff" (Arendt 1994, S. 257). Die Erwachsenen drückten sich durch die Überhöhung des Neuen um ihre „Verantwortung für die Welt", und wer diese nicht übernehmen wolle, der „sollte keine Kinder zeugen und darf nicht mithelfen, Kinder zu erziehen" (Arendt 1994, S. 270).

Geht man – nach dieser relativ düsteren Einschätzung der Realität, in die das (inter-)generationale Baby geworfen ist – noch einmal zurück auf die beiden Poetinnen, die eingangs zitiert wurden, so zeigen diese vielleicht doch eine etwas differenzierte Sicht auf das Neue und einen Ausweg aus der „Neomanie" (Reichenbach 2020), wie sie zuletzt skizziert wurde. Diese Sicht mag zwar auch wieder in gewisser Weise konservativ sein, weil in der engen Dyade zwischen Baby und verliebtem lyrischen Ich gedacht, sie ist aber zumindest offener hinsichtlich ihrer Veränderungspotenziale und der Brüchigkeit der Ich-Konstruktionen. Lizzo und Lana del Rey singen davon, dass durch das Baby vor allem eines anders wird: das Selbst. So lautet also das Credo hier nicht „Du musst alles verändern, weil du neu bist", sondern „An dir verändere ich mich, und werde selbst neu". Wären die beiden Sängerinnen Adeptinnen der (Allgemeinen) Erziehungswissenschaft, würden sie in den weiteren, hier nicht zitierten Zeilen vielleicht Humboldt bemühen, um die Transformation durch die Konfrontation mit dem Neuen zu theoretisieren. Das tun sie aber nicht, es geht im Folgenden eher um Schnaps, Marihuana und Promiskuität. Stellvertretend müssen wir dann also für sie an dieser Stelle schließen: Es geht um → Bildung Baby, Bildung!

Severin Sales Rödel

Quellenverzeichnis

Arendt, Hannah (1994): Die Krise in der Erziehung. In: Arendt, Hannah (Hrsg.): Zwischen Vergangenheit und Zukunft. München: Piper, S. 255–276 • Cole, Nat King (1965): L-O-V-E. In: L-O-V-E, Capitol Records • King Charles III. (1981): ITN-Interview with Charles and Diana after their engagement. ITN, 24.02.1981. In: https://www.youtube.com/watch?v=6lSmizRAe6A [abgerufen: 19.11.2024] • Klafki, Wolfgang (1995): „Schlüsselprobleme" als thematische Dimension eines zukunftsorientierten Konzepts von „Allgemeinbildung". In: Münzinger, Wolfgang/Klafki, Wolfgang (Hrsg.): Schlüsselprobleme im Unterricht. Thematische Dimensionen einer zukunftsorientierten Allgemeinbildung. Weinheim/München: Juventa, S. 9–14 • Koller, Hans-Christoph (2012): Bildung anders denken. Eine Einführung in die Theorie transformatorischer Bildungsprozesse. Stuttgart: Kohlhammer • Laclau, Ernesto/Mouffe, Chantal (2012): Hegemonie und radikale Demokratie. Zur Dekonstruktion des Marxismus. Wien: Passagen • Lana del Rey (2021): Living legend. In: Blue Banisters, Interscope Records • Landweer, Hilge/Demmerling, Christoph (2007): Philosophie der Gefühle – Ansätze, Probleme, Perspektiven. Zur Einleitung. In: Demmerling, Christoph/Landweer, Hilge (Hrsg.): Philosophie der Gefühle. Von Achtung bis Zorn. Stuttgart/Weimar: J.B. Metzler, S. 3–34 • Lizzo (2019): Cuz I Love You. In: Cuz I Love You, Atlantic • Notz, Gisela (2015): Kritik des Familismus. Theorie und soziale Realität eines ideologischen Gemäldes. Stuttgart: Schmetterling • Reichenbach, Roland (2020): Über Neomanie und die posttheoretische Phase in der Erziehungswissenschaft. In: Reichenbach, Roland (Hrsg.): Bildungsferne. Essays und Gespräche zur Kritik der Pädagogik, Zürich: Diaphanes, S. 137–152 • Schleiermacher, Friedrich D.E. (1964): Theorie der Erziehung. Die Vorlesungen des Jahres 1826. In: Ausgewählte pädagogische Schriften. Paderborn: Schöningh.

Babyboomer, die [ˈbeːbiˌbuːmɐ]

Der → Begriff bezeichnet eine Gruppe von Menschen, die in den Wirtschaftswunderjahren der alten BRD geboren wurden. Denn damals kamen vergleichsweise viele → Babys zur Welt. Aber ist die → Bedeutung von Babyboomer nicht doch etwas eigenartig? Das Wort ‚boomen' kommt aus dem Englischen und ist eine Verbalisierung aus dem Stammwort ‚Boom', einem Substantiv. Ins Deutsche wird es übersetzt mit „einen Aufschwung erleben". Insofern ist das Kompositum Babyboomer doppelt verdreht. Denn es macht aus dem Verb boomen, das vom Substantiv Boom stammt, wieder ein Substantiv, den Boomer, also denjenigen, der einen Boom erlebt. Nun sind es wiederum gar nicht die Babys, die den Boom erleben, sondern eher die restliche Bevölkerung, die wahrnimmt, dass die Geburten plötzlich (wie auch der Kauf von → Bananen, → Birnen oder → Broilern) ansteigen.

Zuallererst beruhte der Boom auf der Entscheidung der Eltern, ein Kind in die Welt zu setzen. Zumindest in der ‚alten' BRD hatte ein beträchtlicher Anteil der nach 1930 geborenen Erwachsenen die Entscheidung zur Elternschaft auf die zweite Hälfte der 1950er Jahre verschoben (Grundmann 1990). Ihre Kinder sollten es einmal besser haben. Der Ausdruck Babyboomer trifft daher in Deutschland – anders als in den USA – demographisch nicht auf die Mammutgeneration von 1946–1964 zu, auch wenn die Bundeszentrale für Politische → Bildung fleißig zur Verbreitung dieses Mythos beiträgt (s. Akquisos Fundraising 2020). Nach Ende

des Zweiten Weltkriegs (1945, 1946) wurden im Vergleich mit den Jahren zuvor (1938–1942) die wenigsten Geburten in Deutschland verzeichnet. Auch in den frühen 1950er Jahren stagnierte in der alten Bundesrepublik die Geburtenzahl und stieg erst ab 1957 an. Die Spitze wurde zwischen 1961 und 1967 erreicht, mit jeweils mehr als einer Million Lebendgeborenen pro Jahr. Nur in den Jahren 1957 bis 1964 erreichte die Fertilitätsrate Werte von über 2,2, die für eine Reproduktion der Bevölkerungsgröße allein aufgrund der Geburten erforderlich wären. Die Höchstmarke von 1,065 Millionen Babys aus dem Jahr 1964 wurde nie mehr erreicht. Binnen weniger Jahre (1970) lagen die Fertilitätsraten wieder unter zwei und die Geburtenrate erreichte 1978 den Tiefstand, was auch als „Pillenknick" in die öffentliche Wahrnehmung einging.

Nehmen wir den Begriff ernst, dann sind Babyboomer die Jahrgänge, in denen die Geburten tatsächlich boomten, von 1957–1967. Dies war zunächst vor allem ein westdeutsches Phänomen. Dennoch blieben diese Jahrgänge auch über die Zeit (und zwar ungefähr bis 2020) die elf größten in Deutschland, und zwar trotz Bevölkerungszunahme durch Wiedervereinigung und Zuwanderung.

Wie haben die Angehörigen der ‚boomenden' Geburtsjahrgänge ihre Lebenszeit erfahren? Gibt es ein kollektives Muster? Beginnen wir mit der Phase der ‚Kindheit'. Neben der Prosperität waren es drei Erfahrungen, die bei den Boomer neu auftraten: Fernsehen, veränderter Erziehungsstil der Eltern, veränderte Schullaufbahnen. Die Boomer gelten als erste volle Fernsehgeneration. Etwa Ende der 1950er Jahre wurde in der BRD ein tägliches Fernsehprogramm ausgestrahlt. Auch ‚boomte' bis 1964 der Kauf von Fernsehgeräten auf rund sieben Millionen Geräte in bundesdeutschen Haushalten. Neben Nachrichten und Unterhaltung bot das Fernsehen der 1960er schon ein Kinderprogramm. Daktari, Flipper und Schweinchen Dick ließen grüßen, Pan Tau oder Krteček sogar aus der CSSR.

An der Fernsehfrage differenzierte sich auch der Erziehungsstil. Während die etwas älteren, bis Mitte der 1950er Jahre Geborenen noch unter den Fernsehverboten bildungsbürgerlicher Eltern litten, wurde es bei den Babyboomern zum Bestandteil des Alltags. Und ab der Jugendphase in der zweiten Hälfte der 1970er besaßen immer mehr Boomer ein zusätzliches, eigenes Gerät, um unabhängig Musiksendungen statt Sport (Vorliebe der Väter) oder Shows (Vorliebe der Mütter) zu schauen. Die Erziehung konnte sich somit dank des Wirtschaftswunders und der Steigerung individualisierten Konsums mehr Liberalität leisten und war nicht mehr gezwungen, schwierige Kompromisse zu finden, ganz im Sinne des „Whisper words of wisdom: let it be" (Beatles 1970).

Die Babyboomer profitierten als erste von Bildungsreformen, vor allem vom geförderten Zugang zum Gymnasium. Während die 1950 Geborenen im Alter von 13 (1963) lediglich zu etwa zehn Prozent das Gymnasium besuchten, waren es beim Jahrgang 1964 (1977) bereits ungefähr ein Viertel der 13-Jährigen. Auch das Schulwesen liberalisierte sich. Lehrer:innen wurden von Debatten um

anti-autoritäre Erziehung beeinflusst und die Oberstufenreform verabschiedete sich von einem für alle vorgeschriebenen Fächerkanon. Die Oberschüler:innen konnten Schwerpunkte wählen.

Die Adoleszenz der Babyboomer, ihr Übergang ins Erwachsenenalter, war hingegen von ersten Krisenerfahrungen der BRD geprägt, zunächst von den Folgen der Ölkrise, die in den späten 1970er Jahren in eine Arbeitsmarktkrise mündete, dann von Debatten um Umweltkrisen, Nato-Nachrüstung und nicht zuletzt der Reaktorkatastrophe in Tschernobyl 1986. Aus Wirtschaftswunderkindern wurden junge Erwachsene der Risikogesellschaft (Beck 1986). Nicht zuletzt aufgrund ihrer Geburtenstärke erfuhren sich die Babyboomer beim Übergang in den Arbeitsmarkt als ausgebremst. Es wurde von einer „postponed generation" (Mayer 1993) geredet. Die ‚verzögerte' Entwicklung der Babyboomer-Generation nahm Walter Wüllenweber zum Anlass, seinen Jahrgang (1962) als den „miesesten aller Jahrgänge" zu bezeichnen, auch wenn dessen Angehörigen wenigstens die Kompetenz zukommen soll, sehr gut im Aufbau von Billy-Regalen zu sein.

Anders als im deutschen Diskurs hat der in New York lebende Kanadier Douglas Coupland den Begriff Babyboomer auf die in USA zwischen 1940 und 1950 Geborenen angewendet, also auf die 68er- oder Hippiegeneration. Aber wie Wüllenweber sieht er die von ihm als „Generation X" (Coupland 1991) bezeichnete Gruppe der zwischen 1955 und 1965 Geborenen vom Arbeitsmarkt und wichtigen gesellschaftlichen Positionen abgedrängt, und zwar von den amerikanischen Babyboomern, die übrigens den amtierenden Präsidenten wie dessen Vorgänger und erneuten Nachfolger stellten. Dennoch sind die Repräsentant:innen der Generation X – wie Michael Jackson (*1958), Madonna (*1958) oder Barack Obama (*1961) – weitaus prominenter als die bundesdeutschen Vertreter:innen dieser Jahrgänge. Mit Olaf Scholz (*1958) ist gerade erst mal einer von ihnen Kanzler geworden. In nur zwei Regierungskabinetten (Merkel II und Merkel III) waren Angehörige der Babyboomer etwas überrepräsentiert. Aber nehmen wir Minister:innen wie Ilse Aigner (*1964), Roland Pofalla (*1959), Dirk Nübel (*1961) oder Hans-Peter Friedrich (*1957) als Vertreter:innen einer Generation wahr?

Heute werden die Babyboomer vor allem mit zwei Mythen verbunden. Der erste lautet, dass sie einen problematischen ökologischen Fußabdruck hinterließen. Sie heizen alle schlecht, essen zu viel Fleisch, nutzen zuhauf das Auto und fliegen ständig in den Urlaub. Diesbezügliche Memes beklagen: „Had it better than his parents – and his kids". Der zweite Mythos nimmt Behauptungen eines früheren Ruhestands hinzu: „Failed high school – and gets job, buys house, retires happy" meinen Memes zu den Babyboomern im Netz. Ähnliche Pressemitteilungen lässt sogar das Bundesinstitut für Bevölkerungswissenschaft (2023) verlautbaren: „Renteneintritt der Babyboomer: Für viele ist schon mit 63 Schluss". Allerdings beziehen die 2021 gesammelten Daten nach 1960 geborene Personen gar nicht mit ein, also gerade die Jahrgänge, von denen wir hörten, dass sie über den gesamten Zeitraum der deutschen Nachkriegsgeschichte bis heute stets die

größten – d. h. die eigentlichen Babyboomer waren. Wahrscheinlich wird es bei Letzteren eher so kommen, dass sie aufgrund des verlängerten Eintrittsalters durchschnittlich später als ihre Vorgängergenerationen in Rente gehen. Und Studien zufolge sollen sie im Alter auch deutlich ‚fitter' sein (Gerstorf et al. 2023). Gleichwohl wird sich bei ihnen die Ungleichheit zwischen Mann und Frau in puncto Lebenserwerbseinkommen und der daraus ableitbaren Rentenansprüche kaum verändert haben (Allmendinger 2021). Also auch um die Babyboomer ranken sich die „Generationsmythen" (Schröder 2018), wie bei jeder Generation.

Michael Corsten

Quellenverzeichnis

Akquisos Fundraising (2020): Generation Babyboomer. Bundeszentrale für Politische Bildung – online, 03.12.2020 https://www.bpb.de/die-bpb/foerderung/akquisos/322074/generation-babyboomer/ [abgerufen: 25.02.2023] • Allmendinger, Jutta (2021): Es geht nur gemeinsam. Berlin: Ullstein • Beck, Ulrich (1986): Risikogesellschaft. Auf den Weg in eine andere Moderne. Frankfurt/Main: Edition Suhrkamp • Bundesinstitut für Bevölkerungswissenschaft (BIB) (2022): Renteneintritt der Babyboomer: Für viele ist schon mit 63 Schluss. Pressemitteilung. 10.12.2022. https://www.bib.bund.de/DE/Presse/Mitteilungen/2022/2022-12-10-Renteneintritt-der-Babyboomer-Fuer-viele-ist-schon-mit-63-Schluss.html [abgerufen: 18.07.2023] • Coupland, Douglas (1991): Generation X. New York: St. Martin's Press • Gerstorf, Denis et al. (2023): Today's older adults are cognitively fitter than older adults were 20 years ago, but when and how they decline is no different than in the past. In: Psychological Science 34, S. 22–34 • Grundmann, Matthias (1990): Warum Männer keine Väter werden: Vaterabwesenheit und Kinderlosigkeit bei Männern der Geburtskohorten 1929–31, 1939–41, 1949–51. Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie 10, S. 33–52 • Mayer, Karl Ulrich (1993): The postponed generation. Economic, political, social and cultural determinants of changes in life course regimes. In: Becker, Henk (Hrsg.) Solidarity of generations. Amsterdam: Thesis, S. 47–69 • Schröder, Martin (2018): Der Generationenmythos. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 70, S. 469–494 • Wüllenweber, Walter (1992): Der mieseste aller Jahrgänge. In: Süddeutsche Zeitung. Magazin Nr. 2, S. 20–21.

Banane, die [baˈnaːnə]

Die Goldenen Zwanziger, Babylon Berlin und die schönen Beine der Elisabeth (Arno 1930): Es ist die sprichwörtlich gewordene Kultur der Weimarer Republik, in der die Banane in Deutschland reüssierte: als Lebensmittel und Schlagertext, als erotisches und komisches Accessoire. Die gebogene Frucht, zwischen 12 und 20 cm lang, fordert geradezu dazu auf, sich auf schmierige Weise zu amüsieren: „Who doesn't notice that?", schreibt Roz Chast (2010) im New Yorker Magazin, „it's so obvious that even a seven-year-old can look at a person eating a banana and think, Heh-heh – hope you're ‚enjoying' that ‚banana'!" Dazu passt, dass Andy Warhol um die fünfzig Schallplattencover gestaltete, aber in Erinnerung

bleiben zwei davon: Die abziehbare Banane auf dem Cover von The Velvet Underground & Nico (1967) und die ausgebeulte Männerjeans auf Sticky Fingers (1971) der Rolling Stones.

Der Aufstieg der Banane zur Massenware jedenfalls fand in der kurzen Phase statt, in der in Europa ein Aufatmen zwischen vergangener Kriegslast und zukünftiger Weltwirtschaftskrise möglich war. Während des Ersten Weltkriegs wurden sämtliche Ein- und Ausfuhren an deutschen Häfen überwacht, das galt nicht zuletzt für Konsumwaren. Nur für kleinere Mengen von den Kanarischen Inseln wurden Ausnahmen gestattet, so dass die Banane zu Beginn der zwanziger Jahre zu einem Stückpreis von 1 RM verkauft wurde. Das entsprach etwa den Kosten für 1 kg Äpfel. In den Jahren 1923 und 1924 führte die Aufhebung des Einfuhrverbots für Südfrüchte zu einer gewissen Entspannung auf dem deutschen Bananenmarkt. Aber erst Ende des Jahrzehnts wurden die Mengen sowie das Preisniveau der Vorkriegszeit – Bananen zum Stückpreis für 10 bis 15 Pfennige – wieder erreicht (Wilke 2004).

An den Zahlen ist abzulesen, dass die Banane zu Beginn des 20. Jahrhunderts in Deutschland in manchen Perioden eine leicht zugängliche und günstig zu erwerbende exotische Frucht war, in anderen war sie ein Luxusgut und für die Mehrheit der Bevölkerung buchstäblich nicht greifbar. Von Kriegsversehrten wurde sie auf einem Handkarren durch die Straßen gezogen, in den Rinnsteinen vergammelte sie als überreife Frucht und in den besseren Vierteln der Städte fand sie sich in den Auslagen der neuen Ladenlokale für Gemüse und Früchte wieder. Diese Ambivalenz prägt den kulturhistorischen Auftritt der Banane: Sie ist ein exotisches Ding, das selbstverständlich da ist.

Die Voraussetzungen dafür, dass Bananen überhaupt in Mengen in den Handel kamen, lagen in den technischen Innovationen der zweiten Phase der Industrialisierung und hier vor allem in der Entwicklung von Kühltechnik für den Transport. Ohne Transportkühlung und beschleunigte Transportwege aus Mittelamerika wären Bananen nicht en masse zu genießen gewesen. Die traditionellen Methoden der Konservierung von Nahrung wichen den chemischen Stoffen und den technischen Instrumenten. Das bedeutete nicht weniger als eine ganz neue Verfügbarkeit über Nahrungsmittel: 1917 wurden in den USA geschätzte sieben Billionen Bananen verzehrt, ein Großteil davon lief über die United Fruit Company. Die Firma baute seit ihrer Gründung 1899 ihre monopolistische Stellung in der global operierenden Bananen-Industrie immer weiter aus. Ihr Besitz bezifferte sich nicht nur in riesigen Anbauflächen in Ländern Mittelamerikas und der Karibik, sie besaß Anfang des Jahrhunderts auch Eisenbahnnetze und Straßen in Costa Rica genauso wie Bananendampfer, Kühlwägen, Kommunikations- und Elektrizitätsnetze (Scott Jenkins 2000). Dass die sprichwörtlich gewordenen ‚Bananen-Staaten' darüber hinaus durch Zölle, Steuern und Produktionsvorgaben kontrolliert wurden, ist ein Beispiel für den Ausbau

einer globalen Asymmetrie der Weltwirtschaft – was Woody Allen nicht daran hinderte, das Thema in seinem Film „Bananas" von 1971 gewohnt neurotisch zu verhackstücken.

Erstaunlich aber ist, dass auch die alternativen Lebensreformbewegungen der Vor- und Zwischenkriegszeit den Aufstieg der Banane zur Massenware begleiteten. Anders als für das Gros der Südfrüchte, gibt es eine kulturelle Aufwertung der Banane zu beobachten, die sich aus einem Gesundheits- und Erneuerungsdiskurs speist. Kaum anders als im 21. Jahrhundert wurden ernährungswissenschaftliche und ökonomische Argumente mit dem Anspruch auf soziale und geistige Reformen verbunden und aufgezeigt, wie viel weniger Land für den Anbau der Banane im Unterschied zum Weideland nötig sei. Die Folgen von Industrialisierung, Urbanisierung und Bevölkerungswachstum sollten durch den Import von Bananen kompensiert und in ihren negativen Auswüchsen abgeschwächt werden, wie der Reformer Paul Sellin (1911, S. 6) verkündete: „Die Banane ist, wie keine andere Frucht oder Nahrungsmittel, geeignet, den Fleisch- und Alkoholgenuss zurückzudrängen, denn sie ist Frucht und Nahrungsmittel zugleich". *Veggie-Day* anno 1911.

Die Banane steht am Anfang einer Entwicklung, die längst normalisierte Konsumpraxis ist und bei Lebensmitteln am sinnfälligsten wird. Nahrung wird zur Massenware, was zu massiven Prozessen der Delokalisierung, Standardisierung und zu ökonomischen Abhängigkeiten führt. Die Widersprüche „eines Systems, dem es zum ersten Mal in der Geschichte gelungen ist, den Hunger zu besiegen" (Montanari 1999, S. 190), sind nicht aufzulösen, nur zu beschreiben: Als Konsumenten wissen wir nicht wirklich, woher die Banane kommt, aber sie sieht jeden Tag im Jahr gleich aus, sie schmeckt immer gleich und sie ist durch die urbanen Zentren der Welt zu einer kulturellen Norm geworden, der alle folgen. Die Banane ist das luxuriöse Massending. Sie ist die Frucht, mit der man Hunger überwindet und Überfluss symbolisiert. Erscheint sie als Gurke auf einem Cover der Satire-Zeitschrift Titanic (1989), dann genau deshalb, weil sich in der Banane jener für alle verfügbare Luxus des kapitalistischen Wirtschaftssystems materialisiert, den es in der DDR nicht geben durfte.

Die Banane ist somit immer schon mehr als ein Nahrungsmittel gewesen. Sie ist ein Sinnangebot moderner Gesellschaften. In dem Maße, in dem rituelle, religiöse und traditionelle Sinnzuschreibungen an Wert und Notwendigkeit verlieren (statt freitags Fisch gibt es im Winter Erdbeeren), können Nahrungsmittel eine neue kulturelle → Bedeutung annehmen. Diese Umdeutung begann in den 1920er Jahren nicht zuletzt in Gestalt des populären Tanzlieds: „Yes! We Have No Bananas" (Silver/Cohn 1922).

Kongenial drücken sich Hunger und Überfluss in diesem Titel aus: Ja! Wir haben keine Bananen. Wir haben genug zu essen, aber Bananen vermissen wir schmerzlich. In Deutschland ist das Lied unter dem Titel „Ausgerechnet Bananen" populär geworden, geschrieben von Fritz Löhner-Beda (1923), auf den unzählige

erfolgreiche Liedtexte in Operetten, Schlagern und Satiren zurückgehen. 1942 wurde er in Auschwitz ermordet. Nicht weniger als vier Einspielungen wurden in den USA 1923 von diesem Song gemacht, drei davon führten im selben Jahr die Charts an. Es gab Versionen von Benny Goodman, Louis Armstrong und den Muppets. Der Song wurde in Hollywoodfilmen gesungen, zitiert und parodiert. Sprichwörtlich aber wurde der deutsche Liedtext, dessen Kehrreim zum Ohrwurm wurde: „Ausgerechnet Bananen / Bananen verlangt sie von mir! / Nicht Erbsen, nicht Bohnen, / auch keine Melonen, / das ist ein' Schikan' von ihr! / Ich hab Salat, Pflaumen und Spargel, / auch Olmützer Quargel, / doch ausgerechnet Bananen, / Bananen verlangt sie von mir!" Das Spiel des Begehrens konnte beginnen: Er will sie, sie will Bananen.

Nimmt die Banane also eine Sonderstellung ein? Wäre sie nicht austauschbar mit dem grünen Spinat, der auf den ermordeten Gatten gespritzt wird („Ich reiß mir eine Wimper aus", Raymond/Amberg 1928) oder dem Papagei, der nur Kaviar mag („Mein Papagei frißt keine harten Eier", Frey/Kollo 1928)? Ebenso absurd, ebenso anzüglich, ebenso exotisch. Aber weder Spinat noch harte Eier können mit dem Material und dem symbolischen Fiktions- und Unterhaltungswert der Banane konkurrieren. Nicht zu dieser Zeit, in der Josephine Baker in ihren Tanznummern der Revue „La Folie du Jour" in Paris (1926) den Bananenrock populär machte und dabei offensiv mit exotisierenden Zuschreibungen spielte wie sie auch – wichtig für Elvis und Michael Jackson, für Madonna und Miley Cyrus – die Körpermitte zum Zentrum der Popkultur machte.

Nicht zu dieser Zeit, in der Harold Lloyd, Buster Keaton und Charlie Chaplin ein ums andere Mal auf Bananenschalen ausrutschen und Laurel & Hardy in „The Battle of the Century" (1927) zwei der gängigsten Slapstick Gags auf virtuose Weise kombinierten: Weil ein Konditor vor seinem Geschäft genau in dem Moment auf einer Bananenschale ausrutscht, in dem Oliver mit einer geschälten Banane vorbeikommt, wird diesem ein Kuchen ins Gesicht geklatscht. Weil wiederum ein Lieferwagen der Konditorei unendlichen Nachschub an Kuchen verspricht, wächst sich das Ganze zu einer verschwenderischen Massenorgie aus. Leicht verschoben aber vergleichbar mit den virtuosen Tänzen von La Baker, ist die Bananenschale erneut das Material für einen kontrollierten Kontrollverlust. Dem körperlichen Ausrutschen folgt der soziale Ausrutscher. Eine fremde Frau bekommt einen Kuchen an den Hintern und ins Gesicht geworfen. Weit davon entfernt, passives Opfer zu sein, mischt sie sich in die Kuchenschlacht ein und in kürzester Zeit schlagen sich Männer und Frauen, Kanalarbeiter und Angestellte, Junge und Alte auf das Schönste; das heißt: auf das Blödeste. Denn Blödeln, so hat Dieter Wellershoff (1976, S. 338) in seiner kurzen „Theorie des Blödelns" geschrieben, „ist ein freiwilliger Form- und Niveauverlust". Der- und diejenige, die blödeln, verweigern sich dabei dem Anspruch der Moderne, sich in der Öffentlichkeit unter allen Umständen kontrollieren zu können. Die Lust und Komik, die dabei evoziert wird, hat etwas Widerständiges, etwas so Befreiendes, wie das

Gefühl, den eigenen Hintern zu schütteln. Das Lachen, das auf die Blödigkeit des Blödelns folgt, ist deshalb selber nicht blöd. Ganz im Gegenteil: Es kommt, so Wellershoff (ebd., S. 340), „aus der verblüfften und entzückten Wahrnehmung einer bodenlosen Freiheit, in der es keine verletzten Standards und keine Sanktionen zu geben scheint, weil das Realitätsprinzip außer Kraft gesetzt ist".

Ausgerechnet die Banane bot somit die Möglichkeit, über Wohlstand und seine Folgen zu reden, stiftete den Anlass für sexuelle Phantasien, die unmoralisch, aber nicht unmöglich waren und war das Material, über das geblödelt und gelacht werden konnte. Modern ist in den zwanziger Jahren und bis heute all das: Etwas zu wollen, was man nicht haben kann (aber haben könnte): Wohlstand, sexuelle Freiheit, Andersartigkeit, Leichtigkeit. Es ist die Möglichkeitsoffenheit – und ihre Entsprechung der enttäuschten Sehnsucht – die in der Banane zum → Bild wird.

Stefan Krankenhagen

Quellenverzeichnis

Amberg, Charles/Raymond, Fred (1928): Ich reiß mir eine Wimper aus. Berlin und Wien: Wiener Bohème-Verlag • Arno, Siegfried (1930): Wenn die Elisabeth nicht so schöne Beine hätt. London: His Master's Voice • Bruckmann, Clyde (Regie) (1927): The Battle of the Century. USA • Chast, Roz (2010): Bananas. In: The New Yorker, November 1, 2010, https://www.newyorker.com/magazine/2010/11/08/bananas [abgerufen: 08.03.2023] • Frey, Hermann/Kollo, Walter (1928): Mein Papagei frißt keine harten Eier. Berlin und Wien: Wiener Bohème-Verlag • Löhner-Beda, Fritz (1923): Ausgerechnet Bananen! Berlin und Wien: Wiener Bohème-Verlag • Montanari, Massimo (1999): Der Hunger und der Überfluss. Kulturgeschichte der Ernährung in Europa. München: C.H. Beck • Rolling Stones (1971): Sticky Fingers. Rolling Stones Records • Scott Jenkins, Virginia (2000): Bananas. An American history. Washington and London: Smithsonian Institution Press • Sellin, Paul (1911): Die Banane – ein neues Volksnahrungsmittel. Eine botanisch-volkswirtschaftlich-ernährungsphysiologische Studie. Langenfelde-Altona: Neukultur-Verlag, Friedrich Maass • Titanic (1989): Das endgültige Satiremagazin, Nr. 11, Nov. 1989 • Silver, Frank/Cohn, Irving (1922): Yes! We have no bananas. New York: Shapiro, Bernstein & Co • The Velvet Underground & Nico (1967): Verve Records • Wellershoff, Dieter (1976): Infantilismus als Revolte oder das ausgeschlagene Erbe – Zur Theorie des Blödelns. In: Preisendanz, Wolfgang/Warning, Rainer (Hrsg.): Das Komische. München: Fink, S. 335–357 • Wilke, Kerstin (2004): Die deutsche Banane. Wirtschafts- und Kulturgeschichte der Banane im Deutschen Reich 1900–1939 (Dissertation Universität Hannover).

Band, die [bænd]

Sie wissen, wovon ich rede. Eine Gruppe von Musiker:innen, wahlweise bestehend aus Schlagzeuger:innen, Gitarrist:innen, Bassist:innen, Sänger:innen, Saxophonist:innen, welche sich unter einem (Band-)Namen zusammenfassen lassen. Neben dieser allgemeinen Definition existiert für Sie, wie vermutlich für jeden/jede von uns, auch ‚die eine Band', welche sich aufgrund der von uns

subjektiv vorgenommenen Bedeutungsaufladung von allen anderen Bands unterscheidet. ‚Die eine Band' (was durchaus auch als Plural für unterschiedliche, subjektiv bedeutsame Bands gelten kann), deren Songs, wenn wir diese hören, ein Tor zu einer anderen Zeit, einem anderen Ort, einer anderen Gefühls-Welt aufstoßen. ‚Die eine Gruppe von Musiker:innen', welche häufig ein Bindeglied zu unserer Jugend darstellt.

Wie genau entsteht so ein komplexes Phänomen? Welche Akteure sind hieran beteiligt und wie schafft es dieses Ensemble bzw. diese Versammlung, dass die → Beziehung zu ihnen so lange fortbesteht? Wie wird aus einer Band etwas Bleibendes, welches selbst die Musiker:innen (man denke hierbei bspw. an Nirvana oder die Beatles) überdauert?

Versetzen wir uns zunächst in die Perspektive der Musiker:innen selbst und beginnen mit der *Versammlung zum Üben*: Stellen Sie sich vor, Sie bekommen einen E-Bass geschenkt. Dieser → Bass, welcher nun zuhause in Ihrem Arbeitszimmer hängt, beinhaltet ein Skript, eine Geschichte sowie einen Aufforderungscharakter und somit ein „Potenzial, Vorbeikommende zu packen und Sie dazu zu zwingen, (eine) [Rolle] in seiner Erzählung zu spielen" (Latour 2006, S. 485). Er ist kein Objekt, was lediglich benutzt wird, sondern ein Aktant, der nichtintentional in das Geschehen eingreift, aber einen Unterschied macht. Der Bass fordert Sie auf, ihn zu greifen und zu bespielen. Die dicken Saiten assoziieren die Töne mit Ihren Fingern und stabilisieren mit jedem Anspielen diese Verbindung. Sie werden durch die Handhabung – das Bassspielen – zu etwas anderem, genauso, wie der Bass zu etwas anderem wird. Es ist nicht mehr der verstaubende Bass im Arbeitszimmer, sondern der bespielte Bass; Ihr Bass! Sie beide werden zu einem/einer Bassist:in als einer Mixtur aus E-Bass-Mensch, einem sogenannten „Hybrid-Akteur" (ebd., S. 488). Ähnlich wie die Fee im Märchen, welche Aschenputtel zu einer Prinzessin werden lässt, kann der richtige Bass im richtigen Moment aus Ihnen einen/eine Bassisten/Bassistin und somit einen Unterschied in Bezug auf Ihre zukünftigen Handlungsentscheidungen machen. Oder auch nicht, immer abhängig davon, wie Sie bereits mit anderen Akteuren/Aktanten verknüpft sind.

Erweitern wir die Perspektive: Auf einem Konzert Ihrer Lieblingsband lernen Sie als Bassist:in weitere Musiker:innen kennen und beschließen, dass es eine gute Idee wäre, sich in einem Proberaum zu treffen und gemeinsam ein paar Songs ihrer Lieblingsbands zu covern. Sie gehen in den Proberaum, trinken ein paar Bier, spielen und jammen gemeinsam. Daraufhin werden die Proben regelmäßiger und irgendwann schreiben sie ihren ersten eigenen gemeinsamen Song, proben diesen und nehmen ihn auf.

Doch ab wann spricht man von ihnen als Band? Zunächst benötigt es hierfür einer Explikation in Form eines performativen Sprechaktes (Austin 1972). Jemand muss dieser Versammlung von Musiker:innen (im gegenseitigen Einvernehmen) einen Namen geben. Die benennende Person (auch dies kann durchaus als Plural gedacht werden) tut also etwas, indem sie es sagt. Sie transformiert eine lose

Gruppe von Musiker:innen zu einer Band. Doch tut sie dies wirklich? Dass eine Band allein auf Basis einer Taufe besteht und vor allem bestehen bleibt, ist mehr als unwahrscheinlich. Denn jede soziale Gruppe und somit auch die Band wird in erster Linie durch ihre Praxen bzw. konkrete Handlungen immer wieder erneut hergestellt. Wie bei einem Tanz, hören diese Versammlungen auf zu existieren, wenn diese sich nicht mehr bewegen bzw. nicht weitergebildet und umgebildet werden (Latour 2019, S. 68). Eine Band, die nicht probt, keine Konzerte spielt und keine Musik produziert, wäre dementsprechend keine Band mehr. Wobei auch die Auflösung dieser in der Regel eines performativen Sprechaktes bedarf. Jemand wird diese Band womöglich irgendwann explizit auflösen, indem er/sie etwas sagt. Doch an dieser Stelle sind wir noch nicht.

Plötzlich taucht am Horizont ein neuer Aktant auf. Das Akteur-Netzwerk bekommt die Chance der Erweiterung durch die *Versammlung in Form des Auftritts:* Ihr/Ihre Schlagzeuger:in kennt da jemanden, der ihnen in zwei Monaten einen Gig in einem kleinen Club ‚besorgt'. Sie gehen daraufhin alle Songs minutiös durch, proben vier Mal die Woche, regen sich über den oder die auf, der oder die am ‚unsaubersten' spielt und → basteln an ihrem ‚Sound'. Solange Sie ‚sauber' spielen, gehen die Noten Ihres Basses im Klangteppich des Netzwerks auf, verspielen Sie sich jedoch, stehen Sie plötzlich im Mittelpunkt und werden zum Zentrum des Angriffs. Das Netzwerk richtet sich auf Sie als Ziel aus: Den/Die Bassist:in und will Sie, zu einer Veränderung bewegen. Denn beim ‚Sound' der Band geht es um die Feinabstimmung aller Aktanten/Akteure bzw. die → (Um-) Bildung aller, für eine Assoziation rund um den Auftritt. Wie bei einem gesprochenen Satz, den man nur verstehen kann, wenn man wiederholt die → Bedeutung jedes einzelnen Wortes mit dem Satz als Ganzen relationiert, so muss jeder Ton eines Instruments mittels Effekteinstellungen wie Distorsion, Delay, Equalizer und anderen an das gemeinsame Spiel aller gleichzeitig angepasst werden, bis sich das Netzwerk stabilisiert hat.

Und dann ist er da: *der Tag des Auftritts*. Sie bekommen sogar einen Soundcheck, da sie als erstes spielen, wie alle Anfänger, am Anfang, wenn erst wenige Leute da sind, sich (noch) niemand bewegt und alle warten, bis der Headliner startet. In dem Moment, in dem ihr ‚Set' startet, stehen fast fünf Menschen vor der → Bühne und sie kennen nur drei davon – ein voller Erfolg! Sie fühlen sich, als hätten Sie den Abend ihres Lebens und ernten am Ende Applaus, verkaufen ein ganzes T-Shirt und fahren völlig übermüdet ihre Instrumente mitten in der Nacht zurück in den Proberaum.

Insbesondere der Auftritt hilft dabei, das Netzwerk über die Band hinaus zu erweitern, um bspw. Fans, Hater, T-Shirts, Bandlogos oder ähnliches zu versammeln. Jeder Neuankömmling, sei er nun Fan oder Bandmitglied, wird im gemeinsamen Tun transformiert und transformiert zugleich das bestehende Netzwerk. Die Zuschauer/Zuhörer:innen werden zu ‚Fans ihrer Band' und sie als Band zu einer ‚Band mit Fans', die beginnt ihre Handlungen auf neue Ziele auszurichten.

Ging es vorher allein darum, sich im Proberaum zu versammeln, wollen nun auch die Verbindungen zum ‚nächsten Auftritt', die Verhandlung mit den ‚Hörenden/Fans' oder auch den ‚Veranstalter:innen' gepflegt werden.

Perspektivwechsel*, Versammlung zu ‚diesem Song'*: Sie haben sich mal wieder von Ihren Kolleg:innen überreden lassen und sind an diesem Abend – trotz eines anstrengenden Arbeitstages – auf dem Weg in eine Bar. Von draußen hören Sie bereits ein tieffrequentes Dröhnen der Musik, vermischt mit einem undeutbaren Gewirr aus Stimmen verschiedener Besucher:innen. Sie fühlen sich bereits jetzt genervt von der bevorstehenden Lautstärke, der Notwendigkeit, selbst laut reden zu müssen und den vielen Menschen. Als Sie die Bar betreten, verändert sich Ihre Situation jedoch schlagartig. Sie erkennen diese ‚eine Basslinie' in diesem Song und fühlen sich in der Zeit zurückversetzt. Da gab es ‚diese eine Band', an ‚diesem einen Abend' und in dieser Bar läuft genau ‚dieser Song'. Sie können es nicht beschreiben, können es jedoch fast riechen, den Schweiß der Menschen in diesem dunklen kleinen Club, Sie waren 17 und standen mit vielleicht vier weiteren Personen vor der Bühne dieser (noch) unbekannten Band. Sie fühlen sich neu verortet und gleichzeitig mit dieser Bar, einer Band, die nicht mehr existiert und Ihrem früheren Ich verbunden. Die Musiker:innen haben über die Versammlung mit Mikrofonen, Produktionssoftware, dem Studio, dem Produzent:innen u. a. einen Song geschaffen, welcher durch das Hochladen und Verbreiten im Internet, die Assoziation mit den Fans sowie weiteren Akteuren/Aktanten in einem Netzwerk stabilisiert, das räumliche und zeitliche Grenzen sprengt und sie selbst überdauert. Auch wenn die Band sich nicht mehr bewegt, nicht mehr durch ihre Praxis hergestellt wird, kann diese dennoch über das Skript in diesem einen Aktanten, dem Song, einen Unterschied machen. Denn neben diesem ganzen Netzwerk ist es doch das, was eine Band ausmacht, ihre Musik.

Martin Brämer

Quellenverzeichnis

Austin, John L. (1972): Zur Theorie der Sprechakte. Stuttgart: Reclam • Latour, Bruno (2006): Über technische Vermittlung: Philosophie, Soziologie und Genealogie. In: Belliger, Andréa/Krieger, David J. (Hrsg.): ANThology. Ein einführendes Handbuch zur Akteur-Netzwerk-Theorie. Bielefeld: transcript, S. 483–528 • Latour, Bruno (2019): Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft: Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Barbie, die [ˈbaʁbi]

Barbie kann bilden! Diese Aussage, dass die Ankleide- und Spielpuppe Barbie mit → Bildung einhergeht, mag Zweifel säen. Die Barbie polarisiert und gemäß der Bildungs- und Protestorganisation *Pink stinks*, welche die pauschale Kategorisierung von Menschen in Pink und Blau in Werbung und Medien kritisiert, ist die Puppe nicht nur ein Alptraum vieler Eltern, die die heimischen Kinderzimmer vor einer glitzernden Invasion schützen wollen, sondern auch das Feindbild einer emanzipatorischen Gesellschaft, in der die Kategorie *Geschlecht* aufgebrochen statt zementiert werden soll. Barbie ist eine streitbare Figur. Sie steht für Mode und Trends, Schönheit und (ideale) Körpermaße, Geschlechter- und Rollenbilder, eine Sexualisierung der Kindheit sowie gesellschaftliche Transformationen im Kapitalismus.

Bis zur Gegenwart ist Barbie ein fester Bestandteil im kindlichen Spiel. Sie fasziniert Erwachsene, die der Anmut und dem Facettenreichtum der Puppe als Objekt erliegen (Habermas 1996), sie sammeln (Wilde 2015) oder ihr optisch – im Sinne eines Begehrens – mit dem eigenen Körper ähneln möchten. Das oft rosarot verkitschte Barbie-Universum lässt sich trotz seiner kapitalistischen Einschreibung als fortschrittlich und in Ansätzen sogar emanzipatorisch lesen (Legler 2006), was sich auch in der Handlung im 2023 erschienenen Barbie-Film (Regie: Greta Gerwig) widerspiegelt. Die Barbie-Puppe stellt eine Figur für individuelle sowie gesellschaftliche Träume dar und schafft Raum für eine fantasiereiche Auseinandersetzung mit der Wirklichkeit.

Puppen zum Spielen blicken auf eine lange Historie zurück. Die Materialien zur Puppenherstellung variieren jeweils nach der Zeit ihrer Entstehung. „Im alten Griechenland wurden Puppen aus gebranntem Ton hergestellt. Holzpuppen kamen im 15. Jahrhundert in Europa auf. Im 19. Jahrhundert waren Puppen oftmals – ähnlich den Kindern – wie kleine Erwachsene gekleidet. Die Massenproduktion von Puppen begann allerdings erst in den Fünfzigerjahren“ (Barbie 2000, S. 8).

Und genau jene 1950er Jahre sind auch die Geburtsstunde der Barbie. Hier hatte die Amerikanerin Ruth Handler den brillanten Geistesblitz, eine figürliche Ankleide- und Spielpuppe zu entwickeln. Denn auf Reisen in die Schweiz entdeckt sie in der Bild-Zeitung die Lilli-Puppe, die als Archetyp der Barbie gelten kann. Die Bild-Lilli basiert auf dem Comic-Strip Lilli, den der Karikaturist Reinhard Beuthien 1952 für die → Bild entwarf und zunächst ein Dekorationsobjekt bzw. Geschenkartikel darstellte. Die Firma Mattel, die Ruth Handlers Mann Elliot Handler 1945 zusammen mit Harold Matt Matson gründete, bringt die Barbie-Puppe – deren Name sich aus dem Vornamen von Ruth Handlers Tochter Barbara entlehnt – nach der Präsentation auf einer New Yorker Spielzeugmesse 1959 auf den amerikanischen Markt (D’Amato 2009, S. 14). Barbie erobert seither die

Welt. Sie avancierte zum Spielzeugklassiker. Aufgrund ihrer Beliebtheit wird bereits 1962 ein Barbie-Fanclub gegründet. Seitdem sind unzählige mit Barbie-Schriftzug bzw. Barbie-Bezug versehene Merchandise-Produkte (Comics, Filme, Computerspiele, Apps, Textilien etc.) entstanden.

Die Geschichte der Barbie lässt sich einerseits als Spielzeug und Sammelobjekt betrachten, andererseits aber auch vor dem Hintergrund der (Zeit-)Geschichte(n), die den Einfluss der Puppe auf Frauen-, Körper- und gesellschaftliche Rollenbilder fokussieren. Mit der Puppe werden Vorstellungen von Stil und Weiblichkeit kommuniziert bzw. erzeugt: Dieses führte häufig auch zu einer Kritik an der Puppe als nicht geeignetes role model und „Inbegriff der Anti-Emanzipation" (Hildebrandt 2009, S. 29). Barbie verkörpert mit ihren Körpermaßen, ihrem Aussehen und Styling ein nicht nachahmungswürdiges und problematisches Frauen- und Rollenbild. In einer an der Universität Sussex durchgeführten psychologischen Studie wurde nachgewiesen, dass Mädchen im Alter von fünf bis acht Jahren, die von der Barbie-Puppe fasziniert sind, um ein Vielfaches unzufriedener mit ihrem Körper sind als andere Mädchen ihren Alters (Dittmar/Halliwell/Ive 2006). Außerdem repräsentiert Barbie eine erwachsene, aber jugendlich aussehende Person, die mit Kindern und Teenagern wenig gemein zu haben scheint – warum sollten sie also damit spielen?

Als Figur verbleibt Barbie stets im Wohlstand, prangert keine grundlegend gesellschaftlichen und sozialen Verhältnisse an; auch ihr Wertekanon ist durch die gesellschaftliche Realität gerahmt. In freizeitlicher Beschäftigung lädt die Puppe dazu ein, spielend oder sammelnd zu entspannen, in Austausch mit anderen Menschen zu treten, die Welt zu erkunden und bestehende Weltentwürfe zu verschieben. Der Hersteller Mattel hat mit der Barbie-Dynastie eine Puppenidentität kreiert: Nach und nach wurde eine → Biografie inklusive Lebensläufen und -räumen sowie sozialem Umfeld mit weiteren Puppen-Charakteren wie Ken oder Skipper als Familie und Freund:innen geschaffen. Diese Identität und biografische Konstruktion lassen sich in zweierlei Hinsicht diskutieren: Einmal im Rahmen der Unternehmenspolitik und außerdem als soziales Gefüge, in das die Barbie-Puppe eingebettet ist. Die Analogie zu menschlichen Lebensformen und die soziale Verantwortung, die mit Freundschaften und Familie einhergeht, sind nicht zu leugnen (D'Amato 2009, S. 30). Im Jahr 2004 wurde beispielsweise Barbies männliches Puppenpendant Ken – begleitet von einer ausgeklügelten Marketingkampagne bzw. Markeninszenierung – aus dem Programm genommen. Durch sein kurzzeitiges Ausscheiden wird sichtbar, dass Ken mehr „Beiwerk" für Barbies Glitzerwelt zu sein scheint, als dass er zwingend zu ihrer Existenz benötigt wird (vgl. auch den Film Barbie 2023). Das Fehlen von Ken löste bei Liebhaber:innen der Puppe jedoch eine Protestwelle aus, weshalb Ken – rundum erneuert – wieder (auf den Markt) zurückkehrte (D'Amato 2009, S. 108 f.). Hier deutet sich an, dass die Simulation der *Simulation* Barbie an die Realität rückgekoppelt ist und zu Modifikationen letzterer führen kann (Lenzen 1985).

Barbie mimt in mittlerweile über 80 → Berufen als z. B. Astronautin, Sängerin, Ärztin oder Programmiererin ein selbstbestimmtes Leben, wodurch die Puppe im weiten Sinne als eine Vorreiterin und Vorbild gelten kann. So trägt Barbie bereits 1964 einen Raumanzug, während Sally Ride erst 1983 als erste US-Amerikanerin im Weltraum ist; die Russin Valentina Tereschkowa hat das Weltall jedoch bereits 1963 gesehen. Die Beschäftigung mit Barbie reduziert Menschen nicht auf klassische Rollenspiele von Mutter- und/oder Vatersein, wie es Baby-Puppen suggerieren. Mit Barbie werden Weiblichkeit und Frau-Sein als Stärke gesehen: Träumen- und Denken-Können stehen nicht im Widerspruch.

Im Zeitalter von Globalisierung, Diversität und Inklusion ändert Barbie ihr optisches Erscheinungsbild und ihre Lebenszusammenhänge. Varianten von Barbie und Ken sitzen beispielsweise im Rollstuhl; Hautfarben, Körperformen und Kleidungsstile werden vom Hersteller verändert bzw. angepasst. Dadurch ergibt sich das Handlungspotential, die Puppe zu transformieren: Durch die produzierten sowie durch die selbst entworfenen (biografischen) Geschichten zur Puppe lässt sich Realität und Fantasie vorwegdenken, hervorbringen oder verzerren. Es entsteht ein Möglichkeitsraum der Welt- und Wirklichkeitserzeugung, in dem Kriterien wie Wahrheit und Richtigkeit durch einen flexiblen Umgang und eine Parallelität unterschiedlicher Weltversionen ausgehebelt werden: Es gibt nicht nur *eine* Wirklichkeit, sondern eine Vielzahl von Wirklichkeiten, die allesamt zulässig sind, insofern sie ihren Erschaffenden Freude und Genuss bereiten. Spieler:innen und manche Sammler:innen kreieren eigene Welten. Sie modifizieren die Puppen durch Umstyling, selbstgenähte Kleider und Schmuck, verändertes Make-up, Haare sowie Körper- und Kopfformen. Sie verwickeln die Puppe in eigene Spiele und/oder platzieren sie in (fiktionale) Schauwelten und -landschaften (Dioramen). Und genau damit sind Hauptmerkmale des Spiels erfüllt: „Das Spiel […] durchbricht das normale, alltägliche Leben, baut sich unverfügbar und ereignishaft auf, setzt dabei auch Handlungs- und Denkformen des Alltags außer Kraft und entlässt den Spielenden dann wieder in sein gewöhnliches Leben“ (Stenger 2014, S. 267). Es werden sinnliche und ästhetische Erfahrungen möglich, sich spielerisch mit der (Lebens-)Realität zu beschäftigen und sich in neue bzw. andere Wirklichkeiten hineinzudenken.

Bei den Barbie-Sammler:innen entsteht darüber hinaus ein eigenes Fachwissen zum jeweiligen Sammelgebiet. Manche Liebhabende der Puppe entwickeln sich zu angesehenen Profis oder Expert:innen (Wilde 2015, S. 188 ff.). Sie werden zu Sachverständigen, Restaurator:innen oder Händler:innen.

Deutlich wird: Die Barbie-Puppe bleibt eine paradoxe Figur. Während die Kritik die anti-emanzipatorische und kapitalistische Ausrichtung eines allzu sorglosen Spielzeuges betont, bietet die Barbie-Welt seit ihrer Erfindung immer wieder einen Spiegel des jeweiligen Zeitgeistes, der zum fantasiereichen Spiel einlädt und (neue) Weltzusammenhänge verstehbar macht. Die Auseinandersetzung mit dem (biografischen) Selbst und den Anderen über die Puppe kann ein

bildendes Moment sein, um sich, das Leben und die bestehende Gesellschaft zu be- und hinterfragen (Nohl 2012). In dieser Perspektive kann Barbie bilden und jenseits ihrer pinken Optik Kinder und Erwachsene zu (revolutionärem) Spiel und Beschäftigung einladen.

Denise Wilde

Quellenverzeichnis

Barbie (2000): Barbie. Beauty Queen. München: Dorling Kindersley • Barbie (2023): Regie Greta Gerwig. Film. Heyday Films, LuckyChap Entertainment, NB/GG Pictures, Mattel Films • D'Amato, Jennie (2009): Barbie. Tribut an eine Ikone. Königswinter: Heel • Dittmar, Helga et al. (2006): Does Barbie make girls want to be thin? The effect of experimental exposure to images of dolls on the body image of 5- to 8-year-old girls. In: Developmental Psychology 42(2), S. 283–292 • Habermas, Tilmann (1996): Geliebte Objekte. Symbole und Instrumente der Identitätsbildung. Berlin/New York: Suhrkamp • Hildebrandt, Antje (2009): Das blonde Gift. In: Rheinischer Merkur 10, S. 29 • Legler, Wolfgang (2006): „He-man und Barbie" als Gegenstand Ästhetischer Forschung? Persönliche Erfahrungen und „emanzipatorischer Unterricht". In: Blohm, Manfred et al. (Hrsg.): Über Ästhetische Forschung. Lektüre zu Texten von Helga Kämpf-Jansen. München: kopaed, S. 125–133 • Lenzen, Dieter (1985): Mythologie der Kindheit. Die Verewigung des Kindlichen in der Erwachsenenkultur. Versteckte Bilder und vergessene Geschichten. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt • Nohl, Arndt-Michael (2012): Be-Dingte Bildung? –- Pragmatistische und empirische Überlegungen zur Bildung mit materiellen Artefakten. In: Miethe, Ingrid; Müller, Hans-Rüdiger (2012): Qualitative Bildungsforschung und Bildungstheorie. Opladen/Berlin/Toronto: Barbara Budrich, S. 227–245 • Stenger, Ursula (2014): Spiel. In: Wulf, Christoph/Zirfas, Jörg (Hrsg.): Handbuch Pädagogische Anthropologie. Wiesbaden: Springer VS, S. 267–274 • Wilde, Denise (2015): Sammeln. Annäherungen an eine Kulturtechnik. Bielefeld: transcript.

Bass, der [bas]

„Na, da hätten Sie wohl besser mal Blockflöte gelernt!" ruft der Mann mir beim Vorbeigehen zu. Obwohl ich genervt bin, will nicht unhöflich sein. Also beantworte ich den Zuruf mit einem Lächeln. Gleichzeitig versuche ich meinen Kontrabass in seiner großen Tasche über die rechte Schulter tragend und mit einer weiteren schweren Tasche in der linken Hand durchs Gedränge am Bahnhof zu kommen, ohne dabei ständig jemanden anzustoßen. Ich habe Schweiß auf der Stirn. Am liebsten würde ich meine Jacke ausziehen, aber das wäre jetzt eine viel zu komplizierte Aktion – Kontrabass ablegen und dann, wohin überhaupt mit der Jacke? In solchen Momenten ist man als Bassist ein bisschen wie ein Außerirdischer. Die Kommentare häufen sich: „Ach, guck mal, ist das jetzt ein Cello? Ist aber ein ganz schön Großes." oder „Mein Gott, was Sie da mit sich rumschleppen müssen! Machen Sie das immer?" „Ja. Ganz richtig beobachtet" denke ich entnervt vor mich her.

Glauben Sie mir, Zug gefahren bin ich nicht oft mit dem Bass. Meist ging es, wann immer möglich, mit meinem PKW auf Tour. Der Bass – ich muss in diesem Fall genauer sein und damit dem Anfangsbuchstaben B etwas in die Quere kommen – der Kontrabass ist kein leichtes Instrument. Und damit ist es tatsächlich eine echte Entscheidung, wenn man sagt: ich werde Bassist. Ein bisschen wie eine Ehe. Fürs Bassspiel zieht ein richtiges Möbelstück bei Ihnen ein, es schaut Ihnen überall zu und Sie müssen es überall mühevoll hintragen: „Im Leben des Musikers ist der Kontrabaß Geliebte, Freund, Feind und Verhinderer des eigenbestimmten Weges. Soziale Analyse, Slapstick und Milieukomik und ein fest gespannter Bogen, der monologisch und entschlossen den Schwingungen des menschlichen Zusammenspiel(en)s nachstreicht" (Süßkind 1997). Süskinds Bassist weiß, wovon ich rede. Der Kontrabass vermittelt immer auch eine gewisse Schwerfälligkeit. In Ostdeutschland, wo ich Musik studiert habe, nennt man ihn daher auch liebevoll Oma.

Und so ist es auch kaum verwunderlich, dass meine Frau, als sie mich kennenlernte, dachte, ich hätte schon eine Familie. Mein Auto war einfach riesengroß. Sie konnte ja nicht ahnen, wie groß das Auto erst werden würde, als wir dann wirklich eine gegründet haben …

Aber lassen Sie mich versuchen, Sie mit ein paar Fakten zu versorgen: Der Kontrabass ist das größte unter den Streichinstrumenten, zu denen ansonsten auch das Violoncello (oder schlicht „Cello"), die Bratsche (übrigens auch ein schönes Instrument mit „B"), auch Viola genannt, und die Geige (oder Violine) gehören. Im Stehen ist der Kontrabass – man kann ihn ruhig auch Bass oder Bassgeige nennen – höher als der/die Spieler:in und wiegt in etwa 10 kg. Die Amerikaner nennen ihn „Upright Bass" also „Aufrechter Bass", weil man ihn im Stehen spielt, oder auch „Double Bass", weil er in seiner ersten Verwendung im Orchester die Dopplung der Cellostimme darstellte, nur eine Oktave tiefer – deshalb der „Gedoppelte Bass". In der Regel hat ein Bass vier Saiten, die heute in einem Quartabstand gestimmt sind: E – A – D – G. Manche Instrumente in Orchestern haben eine zusätzliche fünfte Saite, die noch tiefer geht: bis zum Subkontra H. Es gibt außerdem einige Solist:innen, die die fünfte Saite als höhe Saite hinzufügen. Zupft oder streicht man sie ohne einen Ton auf dem Griffbrett abzugreifen, erklingt dann ein C'. Mit dem technischen Vermögen, wie dem des französischen Kontrabassisten Renaud Garcia-Fons, wird so aus dem Instrument vom Klang her fast ein Cello oder eine Bratsche. Sein Album „Solo – The Marcevol Concert" (2012, Enja Records) war für mich eine Offenbarung. Wenn Sie mal einen Bass hören wollen, der mehr ist als ein Begleiter, dann hören Sie in diese Aufnahmen hinein. Sie werden erstaunt sein, was Sie zu hören bekommen!

Preislich sind Kontrabässe nicht ansatzweise so teuer wie eine Geige oder ein Cello. Nur um Ihnen ein Beispiel für die Relation zu geben: die Stradivari-Geige „Lady Blunt" von 1721 wurde bei einer Auktion 2011 für 15.900.000 US-Dollar versteigert; ein Kontrabass von Maggini von 1712 für gerade einmal 186.000

US-Dollar (Lohse 2020, S. 15). Wenn wir also mal das mühevolle Herumschleppen außen vorlassen, ist der Preis wirklich einer der großen Vorteile, wenn man sich für den Bass entscheidet. Für 5.000 bis 10.000 Euro bekommt man schon ein wirklich gutes Instrument, auf dem es sich bestens spielen lässt. Für eine Geige oder ein Cello hingegen muss man den Preis eines Mittelklasse-PKWs hinlegen, um sich ähnlich gut zu fühlen.

Im Gegensatz zu den anderen Streichinstrumenten hat der Bass übrigens auch mehrere Bauformen: die Geigenform (man spricht auch von der Viola-da-braccio-Familie) und die Gambenform sind die gängigsten. Mit Letzterer ist der Bass dann eigentlich auch viel näher an seinem Vorgänger, der Gambe geblieben, als die anderen Streichinstrumente. Gamben gab es im 15. Jahrhundert schon in unterschiedlichen Größen und Stimmungen. Die bekannteste ist wohl die Viola da Gamba, die als Kniegeige als Vorgängerin des Cellos angesehen wird. Im Falle von J.S. Bachs berühmten Cellosuiten gibt es immer wieder Diskussion darüber, ob er die ein oder andere nicht ursprünglich für eine solche Gambe geschrieben hat. Jedenfalls gibt es auch Fassungen dafür aus seiner Feder. Bemerkenswert ist jedenfalls, dass erste Kontrabass-Instrumente auch schon im 16. Jahrhundert gebaut wurden. Seinen Platz in Orchestern fand er aber im Gegensatz zu Geige, Bratsche und Cello erst mehr als zwei Jahrhunderte später, Mitte des 18. Jahrhunderts.

Mit dem Sprung ins 20. Jahrhundert kam dann der Jazz auf und damit fand der Kontrabass ein neues Betätigungsfeld. Eine Art Emanzipation innerhalb der Streicherfamilie, könnte man sagen. Einziges Problem war dabei lange die Lautstärke, in der das Instrument erklingen konnte. In einer → Band mit Schlagzeug und Bläsern war viel Kraft am Bass verlangt – und trotzdem nur bedingtes Durchsetzungsvermögen.

In gewisser Weise kam Abhilfe mit der Weiterentwicklung verstärkter Instrumente wie der E-Gitarre: der E-Bass wurde geboren. Ursprünglich auch das Instrument, mit dem ich den Bass für mich entdeckt und lieben gelernt habe. Angefangen habe ich (ganz klassisch) mit musikalischer Früherziehung und dann mit dem Klavier als erstes Instrument. Die Liebe zu den tiefen Tönen habe ich anschließend mit etwa zwölf Jahren zunächst an einem Fagott ausprobiert. Ich war fasziniert vom Klang dieses Holzblasinstruments! Vor allem vom Fagottkonzert KV 191 von W.A. Mozart. Aber dann kam die Pubertät und damit der → Blick auf das eigene Äußere. Es tut mir leid, das jetzt so sagen zu müssen: Aber, liebe Fagottspieler:innen, es sieht einfach nicht besonders vorteilhaft aus, wenn Ihr Euer Rohrblatt in den Mund nehmt und spielt. Dafür ist der Klang Eures Instruments bis heute für mich einer der schönsten unter den Blasinstrumenten! Ich habe mich also nach einem kurzen Intermezzo von meiner Bläserkarriere wieder verabschiedet und bin unter die E-Bassist:innen gegangen. Die ersten Erfolge mit den Schulbands und ein Lehrer, der mich wie ein Mentor begleitet hat, waren die Grundlage für den Wunsch, Bass zu studieren – Jazzbass.

Wäre da nicht mein nächster Lehrer im Studium gekommen, der mich am Ende des ersten Studienjahrs gefragt hatte, ob ich nicht „richtig Bassspielen" lernen wollte, vielleicht wäre ich einfach beim E-Bass geblieben. Bei der Ehre gepackt, habe ich mich fortan parallel auch dem Kontrabass verschrieben und bin davon nicht mehr weggekommen.

Bassist zu sein ist eine besondere Aufgabe. Egal in welche Band, in welches Ensemble Sie schauen, Sie werden feststellen können, in vielen (ich behaupte sogar in sehr vielen) Fällen ist der/die Bassist:in die Person, die vieles zusammenhält. Sicher, der anfangs angesprochene Besitz eines großen Autos könnte ein Faktor sein, aber es geht mir vielmehr um die Rolle des Basses in der Band. Musikalisch gesehen entscheidet der Bass, in welche Richtung es im Stück geht. Mit seinem Ton (zumeist der Tiefste) bestimmt der Bass den Grundton des jeweiligen Akkords und mit seinen rhythmischen Figuren ist er das Bindeglied zwischen Rhythmus-, Akkord- und Melodie-Instrumenten. Das strahlt bis in die Gesamtorganisation eines Bandgefüges aus. Selbst wenn die Band eine:n Sänger:in haben sollte oder ein anderes Instrument „der Leader" sein sollte, schauen Sie genauer hin! Sie werden erstaunt sein, welche Rolle die Person am Bass auch zwischenmenschlich in den Bandgefüge hat.

Neben dem Instrument ist natürlich auch noch der Bass als Sänger zu erwähnen. Ein Irrglaube könnte sein, dass ein Bass spielender Musiker auch gleichzeitig ein Basssänger sei. Schauen Sie auf berühmte Bassspieler. Paul McCartney von den Beatles singt z. B. mit einer wundervollen hohen Tenor-Stimme! Der mit der tieferen Stimme, neben ihm, war John Lennon an der Gitarre. Auch ich war im Schulchor immer Tenor – heute eher Bariton. Ab und zu gibt es Theaterprojekte, in denen ich singe. Manchmal werde ich auch zur zweiten Stimme in einer Band. Das macht immer Spaß.

Bass zu spielen und zu hören ist eine wunderbare Erfahrung. Versuchen Sie es doch auch einmal und erlauben Sie mir zum Schluss noch einen gut gemeinten Rat: Bitte sparen Sie sich jegliche (Flöten-)Sprüche, wenn Sie in der Öffentlichkeit einem Menschen mit einem Bass über der Schulter begegnen. Sie werden ihr/ihm damit nicht weiterhelfen. Diese Person hat sich für das schönste Instrument entschieden, dass ich auf dieser Welt kenne und wird es immer mit Würde tragen.

Gregor Praml

Quellenverzeichnis

Süskind, Patrick (1997): Der Kontrabass. Zürich: Diogenes • Lohse, Jonas (2020): Das Kontrabass-Buch. Friedberg: Jonas Lohse Verlag.

Basteln, das [ˈbastl̩n]

Gibt man bei YouTube den → Begriff „Basteln“ ein, bekommt man binnen Sekunden zahlreiche bunte Videos zu fantastischen Bastelanleitungen. Man erhält Ideen, wie man mit Kindern basteln kann, im DIY-Stil aus unterschiedlichen Materialien Neues zaubert, Papier kunstvoll faltet und vieles mehr.

Basteln gehört wie auch Kochen, Musizieren, Tanzen oder Reisen zu den experimentierfreudigen Hobbys. Bastler:innen richten sich zu Hause gerne einen eigenen Bereich, wenn nicht gar einen ganzen Raum oder eine Werkstatt ein, um ungestört ihrem Tun nachzugehen. Sie stricken, häkeln, nähen, töpfern, schnitzen, vertiefen sich in die Kunst des Origami, malen, zeichnen, collagieren, betreiben Modellbau u. a. m. Bastler:innen haben Freude am spielerischen Umgang mit (unterschiedlichen) Materialien, genießen ihre Tätigkeit und können sich im Schaffen von Neuem vertiefen.

Basteln kann Freude machen. Es kann aber auch als lästig empfunden werden, entweder, wenn die Bastelarbeit nicht gelingt oder der*die Bastelnde sich so sehr in seinen*ihren „Bastelkram“ vertieft, dass er*sie für andere nicht mehr ansprechbar ist. Der Bastelei können sich Personen unterschiedlichen Alters hingeben: Kinder, Erwachsene und Senior:innen. Basteln wird eher im Bereich des (künstlerisch orientierten) Handwerks, nahe der Kunst verortet.

Claude Lévi-Strauss, Begründer des ethnologischen Strukturalismus, greift in seinem 1962 erstmals auf Französisch erschienenen Werk „Das wilde Denken“ den Begriff der Bastelei auf, unterscheidet sie vom rationalen, wissenschaftlichen Denken der westlichen Moderne, dessen Idealtyp er im Ingenieur findet und vergleicht sie mit dem mythologischen Denken der sogenannten ‚Wilden‘. Anders als viele Ethnolog:innen seiner Zeit stellt er das eine Denken nicht über das andere, sondern „billigt beiden zu, von basal-menschlicher Neugierde und Erkenntnisinteresse getrieben zu sein“ (Schmidt 2018, S. 42). Instruktiv differenziert er das Denken und Handeln von Bastler:innen im Vergleich zu Ingenieur:innen und schreibt: „Der Bastler ist in der Lage, eine große Anzahl verschiedenartigster Arbeiten auszuführen; doch im Unterschied zum Ingenieur macht er seine Arbeit nicht davon abhängig, ob ihm die Rohstoffe oder Werkzeuge erreichbar sind, die je nach Projekt geplant und beschafft werden müßten: die Welt seiner Mittel ist begrenzt, und die Regel seines Spiels besteht immer darin, jederzeit mit dem, was ihm zur Hand ist, auszukommen, d. h. mit einer stets begrenzten Auswahl an Werkzeugen und Materialien, die überdies noch heterogen sind, weil ihre Zusammensetzung in keinem Zusammenhang zu dem augenblicklichen Projekt steht, wie überhaupt zu keinem besonderen Projekt, sondern das zufällige Ergebnis aller sich bietenden Gelegenheiten ist, den Vorrat zu erneuern oder zu bereichern oder ihn mit den Überbleibseln von früheren Konstruktionen oder Destruktionen zu versorgen“ (Lévi-Strauss 2022, S. 30). Bastelnde arbeiten,

so Lévi-Strauss weiter, mit Hilfe von Zeichen. Sie sehen in einem Stück Holz entweder eine Struktur oder eine Figur und bringen es in Verbindung mit anderen Materialien. Ingenieur:innen hingegen arbeiten mit Hilfe von Begriffen. Sie müssen definiert und angewendet werden (Lévi-Strauss 2022, S. 32 f.). Was Lévi-Strauss hier grundlegt, ist nicht nur die Unterscheidung zwischen Bastler:innen und Ingenieur:innen, sondern kann auch auf die Differenz zwischen qualitativer und quantitativer Forschung angewendet werden. In der qualitativen Forschung orientiert man sich an den Prämissen, etwas verstehen zu wollen, etwas Neues entdecken zu wollen. Hierfür kann man – folgt man der Ethnografie oder Grounded Theory – verschiedene Materialien miteinander kombinieren und durch das Neuarrangement und die Analyse zu zum Teil überraschenden Ergebnissen kommen. Durch Bricolage oder die Betrachtung eines Phänomens von verschiedenen Seiten, legt man als qualitativ Forschende:r, ähnlich wie ein:e Bastler:in, in die Arbeit auch „immer etwas von sich hinein" (Lévi-Strauss 2022, S. 34 f.). Qualitative Forschung ist niemals objektiv, sie ist von Offenheit, dem Versuch, Fremdes verstehen zu wollen, Kommunikation mit den interessierenden Subjekten, Kontextualität und Reflexibilität geprägt. In der quantitativen Forschung – die der Haltung eines Ingenieurs wesentlich näher liegt – möchte man hingegen im hypothetico-deduktiven Verfahren bestehende Theorien an der Empirie überprüfen und die Welt erklären. Jene Forschungshaltung entspricht, neben dem des Ingenieurs, der Rationalität einer Mathematikerin, die der qualitativen Forschung eher der Arbeit eines Bastlers oder einer Künstlerin.

In den Bildungswissenschaften gibt es einen intensiven Diskurs rund ums Basteln. Diskutiert wird, ob im frühpädagogischen Bereich das Basteln nach Anleitung oder als freies Tun bessere Lern- und Bildungsmomente in sich trägt. Die beiden Kunstdidaktiker Thomas Heyl und Lutz Michael Schäfer (2016) halten schon für Kindergartenkinder das freie Basteln, definiert als „ergebnisoffenes Handeln, das selbstbestimmte Verwenden von heterogenem Material und vielfältigen, selbstgewählten Techniken", für die bessere Variante. Es ist kein Tun im häufig gesehenen Stil des Vormachens und Nachmachens. Es entspricht eher einem explorativen Handeln, in dem Kinder ihre motorischen Fertigkeiten schulen, gleichzeitig aber im kreativen Tun aufgehen und dabei vieles lernen können, sei es „Achtsamkeit in der Auseinandersetzung mit dem Material, Flexibilität bei neuen Deutungen der vorgefundenen Gegenstände, Originalität und Risikobereitschaft bei der Kombination der einzelnen Elemente und Selbstvertrauen." Sie lernen „Ausdauer, wenn es darum geht, schwierige und unklare Situationen auszuhalten und zu lösen." Und damit stärkt „freies Basteln" „die eigene Selbstwirksamkeitserfahrung" (Heyl/Schäfer 2016).

Kunst und Bastelarbeiten bauen auf Handwerk auf, versuchen aber immer mit ästhetischen Mitteln im Modus des „objektiven Zufall[s]" (Lévi-Strauss 2022, S. 34) etwas zu entdecken. Jenes spielerische Tun ist auch Jugendlichen inhärent. Jugendliche setzen sich kritisch mit ihrer Umwelt auseinander und versuchen

häufig Neues zu schaffen, indem sie Inhalte ihres täglichen Lebens, sei es aus dem Bereich der Politik, der Musik- und Populärkultur, des Sports sowie aus kulturellen Kontexten, aufgreifen, imitieren, adaptieren, verballhornen, neu mischen und in einem eigenen Stil zu einem neuen Ganzen umdeuten und damit Wege zur symbolischen Selbstermächtigung finden (Hebdige 1979; Clarke et al. 1979). Aus diesem Tun entstehen nicht selten neue subkulturelle Stile, seien es die des → Blues, Punks, der Skins, des Rocks oder HipHops, um nur einige zu nennen. „In Subkulturen gehe es immer darum, sich die symbolischen Ressourcen der herrschenden Kultur anzueignen und sie zum Zweck des symbolischen Widerstands zu benutzen." Die jugendlichen Bricolagen „äußern sich im Rauschen der Zeichen und → Bedeutungen, in einer für Nichteingeweihte oft kryptischen Signifikanztextur, wie sie in ihrer spezifischen Dichte nur von subkulturellen Stilen und Artefakten zustande gebracht wird" (Schmidt 2018, S. 44 f.).

Entsprechend haben Basteleien nicht nur für Kinder, sondern auch für Jugendliche einen bedeutsamen Bildungsmoment. Geht man über jene beiden Lebensphasen hinaus, könnte man sogar behaupten, dass Basteleien für die gesamte Biografiearbeit der (Post-)Moderne von Relevanz sind, gibt es doch heute nur noch selten traditionelle Normalbiografien, bei denen Menschen auf einem vorausbestimmten Weg von der Institution der Familie in die Schule, in den → Beruf und dann in den Ruhestand wechseln (Kohli 1994). Vor dem Hintergrund der „Pluralisierung von Lebensformen" (Kohli 2003, S. 533) und der damit einhergehenden „Kontingenz und Optionsvielfalt" (Kohli 2003, S. 533) entstehen sogenannte „Bastelbiographie(n)" (Beck/Beck-Gernsheim 1994, S. 13), die die Menschen dazu auffordern, als „Agentur eines zwangsläufig selbstorganisierten Lernprozesses" (Alheit/Dausien 2006, S. 432) zu agieren. Früh auf kreatives Basteln hinzuwirken, kann entsprechend helfen, die dafür erforderlichen Kompetenzen zu erlernen.

Irene Leser

Quellenverzeichnis

Alheit, Peter/Dausien, Bettina (2006): Biographieforschung in der Erwachsenenbildung. In: Krüger, Heinz-Hermann/Marotzki, Winfried (Hrsg.): Handbuch erziehungswissenschaftliche Biographieforschung. Wiesbaden: VS Verlag, S. 431–457 • Beck, Ulrich/Beck-Gernsheim, Elisabeth (1994): Individualisierung in modernen Gesellschaften – Perspektiven und Kontroversen einer subjektorientierten Soziologie. In Beck, Ulrich/Beck-Gernsheim, Elisabeth (Hrsg.): Riskante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften. Frankfurt/Main: Suhrkamp, S. 10–39 • Clarke, John et al. (Hrsg.) (1979): Jugendkultur als Widerstand. Milieus, Rituale, Provokationen. Frankfurt/Main: Syndikat • Fiske, John (1994 [1989]): Understanding Popular Culture. London/New York: Routledge • Hebdige, Dick (1979): Subculture. The Meaning of Style. London/New York: Routledge • Heyl, Thomas/Schäfer, Lutz Michael (2016): Freies Basteln – ein Unwort? In: kindergarten heute, 46, https://www.herder.de/kiga-heute/fachmagazin/archiv/2016-46-jg/10-2016/freies-basteln-ein-unwort/ [abgerufen: 21.11.2024] • Kohli, Martin (1994): Institutionalisierung und Individualisierung der Erwerbsbiographie. In Beck, Ulrich/Beck-Gernsheim, Elisabeth (Hrsg.): Riskante Freiheiten. Individualisierung

in modernen Gesellschaften. Frankfurt/Main: Suhrkamp, S. 219–244 • Kohli, Martin (2003): Der institutionalisierte Lebenslauf: Ein Blick zurück und nach vorn. In Allmendinger, Jutta (Hrsg.): Entstaatlichung und Soziale Sicherheit. Verhandlungen des 31. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Leipzig 2002, Teil 1. Opladen: Leske + Budrich, S. 525–545 • Lévi-Strauss, Claude (2022): Das wilde Denken. Frankfurt/Main: Suhrkamp • Schmidt, Christian (2018): Wie Zeitschriften, nur anders! Fanzines als Medien der Bricolage, In: JuBri-Forschungsverbund. Techniken jugendlicher Bricolage (Hrsg.): Szenen, Artefakte und Inszenierungen. Interdisziplinäre Perspektiven. Wiesbaden: Springer VS, S. 33–60.

Batman, The [ˈbæt.mən]

Es ist Nacht in Gotham City. Denn in Gotham ist immer Nacht. Und über die Dächer, Balkone und Gesimse gleitet eine finstere Gestalt: Batman, der dunkle Ritter, bewacht die braven Bürger:innen der Stadt (das sind eher wenige) und beschützt sie vor skrupellosen Schurken (davon gibt es viele).

Die Geschichte in Kürze: Als Junge wird Bruce Wayne Zeuge des Raubmordes an seinen Eltern. Er schwört sein Leben dem Kampf gegen das Böse zu widmen und verbringt dafür seine komplette Adoleszenz mit obsessiver Selbstoptimierung. Praktischerweise hat er ein beträchtliches Vermögen geerbt, das ihn von lästiger Brotarbeit befreit und ihm eine fantastische Ausrüstung finanziert. Schließlich schlüpft er als Erwachsener in einen dunklen Fledermaus-Ninja-Anzug, um als Batman allen Spitzbuben das Fürchten zu lehren. Mit Hilfe seines Butlers Alfred, dem Polizisten James Gordon, diversen Robins und Bat-Girls bekämpft Batman so ein brutales Bataillon bizarrer Bösewichte, wie Joker, Riddler, Catwoman, Pinguin oder Calendar Man (Brooker 2000).

Erstmals tat Batman dies 1939 in „Detective Comics #27". Als seine Erfinder gelten Bob Kane und Bill Finger, die dabei das ganze Arsenal der Pulp-Kultur plünderten: Ausbildung und Gürtel von Doc Savage, als Kostüm eine Mischung aus Lee Falks Phantom, Superman und dem Film „The Bat" (1926), dazu Zorros Geheimidentität und fertig war ihr Mitternachtsdetektiv. Vor allem bedienten sich Kane und Finger aber bei der Groschenheft- und Hörspielreihe „The Shadow", deren Abenteuer „Partners of Peril" (1936) sie in der ersten Batman-Geschichte „The Case of the Chemical Syndicate" schamlos plagiierten (Banhold 2017).

Ursprünglich also eine Pulp-typische Selbstermächtigungsfantasie des einsamen Mannes in einer chaotischen Moderne, entwickelt sich Batman in den 1940ern zu einer pädagogischen Figur für jene Männer, denen die Pubertät erst noch bevorsteht. Aus dem Outlaw, der nur seinem eigenen Rechtsempfinden gehorcht, wird ein maskierter Hilfssheriff als personifizierte US-amerikanische Spießbürgerlichkeit. Im Laufe der 1950er rückt dabei die Ironie zwischen dem konservativen Anspruch dieses Batmans und seiner bunten, latent homoerotischen Extravaganz erstmals in den Fokus. Dies mündet 1966 in der enorm

erfolgreichen TV-Serie „Batman", die den Helden zur Camp-Ikone stilisiert und die mäßig erfolgreiche Comicfigur zum festen Inventar im kollektiven Bewusstsein macht (Pearson 2015).

Über die Jahrzehnte versuchen die Comics daraufhin, Batman immer wieder neu und immer wieder anders zu etablieren: als Exploitation-Actionheld, als düsteren Neo-Noir-Detektiv, als sozialen Beschützer der Schwachen, als omnipotenten Übermensch oder als gebrochenen Anti-Held (Miller 1986, Moore 1989, Morrison 2006–2008). Anstatt sich jedoch diachron abzulösen, bleiben diese Interpretationen synchron nebeneinander bestehen. So bricht Batman als Archetyp den Heldenbegriff wie ein Prisma in unterschiedliche Ausprägungen.

Spätestens seit dem Blockbuster-Film von 1989 transzendiert „Batman" schließlich von einer fiktionalen Figur zum „Mem". Der → Begriff bezeichnet nach Richard Dawkins einen Bewusstseinsinhalt, der sich äquivalent zum biologischen Gen innerhalb der kulturellen Sphäre reproduziert (Dawkins 1976). Batman ist nicht mehr nur eine Figur *in* einem Film, er *ist* selbst eine Reihe filmischer Elemente und Mittel. Er ist nicht eine Comicfigur, er ist *die* Comicfigur („BÄMM", „ZACK!", „POW!"). Batman ist Musik (sie wissen schon: *Nananana, Batman!*, Neal Hefti, 1966, und My Chemical Romance, 2010, aber auch Nirvanas *Something in the Way*, 1991), Batman ist Tanz (z. B. der Batusi, auch bekannt aus „Pulp Fiction", 1994), Batman ist Theater, Literatur, Mode, Computerspiel und, und, und. Das Emblem der stilisierten schwarzen Fledermaus auf gelbem Grund, das Bat-Symbol, ist ein universelles Label – allgegenwärtig auf alles anwendbar (Banhold 2017). Batman ist ein Code der Queer Community und gleichzeitig ein Zeichen, mit dem Incels ihre Besessenheit von reaktionärer Männlichkeit ausdrücken. Batman ist Erkennungsmerkmal von Subkulturen und gleichzeitig Symbol eines vereinheitlichten Mainstreams. Er ist Vorlage für Kleinkinderspielzeug und High-Budget Pornografie.

Als Mem kann Batman auch immanente Widersprüche unseres gesellschaftlichen und politischen Umfelds verdeutlichen. Aktuell gilt das beispielsweise für die Inszenierung hegemonialer und repressiver Macht: Batman, so sagt man, sei im Gegensatz zu anderen Superhelden, realistisch, ein normaler Mensch wie du und ich. Er scheint als Einzelner chancenlos gegen die ganze Welt kämpfen zu müssen. – Doch stopp. Überlegen wir mal: Bruce Wayne ist ein Milliardär, der aussieht wie ein Supermodel. Er ist trainiert wie ein Spitzenathlet, gleichzeitig Experte in jedem Zweig der Wissenschaft, entwirft und baut eigenhändig bahnbrechende Technologien, ist ein erstklassiger Entfesselungskünstler, Ninja, Psychologe, Hacker, Einbrecher, Playboy, Rennfahrer, Schauspieler und polyglotter Globetrotter (Brooker 2000). Nachts bestimmt er als maskierter Rächer, welche Gesetze gelten, und tagsüber leitet er einen multinationalen Großkonzern. Ihm gehören die meisten Immobilien in Gotham, seine Firma bestimmt die Wirtschaft der Stadt, sein Geld und sein Wort als Medienpersönlichkeit ermöglichen

und beenden politische Karrieren. Und notfalls kann er jede Bewegung als Ein-Mann-Armee ganz alleine niederschlagen. Dagegen wirkt ein Jugendlicher mit Spinnenkräften ziemlich bodenständig, oder?

Bruce Wayne verfügt über eine ökonomische und soziale Kraft, die ihn zu einem der mächtigsten Individuen der Welt macht. Und trotzdem konzentriert er sich darauf, ökonomisch schwache und psychisch kranke Menschen zu boxen, weil „das System" nicht funktioniert – ein System, das von ihm abhängt und von dem kaum jemand mehr profitiert als er selbst.

Es ist bezeichnend, dass Donald Trump im Wahlkampf 2020 versuchte, sich das Batman-Mem anzueignen. Auch seine Popularität beruht schließlich darauf, sich als weißer Milliardär, als „mächtigster Mann der Welt", als Nepotist mit eigenem Phallusgebäude in Manhattan trotzdem zum Underdog gegen eine vermeintlich korrupte Elite zu erklären. Wie soll man so einen offensichtlichen Blödsinn begreifen?

Nach Adorno ist die Antwort bemerkenswert einfach: Mit Batman hat die Kulturindustrie die Blaupause für eine patente autoritäre Ideologie entwickelt und sie in die Vorstellungswelt der Massen eingepflanzt. Der bourgeoise Machthaber wird dafür heroisiert, dass er der Gewinner innerhalb des repressiven Systems ist und gleichzeitig zur Projektionsfläche für den Wunsch nach Rebellion gegen eben dieses System wird. Kurz: Wir lieben Bruce Wayne, weil er uns ausbeutet und sich gleichzeitig aufreibt, um uns von sich selbst zu befreien.

Aber das ist noch nicht das Ende der Geschichte. Denn als Mem reproduziert Batman diesen Widerspruch ununterbrochen in serieller Form, macht ihn sicht-, sag- und damit hinterfragbar. Und genau damit legt das Mem auch die Grundlage für seine Dekonstruktion und für seinen eigenen Gegenmythos. Der manifestiert sich beispielsweise in den populären „White Knight"-Comics von Sean Murphy, die Batmans Rolle bloßstellen und den Joker zum Helden des Szenarios machen (Murphy 2017). Ähnlich verhält es sich mit dem oscarprämierten Film „Joker" (2019), ein schaler Scorsese-Aufguss, der aber doch die Ideologie des Batman-Mythos hinterfragt. Und zuletzt zeigt es sich im Film „The Batman" (2022), in dem selbst Bruce Wayne vor der Paradoxie seiner eigenen Rolle erschrickt.

Und haben Sie sich nie gefragt, warum bei Batman die Schurken viel cooler sind als der Held? Man mag mit Bruce Waynes Schicksal Mitleid empfinden, aber wirkliches Verständnis hat man für Batmans Gegner:innen. Während die Zahl psychischer Erkrankungen in Folge von sozialem und ökonomischem Druck rasant ansteigt, werden Scarecrow oder Harley Quinn zunehmend empowernde Identifikationsfiguren gegen die medial allgegenwärtigen, perfekten Bruce Waynes. Wer kann angesichts der Zerstörung unserer Umwelt und der drohenden Auslöschung der Menschheit Poison Ivy nichts abgewinnen? Und Catwoman ist nicht weniger als eine Heldin gegen Patriarchat, Kapitalismus und White Supremacy (hooks 1994), die sich in der Figur Bruce Wayne vereinen.

Ist das das Ende unseres Helden? Oder wird sich das Mem in neuen Kontexten reproduzieren? Die Antwort gibt es, wie immer, morgen. Same Bat-Time, same Bat-Channel!

Lars Banhold

Quellenverzeichnis

Banhold, Lars (2017): Batman. Re-Konstruktion eines Helden. Berlin: Ch. A. Bachmann-Verlag • Brooker, Will (2000): Batman unmasked. Analyzing a cultural icon. New York/London: Continuum • Dawkins, Richard (1976): The selfish gene. Oxford: University of Oxford Press • hooks, bell (1994): Outlaw culture. New York: Routledge • Link, Dirck (2012): Batman und Robin. Hamburg: Textem • Miller, Frank (1986): The Dark Knight Returns. New York: DC Comics • Moore, Alan (1989): The Killing Joke. New York: DC Comics • Morrison, Grant (2006–2008): Batman. New York: DC Comics • Murphy, Sean (2017): The White Knight. New York: DC Comics • Pearson, Roberta E. et al. (2015): The many more lives of Batman. New York: Palgrave.

Bauer, der [ˈbaʊɐ]

Früher wurde „Im Märzen der Bauer sein Rösslein anspannt“ oft und gerne gesungen. Diese Liedzeile lässt eine ganze Gesellschaftsformation und Wirtschaftsweise vor das innere Auge treten, die zwischen dem 10. und 19. Jahrhundert Europa prägte. Der Bauer als Chiffre für die bäuerliche Bevölkerungsgruppe war ihre mit Abstand wichtigste tragende Kraft. Der Adel übernahm in der feudalen Gesellschaft steuernde Funktionen; Kirche und Städte intensivierten die gesellschaftliche Arbeitsteilung durch → Bildung, Handwerk und Gewerbe (Mitterauer 2009).

Schauen wir uns genauer an, welche Bedeutungsschichten sich hinter dieser Zeile verbergen. Wir beginnen mit „im Märzen“. Der Bauer spannt im Monat März eines jeden Jahres an. Sein Tun war also Teil eines zyklischen Geschehens. Am 2.2., zu Lichtmess begann regelmäßig das bäuerliche Wirtschaftsjahr. Es endete zu Martini am 11.11. Ab März ist der Winter soweit vorbei, dass mit der Feldarbeit begonnen werden konnte. Mit der bäuerlichen Feldarbeit wiederum wurde die Fruchtbarkeit unserer Kulturböden geschaffen. Die alte und die verbesserte Dreifelderwirtschaft sowie eine flexible Fruchtwechselwirtschaft stellen Stufen einer über fast ein Jahrtausend bestehenden ökologischen Kreislaufwirtschaft dar. Ihr Kern bestand aus einem organischen Betriebskreislauf, der auf dem Wechsel von Anbau und Brache, später dem Wechsel der Früchte in Verbindung mit Tierhaltung und natürlicher Düngung beruhte. Die bäuerliche Kreislaufwirtschaft sicherte die Ernährung, aber auch die Vielfalt der Landschaft mit Wäldern, Hecken und (Obst-)Bäumen, mit Wildkräutern und Wildtieren

(allerdings nicht gerade Bär und Wolf, welche bäuerliche Nutz- und Haustiere rissen). Sie schaffte und erhielt die natürlichen Lebensgrundlagen der Gesamtbevölkerung (Priebe 1985, S. 13).

Das Subjekt des Satzes ist „der Bauer". Nahe liegt die Frage: Und wo bleibt die Bäuerin? Und das zu Recht. Die Bauernwirtschaft folgte nicht einem Modell des „Ein-Mann-Betriebs", sondern gründete in der Ordnung des „ganzen Hauses". Bauernhäuser hatten keinen Bauherren, sondern es war, wie über den Türen abzulesen, ein Bauernpaar, das „dieses Haus errichtete". Dieses „Haus" gab den Familien oft den Namen (Hausnamen), denn das Haus blieb (jedenfalls in den Anerbengebieten) und die Familien kamen und gingen (Wehler 2008, Band 1, S. 71 ff.). Das bäuerliche Haus war erstens differenziert nach der Bauernfamilie im engeren Sinne und den Hilfskräften, die mit der Bauernfamilie zusammenlebten, arbeiteten und aßen. Die Bauernfamilie war so eine Großfamilie; oft abhängig von Hofgröße und Alter oder Zahl der Kinder. Und zweitens folgte die Arbeitsteilung den Differenzierungslinien menschlichen Lebens: Geschlecht und Alter/Generation. Der Bauer war für die Feldarbeit und generell körperlich anstrengende Tätigkeiten zuständig, die Bäuerin für die Haus- und Gartenarbeit sowie für generell mehr Geschick erfordernde Tätigkeiten; die Großeltern bzw. Altenteiler arbeiteten so weit und dort mit, wo sie *noch* konnten, Kinder dort, wo sie *schon* mithelfen konnten. Stallarbeit wurde mal so, mal so aufgeteilt und erledigt. Fehlten familieneigene Arbeitskräfte, trat das Gesinde (Knechte und Mägde) hinzu (Wehler 2008, Band 1, S. 159 ff.). Diese Lebensweise hatte Konsequenzen für den bäuerlichen Sozialisationsprozess. Bauernkinder wurde keine abstrakte Moralität „eingebläut", sondern sie übernahmen im Mit-Leben und -Arbeiten normative Maßstäbe, die sie lehrten, was „man zu tun" hatte, um Familie und Betrieb, den „guten Namen", nicht zu gefährden. Das bäuerliche Wirtschaften hatte somit eine moralökonomische Komponente. Dass der Bauer gewissermaßen nach außen wichtiger war als die Bäuerin, kam vor allem von der feudal-ständischen Gesellschaftsformation, die ursprünglich Sozial- und Militärorganisation miteinander verknüpfte. Im „Aufgebot" zu Miliz- und Polizeiaufgaben verpflichtete bäuerliche Stellenbesitzer konnten nur Männer sein (Mitterauer 2009, S. 109 ff.). Dieses alte lehensrechtliche Muster verhüllte jahrhundertelang mehr oder weniger die partnerschaftliche Grundordnung des bäuerlichen Familienbetriebs.

Das Objekt des Satzes in der Liedzeile ist „das Rösslein", also das Pferd. Der Dichter des Textes scheint die ständische Hierarchie der ländlichen Gesellschaft der frühen Neuzeit gekannt zu haben. Denn Bauern waren damals definiert als Stellenbesitzer, die ihrer Fronpflicht mit Pferden, also Zugvieh, nachkamen. Solche, die ihrer Dienstpflicht so nicht nachkommen konnten, mussten Handfron leisten, waren „Handlanger". Bauern mit Pferden saßen oft auf „ganzen Stellen" und waren stolz auf ihren Besitzstand. Ochsen- und Kuhbauern, in etwa: Mittel- und Kleinbauern nur auf halben oder Viertelstellen. Selbst Pferdebauern sahen sich jedoch in die Spannung von Besitz- und Berufsstand gestellt. Denn der

betriebliche Ablauf war nicht nur von Besitzgröße und Nutzfläche, sondern auch vom beruflichen Geschick abhängig. Und der wirtschaftliche Erfolg musste im Prinzip jedes Jahr nicht nur „die Familiennahrung" garantieren, sondern auch ein „standesgemäßes Leben" ermöglichen. War dies mit einer Stelle nicht möglich, wurde Zuarbeit oder Tagelöhnerei nötig, rutschte die Familie in die unterbäuerliche Schicht, in die Subsistenzwirtschaft (Wehler 2008, Band 1, S. 159 ff.). Die DDR hätte also nie und nimmer Arbeiter- und Bauernstaat heißen dürfen, sondern höchstens: Industrie-, Landarbeiter- und Tagelöhnerstaat. Aber das funktioniert natürlich nicht als zündende politische Parole. Das Beispiel zeigt auch, dass im politischen Bewusstsein Deutschlands kaum präsent ist, wie erfolgreich die Revolution von 1848 mit ihrer „Bauernbefreiung" aus ländlicher Sicht war. Wehler (2008, Band 2, S. 759 ff.) meint, im damals noch ländlichen Deutschland sei die schnelle „Kapitulation" der Herrschenden vor den bäuerlichen Forderungen nach dem Ende feudaler Rechte eine Voraussetzung für die Niederschlagung der bürgerlichen Revolution gewesen.

Wir kommen zum Prädikat des Satzes. Was tut der Bauer im Frühjahr: Er „spannt an". Die Landwirtschaft des vorindustriellen Zeitalters brauchte Spannvieh als Antriebskraft. Das weist auf den Zusammenhang von Kreislaufwirtschaft und Energiebilanz der Landwirtschaft hin. Der Bauer brachte in den Nahrungsmitteln mehr Energie hervor als bei der Produktion verbraucht wurde. Das änderte sich um 1900. In Fachkreisen ersetzte man den → Begriff „Bauer" durch „Landwirt". Mit der Ausbreitung von Zug- und Erntemaschinen seit den 1950er Jahren verlor die Landwirtschaft endgültig jegliche Autonomie bei Energie- und Antriebskräften. Ihre Produktion ist inzwischen von Öl und Elektrizität, von Maschinen, künstlicher Düngung und Chemie abhängig. Die Ernährungssicherung beruht im 21. Jahrhundert zu über 90 Prozent auf diesem Energiesektor. Die moderne Landwirtschaft ist keine Primärproduktion mehr wie die bäuerliche, die auf Arbeit und Ausnutzen der kostenlosen Sonnenergie beruhte. Während der Bauer den fünf- bis zehnfachen Ertrag in seinen Nahrungsmitteln erzielte, muss der Landwirt des 21. Jahrhunderts deutlich mehr als zehn Kalorien für eine Nahrungskalorie einsetzen. Mit der Substitution von Arbeit durch Fremdenergie und Kapitelgütern ging eine Veränderung der betrieblichen Größenverhältnisse einher (Priebe 1985, S. 56 f.). Die aktuelle Landwirtschaft bewegt sich im historischen Umfang der Gutswirtschaft und Standesherrschaft: In Ostdeutschland beschleunigt durch das sozialistische „Bauernlegen" und die Vergrößerung der LPG-Gutsbezirke; in Westdeutschland verzögert durch die familienbetriebliche Eigenheit, fundamentalen Wandel (wie Betriebsaufgabe) regelmäßig mit der Generationenübergabe zu verbinden. Jedenfalls hatte sich die agrarökonomische Situation gegen Ende des 20. Jahrhunderts schon so weit agrarindustriellen Dimensionen angenähert, dass sich ein „bäuerliches Wiedereinrichten" in den

ostdeutschen Ländern hauptsächlich in Gestalt von Nebenerwerbsbetrieben vollzieht. Insbesondere in Hobbybetrieben kann man noch „Bauer“ – mit großem Traktor oder sogar Pferd – spielen.

Wer kann außerdem noch von sich behaupten, der Sozialfigur des Bauern mit seiner Wirtschaftsweise nahe zu kommen? Am ehesten der Bio-Bauer, der am Prinzip der Kreislaufwirtschaft festhält. Aber er wird inzwischen von zwei Seiten in die Zange genommen. Einerseits und immer schon auf der Kostenseite der Produktion durch die Agrarindustrie, andererseits auf der Konsumentenseite durch die zunehmende Absage an eine Ernährung, die sich an den natürlichen Produktionsbedingungen einer nachhaltigen Landwirtschaft orientiert. Der vegane Konsum bedeutet bspw. einen weiteren, radikalen Schritt hin zu einer künstlichen Ernährungsweise, die auf technischem Wege (z. B. Laborfleisch aus Bioreaktoren) versucht, die Abhängigkeit des Menschen von natürlichen Lebensbedingungen abzuschütteln (und auch das „Bio-Fleisch“ der „Öko-Landwirtschaft“ ablehnt). Manches deutet darauf hin, dass ein (größerer) Teil der Weltbevölkerung zukünftig zu einer (teilweise) künstlichen Ernährungsweise gezwungen sein wird. Zurzeit ist die agrarindustrielle Produktion notwendig, um drohende Hungerkatastrophen zu verhindern. Diese Produktionsweise wiederum beschleunigt den Klimawandel, zerstört die natürlichen Produktions- und Lebensbedingungen, beeinträchtigt Tierwohl und Biodiversität, steigert die biologische Verursachung von Infektionskrankheiten und Pandemien. Je künstlicher die Ernährung wird, je mehr wir mit der Apokalypse eines kollektiven Hungertods und der Apokalypse zerstörter Lebensbedingungen konfrontiert werden – und der Frage: welche ist uns lieber? –, desto mehr wird der Bauer zu einer mythischen Figur aus einem Zeitalter, als die Naturaneignung noch ein tragendes Element im materialen Bildungsprozess der Menschheit war.

Karl Friedrich Bohler

Quellenverzeichnis

Mitterauer, Michael (2009): Warum Europa? Mittelalterliche Grundlagen eines Sonderwegs. München: C.H. Beck • Priebe, Hermann (1984): Die subventionierte Unvernunft. Landwirtschaft und Naturhaushalt. Berlin: Siedler • Wehler, Hans-Ulrich (2008): Deutsche Gesellschaftsgeschichte. München: C.H. Beck.

Baumkuchen, der [ˈbaʊ̯mˌkuːxn̩]

Auf den Ort meiner Herkunft angesprochen, antworte ich, dass ich aus Salzwedel komme. Meistens schaue ich dann in ebenso fragende Gesichter wie die Leserschaft dieses Textes bei der Frage, was das mit dem → Begriff Baumkuchen zu tun hat. Gut, dass Sie fragen! Sehr viel. Denn Salzwedel ist nicht nur die Stadt in Deutschland, die am weitesten von jeder Autobahn entfernt ist, sondern auch die Stadt, aus der der Baumkuchen kommt. Sehr häufig höre ich dann, „[…] das ist doch der, den ich bei Aldi oder Edeka kaufen kann". Diese industriell produzierte Discounterware hat jedoch sehr wenig gemein mit dem „König der Kuchen", wie er in der Konditor:innenkunst bezeichnet wird und bis heute das Wappen seiner Zunft schmückt. Dabei sind es weniger die Zutaten, die den Baumkuchen so besonders machen, sondern die aufwendige und diffizile Art seiner Herstellung über offenem Feuer auf einer rotierenden Walze.

Auch wenn schon im Mittelalter Teig um einen Spieß herum über offenem Feuer gebacken wurde, dürfte dies eher ein Vorläufer des uns heute bekannten Stockbrotes gewesen sein. Im 16. Jahrhundert wurde die Backmethode modifiziert und die Teigmasse erstmals als ganzes Stück mit Schnüren an einer Walze befestigt. Durch die von den Schnüren verursachten Einkerbungen erhielt der Baumkuchen seine bis heute typischen Ringe. Ein Jahrhundert später änderte man die Herstellungsweise erneut und behielt sie bis heute bei. Damals wie heute wird dabei mit einer Kelle schichtweise eine dünnflüssige Masse auf die sich über offenem Feuer drehende Walze aufgetragen. Die während des Auftragens herabtropfende Masse wird in einer breiten Wanne aufgefangen und zusammen mit frischer Masse erneut auf die Walze aufgetragen. Zwischen 10–12 Teigschichten werden auf diese Weise gebacken. Seine markanten Zacken erhält der Salzwedeler Baumkuchen durch die herabsinkende Teigmasse. Wie bei Eiszapfen, die durch stetes Anfrieren des herablaufenden Wassers entstehen, verhindert die Hitze das Abtropfen der Masse und bildet durch fortwährendes Anbacken die unverwechselbaren Zacken. Nach dem Backen wird der Kuchen mit einer Schokoladen- oder Zuckerglasur überzogen. Die Kunst des Backens besteht dabei darin, eine gleichmäßige Schichtung zu erreichen, die dem traditionsreichen Gebäck sein typisches Muster verleiht und an die Maserung eines Baumes erinnert.

Bei einem so aufwändigen Herstellungsprozess überrascht es nicht, dass der Baumkuchen zu den teuersten Backwaren im Konditoreigeschäft gehört – so teuer, dass er in Grammabmaßen und nicht im Stückpreis verkauft wird.

Während im 19. Jahrhundert Berlin als Hochburg des Baumkuchens galt, ist es heute vor allem die altmärkische Hansestadt Salzwedel, die sich einen Ruf als Baumkuchenlieferant von überregionaler → Bedeutung erarbeitet hat. Der Bäcker Andreas Schernikow brachte das Baumkuchenrezept Anfang des 19. Jahrhunderts von seiner Wanderschaft mit nach Salzwedel. Schon bald wurde die von

ihm gegründete Baumkuchenmanufaktur über die Stadtgrenzen hinaus bekannt und verschaffte ihm 1865 die Ernennung zum königlichen Hoflieferanten. Über Generationen vererbt, landete das Rezept schließlich bei der Familie Kruse, die Ende der 1950er Jahre vom DDR-Regime enteignet und deren Inhaberin Auguste Kruse wegen Verstoßes gegen das Handelsschutzgesetz zu über zwei Jahren Haft verurteilt wurde. Man legte ihr zu Last, durch den internationalen Baumkuchenversand der DDR-Bevölkerung geschadet zu haben. Mit dem Glauben an ein wiedervereintes Deutschland vererbte ihre Tochter und Nachfolgerin Gertrud Kruse das vor dem DDR-Regime versteckte Originalrezept vor ihrem Tod an ihren ehemaligen Lehrling Oskar Henning. Er erhielt im Zuge der Wiedervereinigung den enteigneten Bäckereibetrieb der Familie Kruse zurück und gründete die „Erste Salzwedeler Baumkuchenfabrik", die bis heute den Baumkuchen nach der Originalrezeptur von 1807 herstellt.

Die genaue Rezeptur ist noch heute ein gut gehütetes Geheimnis, lediglich über die Grundzutaten besteht Gewissheit. Butter, Eier, Zucker und Mehl gehören dazu, wobei nach den Leitsätzen für „Feine Backwaren" bei der Herstellung von Baumkuchen auf 100 g Mehl mindestens 100g Butter und 200g Vollei kommen müssen. Der Einsatz von Vanille und/oder weiteren Gewürzen bleibt jedoch ein Geheimnis des jeweiligen Betriebes.

Um die hohe Qualität der Herstellung zu sichern, die Tradition zu wahren und das Inverkehrbringen billiger Kopien zu verhindern, schlossen sich Anfang der 2000er Jahre drei der prominentesten Salzwedeler Baumkuchenbäckereien als Schutzgemeinschaft zusammen und beantragten das Geoschutzzeichen der Europäischen Union. Seit 2010 ist der Salzwedeler Baumkuchen als geschützte geografische Angabe durch die EU registriert. Liebhaber des Festtagsgebäcks können daher sicher sein, dass sie stets die Originale aus der genannten Region bekommen, egal ob sie ihren Baumkuchen in Hamburg, München oder Berlin kaufen. Der europäische Schutz garantiert auch die Einhaltung traditioneller Herstellungsschritte über den gesamten Fertigungsprozess hinweg. Hierzu gehört etwa, dass Baumkuchen nur im gemauerten Ofen über offener Flamme gebacken werden darf und die Backmasse mittels einer Kelle auf die rotierende Walze aufzutragen ist.

Der „König der Kuchen" ist aber nicht nur in Deutschland beliebt, sondern zieht auch international seine Kreise. In Japan gehört der Baumkuchen zu den beliebtesten Backwaren des Landes. Man bekommt ihn überall: Kunstvoll aufgeschnitten und edel verpackt in Konditoreien oder eingeschweißt in vorportionierten Ringen in nahezu jedem Supermarkt, Kiosk oder Café. Serviert wird der Baumkuchen meist ohne Glasur, dafür mit Geschmacksrichtungen wie Matcha, → Bananen- oder Melonengeschmack. Grund für die Verehrung des Baumkuchens ist zum einen seine besonders weiche und saftige Konsistenz, die in die von gekochtem Reis geprägte japanische Esskultur passt. Zum anderen ist es sein markantes Muster. Denn während der Baumkuchen hierzulande vor allem ein

Festtagsgebäck ist, das an Weihnachten und Silvester vernascht wird, sieht man die Jahresringe in Japan als Symbol des Glücks. Dies macht ihn für Japaner:innen zu einem beliebten Geschenk an Hochzeiten und Geburtstagen. Die Verehrung reicht sogar so weit, dass dem Baumkuchen ein eigener Tag gewidmet wurde: Der 4. März ist seit 2010 der offizielle Tag des Baumkuchens. Zu verdanken ist dieser Exportschlager dem deutschen Konditormeister Karl Joseph Wilhelm Juchheim, der infolge des ersten Weltkrieges als Kriegsgefangener nach Japan deportiert wurde. Er entschied sich zu bleiben und eröffnete 1921 ein Backwarengeschäft in Yokohama, mit dem er das runde Gebäck mit deutschen Wurzeln im Land der aufgehenden Sonne bekannt machte. Bis heute hat die Juchheim-Gruppe ihren Sitz in Kōbe und gehört mit einem Jahresumsatz von 30,6 Milliarden Yen, umgerechnet etwa 250 Millionen Euro (Stand 2019), zu den erfolgreichsten Unternehmen auf dem japanischen Backwarenmarkt.

Auch in Europa gibt es Kuchen, die dem deutschen Festtagsgebäck ähneln, wie etwa die Brandenberger Prügeltorte in Österreich, der Kransekage in Dänemark und Norwegen, der Spettekaka in Schweden, der Trdelník in der Slowakei, der Sakotis in Litauen oder der Gateau à la broche in Frankreich. Sie alle zählen zu den sogenannten Spießkuchen. Subjektiv erreicht jedoch keine dieser Spezialitäten den köstlichen Geschmack und die visuelle Anmut des Salzwedeler Baumkuchens. Über die ebenfalls weitläufig verfügbaren Baumkuchenspitzen, für die der Baumkuchen zerteilt oder gar schichtweise auf dem Backblech gebacken wird, bevor er einen Schokoladenüberzug erhält, sollten Sie stolzen Salzwedeler:innen gegenüber allerdings nicht zu sehr schwärmen – sie sind für Kenner:innen keine Alternative.

Zum Schluss möchte ich die Leserschaft noch vor einem besonderen Fauxpas bewahren. Denn fast so wichtig wie die Tatsache, dass der Baumkuchen aus Salzwedel kommt, ist zu wissen, wie man Baumkuchen richtig „schneidet“. Nichts beleidigt Salzwedeler:innen – neben der falschen Aussprache ihres Ortsnamens (die Betonung liegt auf Salz, nicht Wedel [ˈzaltsveːdəl]) – mehr als das plumpe senkrechte Zerteilen seines geliebten „König des Kuchens“ wie eine Torte in Stücke. Baumkuchen wird vielmehr in Form von kleinen Schollen im Kreis herum vom Ring geschnitten, denn nur dann kommen die Jahresringe vollständig zur Geltung. In diesem Sinne: Lassen Sie sich es schmecken und grüßen Sie mir die Heimat.

Maria Nüst

Quellenverzeichnis

Bielenberg, Margret (2014): Salzwedeler Baumkuchen – Traditionsgebäck vom Spieß. https://www.deutschlandfunk.de/salzwedeler-baumkuchen-traditionsgebaeck-vom-spiess-100.html [abgerufen: 27.02.2023] • Hahn, Thomas/Mayer, Verena (2019): Herr der Ringe – Wie ein deutscher Konditor den Baumkuchen zum Lieblingsgebäck der Japaner machte – und den Japaner zum Lieblingstouristen der

deutschen Festtagsbäckerei. https://www.sueddeutsche.de/stil/baumkuchen-juchheim-essen-und-trinken-weihnachten-1.4728019-0 [abgerufen: 27.02.2023] • Henderson, Sylvia M. (2001): Baumkuchen. In: Gastronomica 1(2), S. 90–92 • JapanweltBlog (2014): Wie der Baumkuchen nach Japan kam. https://www.japanwelt.de/blog/japanischer-baumkuchen-geschichte/ [abgerufen: 27.02.2023] • Lüders, Manfred (2018): Der Salzwedeler Baumkuchen. Uelzen: Initia Medien und Verlag UG.

Bedeutung, die [bəˈdɔɪ̯tʊŋ]

„(D)ie mit dem Wort ‚Bedeutung' verknüpfte Sprachdimension liegt trotz der unvermeidlichen Fülle heroischer, wenn auch fehlgeleiteter Vorstöße nach wie vor im Dunkeln" (Putnam 1990, S. 22) – so urteilte der US-amerikanische Philosoph Hilary Putnam im Jahr 1975, in seiner kleinen Schrift „The Meaning of ‚Meaning'". Er war ein witziger Denker, seiner Zeit in vielem voraus. In seinem Aufsatz „Minds and Machines" (Putnam 1960) zeigte er z. B., dass die im alteuropäisch-ehrwürdigen Leib-Seele-Problem diskutierten Fragen auch auf Roboter (heute würde man sagen KI) übertragen werden können, und forderte daraufhin Menschenrechte für Roboter – ein → Begriff übrigens, der aus dem Slawischen stammt und Arbeit ‚bedeutet', speziell: Frondienst, schwere Arbeit (von russisch: работа (rabota) oder tschechisch robota).

Einen besonders schwerwiegenden Fehler sah Putnam etwa darin, dass in der philosophischen Tradition das Wort Bedeutung mit Begriff in Verbindung gebracht und hinter dem Begriff etwas „Geistiges" vermutet wurde (Putnam 1990, S. 25). Er war demgegenüber davon überzeugt, dass „Bedeutungen nicht im Kopf seien" (Putnam 1990; S. 31 ff.), sondern sich gesellschaftlich – aus einer „sprachlichen Arbeitsteilung" ergeben würden. Wenn wir etwa das Wort „Esel" nehmen, so könnten wir vermuten, dass diejenigen, die diesen Begriff verwenden, eine bestimmte Art von Tier (einen grauhaarigen Vierbeiner, der oft zum Lasten tragen dient) im ‚Kopf' haben. Dumm daran ist nur, dass wir ‚Esel' auch in einem anderen Sinn für Esel halten können (Esel_2 = Dummkopf).

Die Sprachphilosophen sind daher zur genaueren begrifflichen Unterscheidung von Bedeutung auf die Worte „Extension" und „Intension" gekommen. Mit „Extension" ist eine Bestimmung des Begriffs ‚Bedeutung' gemeint, die sich aus der Menge all derjenigen Gegenstände ergibt, auf die ein Wort zutrifft; also in dem Fall, wo mit Esel die grauhaarigen Vierbeiner gemeint sind, die Menge aller Tiere, die in der → Biologie als „Equus asinus asinus" gezählt werden. Intension meint Bedeutung im übertragenen Sinn, den nicht-wörtlichen Gebrauch von Worten. Bedeutung im Sinne von Intension bliebe jedoch „im Unklaren und vage wie der […] Begriff ‚Begriff'" (Putnam 1990, S. 25).

Interessant ist Putnams Vermutung (die ursprünglich von Rudolf Carnap stammt), dass „Bedeutungen *öffentliches Eigentum* seien" (ebd.). In diesem Vorschlag steckt schon die Aussage, dass Bedeutung über die kognitive Repräsentation von etwas in einem einzelnen psychischen Bewusstsein hinausgehen muss, da der „Bezugsraum" (Herma 2019) von Bedeutung als öffentlichem Sachverhalt auf etwas Allgemeines, d. h. allen Gemeinsames, verweist. Bedeutungen (und vor allem Sprachen) sind – wie schon der österreichische Philosoph Ludwig Wittgenstein behauptete – nicht privat. Sie treten mindestens mit dem Anspruch auf, verständlich, von anderen nachvollziehbar, oder zumindest in ihrem Gebrauch fortsetzbar zu sein. Dies würde auch für Bedeutungen innerhalb einer Geheimsprache gelten. Selbst wenn sie schwieriger und nicht von allen zu entschlüsseln (zu decodieren) sind, so doch von denen, für die sie bestimmt sind, und manchmal sogar für die, die sie nicht ‚knacken' sollen.

Bedeutungen als öffentliche Sachverhalte sind Elemente einer sozial geteilten, symbolischen Praxis. „Die Bedeutung eines Wortes ist sein Gebrauch in der Sprache" (Wittgenstein 1984, § 43). Nur mit der Sprache und im Rahmen des gemeinsamen Sprechens lässt sich Vieles und Verschiedenes sagen, behaupten oder meinen. Wahrscheinlich deshalb haben die Sprachphilosoph:innen und Sprachwissenschaftler:innen immer wieder vor einem unpassenden, irreführenden, vielleicht sogar ‚falschen' Gebrauch von Bedeutungen (Worten, Zeichen, usf.) gewarnt. Von dem Philosophen und Sprachwissenschaftler John L. Austin (1962) stammen Begriffe wie „infelicities" oder „misfires" von Sprechakten (speech acts). In welchem Sinn kann Sprache, kann Bedeutung verunglücken? Klar wir kennen alle diese Äußerungen von Leuten aus dem Fußballgeschäft, die im Interview nach dem Spiel nicht nur nach Luft, sondern auch mit Worten ringen: dass etwas „von den Medien hochsterilisiert" (Bruno Labbadia 2018) wurde, oder man „sehr selbstkritisch" sei, auch „sich selbst gegenüber" (Andi Möller 2018), usf.

Austin denkt aber gar nicht so sehr an diese Arten von Malapropismen. Einer seiner Lieblingsfälle ist die Situation auf dem Standesamt, in denen der Bräutigam auf die Frage des Standesbeamten „Willst du die Braut A. zur Frau nehmen?" mit einem „Warum nicht?" antwortet. Auf den ersten → Blick scheint der ‚Fehler' vergleichbar mit dem von Andi Möller. Wer bei der Verwendung des Wortes „selbstkritisch" sagt, dass man es „auch sich selbst gegenüber" sei, hat wohl die Bedeutung von „selbstkritisch" nicht recht verstanden, denn dieses Wort lässt sich nur (=ausschließlich) auf sich selbst verwenden. Und in der gleichen Weise verfehlt „Warum nicht?" die Bedeutung von „Ja, ich will." Dem „Warum nicht?" fehlt etwas von der Eindeutigkeit der Willensbekundung, die das „Ja, ich will!" als entschiedenes → Bekenntnis zu der:m besonderen Anderen besitzt.

Das lässt sich an den Umständen veranschaulichen, in denen „Warum nicht?" adäquat wäre, im Unterschied zu den Kontexten, die ein „Ja, ich will!" verlangen. „Wollen wir nach Feierabend noch gemeinsam ein Bier trinken gehen?" – „Warum nicht?" „Geloben Sie, Ihre ganze Kraft dem Wohle des deutschen Volkes

zu widmen und Schaden von ihm zu wenden?" – „Ja, ich will/Ja, ich gelobe!" Der erste Fall verlangt lediglich, dass es keinen Grund gibt, der dagegenspräche, eine Gelegenheit wahrzunehmen. Damit ließe sich die sich bietende Gelegenheit je nach situativem Belieben ergreifen. Im zweiten Fall geht es aber um eine besondere Art von Versprechen – dem Gelöbnis, es immer tun zu wollen, ganz gleich, welche Gelegenheit sich bietet. Die eine Sprechhandlung bedeutet „eine Einladung annehmen", die zweite „Treue geloben" oder gar zu „schwören" oder zu „beeidigen". Daher ist der zweite Akt zudem in einer weiteren, zweiten Hinsicht zu unterscheiden: er ist weitaus ritueller, wenn nicht sogar zeremonieller Natur. Der zweite Fehler zerstört das Eheritual als zeremonielle Interaktion. Denn dabei haben wir es mit einer symbolischen Handlung zu tun, die das soziale Verhältnis erst begründet, das nach dem Vollzug des Aktes in Kraft treten kann. Ein Versprecher entzieht der Prozedur ihre konstituierende Kraft. Nicht zufällig, sondern um verfassungsrechtliche Zweifel zu beseitigen, musste Barack Obama am 21.01.2009 seinen am 20.01.2009 verpatzten Amtseid wiederholen.

Bedeutungen sind somit – wie ein anderer Sprachtheoretiker (John R. Searle) behauptet – „institutionelle Fakten". Sie entsprechen der Formel: „X counts as Y in context C". Dass ein X (ein Dollarschein) in seinem Status als Y (akzeptiertes Zahlungsmittel zu sein) Geltung erlangt, hängt also davon ab, wie sich der Kontext C verhält. Verleiht der Kontext (die Leute, die innerhalb dieses Kontext handeln) der Bedeutung (eines X als Y) Geltung oder nicht? Und wenn ja, in welcher Form geschieht das? Hier kommt noch mal die von Hilary Putnam erwähnte soziale Arbeitsteilung des Bedeutungsgebrauchs – der symbolischen Praxis – ins Spiel. Riten, Zeremonien, Statusträger, Autoritäten und institutionelle Fakten werden eingesetzt bzw. delegiert, damit die performative Magie der Sprache gelingt (Audehm 2001). Nicht alle aus einem Kontext C, der etwas (Zeichenhaftem, Symbolischen) Bedeutung verleiht, sind gleichermaßen an diesem Vorgang beteiligt. Es benötigt in einer Gesellschaft Instanzen und Prozeduren, auf die man sich berufen kann, um die Kontinuität bzw. Fortsetzbarkeit des Bedeutungsgebrauchs zu sichern. Banken, die feststellen können, ob Geldscheine gefälscht sind; Zentralbanken, die Geld ausgeben dürfen; Duden-Redaktionen, die Regeln der Grammatik oder ‚Neuen Deutschen Rechtschreibung' mit einer besonderen Autorisierung veröffentlichen können; Instanzen und Prozeduren, die in Fragen der Bedeutung über mehr symbolisches Kapital und mehr symbolische Autorität verfügen.

Und so hängen Bedeutungen als institutionelle Fakten der Gesellschaft mit symbolischer Gewalt, mit der „Macht, der es gelingt, Bedeutungen durchzusetzen" (Bourdieu/Passeron 1973, S. 12) zusammen. Im Modus der Bedeutung erzeugen Akteure in ihren sozialen Praktiken symbolische Kraft, verteilen sie aber in der sozialen Arbeitsteilung dieses Bedeutungsgebrauchs ungleich (Corsten 2020). Die Höhe des symbolischen Kapitals einer Gruppe, Institution oder

Person bemisst sich am Ausmaß der ihr zuerkannten Autorität, Bedeutungen festlegen oder auslegen zu können; Deutungshoheit zu besitzen, und diese effektiv in sozialen Prozessen einsetzen zu können. Darum hat Bedeutung Bedeutung.

Michael Corsten

Quellenverzeichnis

Audehm, Kathrin (2001): Die Macht der Sprache. Performative Magie bei Pierre Bourdieu. In: Wulf, Christoph, Michael Göhlich & Jörg Zirfas (Hrsg.): Grundlagen des Performativen. Eine Einführung in die Zusammenhänge von Sprache, Macht und Handeln. Weinheim/München: Juventa, S. 101–128 • Austin, John L. (1962): How to do things with words. Oxford: Clarendon Press • Bourdieu, Pierre/Passeron, Jean-Claude (1973): Grundlagen einer Theorie der symbolischen Gewalt. Frankfurt/Main: Suhrkamp • Corsten, Michael (2020): Die symbolische Geltungsweise sozialer Praxis. In: Zeitschrift für Soziologie 49, S. 11–27 • Labbadia, Bruno/Möller, Andi (2018): Fußball-WM. „Das wird doch alles von den Medien hochsterilisiert". In: Journal21.ch, 22. Juni 2018, https://www.journal21.ch/artikel/das-wird-doch-alles-von-den-medien-hochsterilisiert [abgerufen: 21.03.2023] • Putnam, Hilary (1960): Minds and machines. In: Hook, Sidney (Hrsg.): Dimensions of minds. New York: New York University Press, S. 138–164 • Putnam, Hilary (1990): Die Bedeutung von „Bedeutung". Frankfurt/Main: Klostermann • Searle, John R. (1995): The construction of social reality. New York: Simon & Schuster • Wittgenstein, Ludwig (1984): Philosophische Untersuchungen. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Beerdigung, die [bəˈʔeːɐ̯dɪgʊŋ]

Synonyme: Begräbnis, Beisetzung, Bestattung. Bestattungen finden an den unterschiedlichsten Orten und auf ganz unterschiedliche Weise statt. Es gibt Erd- und Feuerbestattungen, aber auch Anonym-, Bach-, Baum-, Diamant-, Fels-, Fußball-, Himmels-, Kristall-, Luft-, Natur-, See-, Sozial-, Vulkan-, Weltraum- und Wiesenbestattungen. Und es gibt Bestattungen in Särgen, in Urnen, in Leinentüchern oder der Leichnam wird einbalsamiert. Auch, wenn die → Begriffe Beerdigung und Bestattung meist synonym verwandt werden, bezeichnen sie doch nicht das Gleiche: Genaugenommen meint die Beerdigung die Beisetzung der Toten im Erdreich, der Begriff Bestattung hingegen die gesamte Zeremonie sowie alle Bestattungsformen.

Nicht jede Form der Bestattung ist einfach umzusetzen. Jemanden auf See bestatten zu lassen, will gut überlegt sein und muss von dem Verstorbenen zu Lebzeiten unter Angabe von Ort, Datum und einer Begründung als letzter Wille schriftlich festgehalten werden. Nach dem Tod haben Hinterbliebene meist nur noch die Wahl zwischen Erd- oder Feuerbestattung. Bei der Feuerbestattung ist zwischen echter und vorbereitender Bestattung zu unterscheiden. Bei der „echten" Feuerbestattung wohnen die Verbliebenen der Verbrennung bei, die Verbrennung

ist das eigentliche Ritual der Verabschiedung der Toten, die so der Luft und dem Himmel übergeben werden, wie bspw. im → Buddhismus. Bei der „vorbereitenden" Verbrennung handelt es sich um die Einäscherung im Krematorium, um so bspw. die Asche in einer Urne auf einem Friedhof dem Erdreich oder auf einem Schiff dem Meer zu übergeben. Zu Hause aufbewahrt oder im eigenen Garten vergraben werden darf die Urne – zumindest in Deutschland – nicht; sie muss auf einem eigens hierfür gekennzeichneten Areal bestattet werden. Es gilt der Friedhofs- und Bestattungszwang, ein Relikt aus früheren Zeiten, als die Toten nicht verbrannt wurden. Damals wurden Beerdigungen aus hygienischen Gründen auf speziellen Flächen, meist vor den Toren der Stadt, nicht neben den Lebenden, vorgenommen. Was aber spricht heute dagegen, die Urne mit der Asche eines geliebten Menschen zu Hause, z. B. im Wohnzimmer auf einem kleinen Schrein, aufzubewahren, und so, wie zu Lebzeiten, den Menschen in transzendierter Form um sich zu haben? Sind es finanzielle Gründe? Hygienische Gründe? Müllvermeidungsgründe? Auf Wikipedia ist zu lesen, dass „durch den Friedhofszwang [insbesondere] verboten [wird], dass die ‚Asche zur freien Verfügung' bei seinen Hinterbliebenen verbleibt." Aber was spricht eigentlich dagegen? Bei der Einäscherung von Haustieren ist dies durchaus erlaubt. Zehn Urnen mit der Asche verstorbener Haustiere – kein Problem. Eine Urne mit der Asche eines nahestehenden Menschen – nicht möglich. Es gibt aber auch Ausnahmen: Rio Reiser z. B., der im Garten eines Bauernhofes in Schleswig-Holstein unter einem Apfelbaum beerdigt war, nach Verkauf des Grundstücks aber nach Berlin umgebettet wurde. Heute hat er ein Ehrengrab auf dem Alten St.-Matthäus-Kirchhof in Schöneberg.

Bei diesen vielen Vorschriften mutet es fast unglaubwürdig an, wenn es in einem Leitfaden zum Bestattergespräch als Mitgestaltungsmöglichkeit heißt: „Sarg/Urne selbst bauen oder bemalen" (Willmann o. J.). Ich habe schon einige Bestattungen erlebt, einen selbst bemalten Sarg habe ich noch nicht gesehen. Und weiter heißt es in demselben Ratgeber „Dem Verstorbenen etwas persönlich Wichtiges mit in den Sarg geben". Auch das habe ich anders erlebt: Ein im Sarg beigelegtes Zigarettenetui mit drei Zigaretten, Wegzehrung sozusagen, musste wieder aus dem Sarg genommen, durfte nicht mitverbrannt werden. Es ist also genau darauf zu achten, was dem Verstorbenen auf die letzte Reise mitgegeben wird.

Unabhängig der Beigaben steht man bei Erd- oder Feuerbestattung vor der Entscheidung, ein Bestattungsgefäß auszuwählen. Soll die Urne nachhaltig, biologisch abbaubar sein, mit der Zeit verrotten, und so die Asche dem Erdreich übergeben werden? Oder soll es eine langlebige Urne sein, eine aus Marmor oder Edelmetall, die mehr als 100 Jahre überdauert? Und auch beim Sarg stellen sich solche Fragen: ein schlichter Holzsarg oder lieber ein Sarkophag oder eine sarglose, in ein Leichentuch gehüllte Beerdigung? In Berlin wurde die Sargpflicht 2010 mit dem Gesetz zur Regelung von Partizipation und Integration gelockert, in Bayern wurde die Sargpflicht 2021 aufgehoben, in Sachsen und Sachsen-Anhalt gilt sie jedoch noch immer. Weitere Überarbeitungen der teilweise recht alten

Bestattungsgesetze stehen an, z. B. die bei 48 Stunden liegende Frist zwischen Tod und Beerdigung zu verkürzen, um Bestattungen am Folgetag, wie im jüdischen und muslimischen Glauben üblich, zu ermöglichen. In manchen Bundesländern besteht schon jetzt keine einzuhaltende Mindestpflicht mehr. Bestattungen sind in Deutschland Ländersache, so wie → Bildung.

All dies zeigt unseren Umgang mit dem Tod. Eine Form des Umgangs sind die gesetzmäßig geregelten Bestattungsvorschriften, der verregelte Umgang mit dem Tod und dem Danach, juristische Rituale sozusagen. Vor allem aber bestehen Bestattungsrituale immer auch aus kulturellen, religiösen, spirituellen und individuellen Ritualen. Und in dem Umgang mit dem Tod zeigen sich die Vorstellungen über das Leben und den Tod und das Leben nach dem Tod. So ist der Tod heute (in der westlichen Welt) eine „sporadische Erscheinung, findet das Sterben im Verborgenen, in Institutionen statt und ist das ‚Danach', die Versorgung der Toten, in die Hände von fachgeschulten Spezialisten der Bestatterbranche gegeben" (Thieme 2013, S. 321). Das stimmt, bei der Versorgung eines Toten kommen wir nicht um das Bestattungsinstitut herum, aber, anders als man meinen mag, ist Bestatter:in in Deutschland kein geschützter → Beruf; Bestatter:in kann jede:r werden. Das erscheint angesichts der vielen Bestattungsregeln und -gesetze ein wenig widersprüchlich.

Aber Bestattungen sind mehr als die Auswahl der Bestattungsform, des Grabes und des Ortes, der Einhaltung von Bestattungsgesetzen; Bestattungen sind ein Abschiednehmen von verstorbenen Menschen. Es ist die Art der Beisetzung, wie das Begräbnis zelebriert wird, die Trauerfeier, das Gedenken. Diese können traditionell, religiös, in der westlichen Welt oft liturgisch geprägt, oder individuell gestaltet sein. Und sie ändern sich im Laufe der Zeit: War es zu Zeiten meiner Großeltern z. B. undenkbar, in bunter Kleidung und bei fröhlicher Musik der Trauerfeier in der Friedhofskapelle beizuwohnen, sind heute Lieder wie „Don't worry, be happy" auf der mitgebrachten Gitarre in der Kapelle erlaubt.

Friedhöfe, wie wir sie heute kennen, gibt es erst seit ungefähr 200 Jahren. Davor wurden die Toten auf Kirchhöfen oder in Kirchen bestattet; letzteres, ursprünglich nur Geistlichen vorbehalten, war später auch weltlichen Bürgern, z. B. der ersten belgischen Königin in der Liebfrauenkirche zu Laeken in Brüssel, möglich. Die nach Aushebung eines Grabes übriggebliebenen Knochen wurden in einigen Gegenden in einem Ossarium, dem Beinhaus, aufbewahrt.

Friedhöfe, Orte der Ruhe, wie wir sie heute kennen, laden zu Spaziergängen ein. Vorbei an unterschiedlichen Grabstellen aus verschiedenen Epochen: alte, herrschaftliche, den gesellschaftlichen Stand der Verstorbenen durch entsprechende Inschriften festhaltende Grabanlagen, an denen Friedshofspaziergänger:innen gerne verweilen, um kunstvoll geschaffene Grabskulpturen wie Engel, Trauernde oder Chronos, den Wächter der Zeit, zu bewundern, neben schlichten, nur mit dem Namen versehene Gräber, die von Friedhofsspaziergängern gezielt wegen der dort bestatteten Person aufgesucht werden, wie z. B. das Grab von Bertolt Brecht.

Neben dem Nebeneinander gibt es auch ein Ineinander zu entdecken: Neues wird in Altes integriert, Altes durch Neues erhalten. So gibt es Grabpatenschaften, um historische Gräber zu erhalten, häufig verbunden mit dem Erwerb des Nutzungsrechts dieser Grabstelle, oder Gemeinschaftsgrabstätten, z. B. historische Mauergräber, wo Verstorbene sich mit anderen Toten eine Grabstelle teilen. Und es gibt Gemeinschaftsgräber für bestimmte Menschengruppen, bspw. Areale für Sternenkinder, Aids-Gemeinschaftsgräber oder Areale für nicht-christliche Glaubensgemeinschaften, z. B. Flächen für muslimische oder buddhistische Beerdigungen.

Gräber zeigen uns etwas von den Hinterbliebenen und von den Verstorbenen. Wie auch Grabinschriften. Welche Geschichten verstecken sich wohl hinter den Inschriften „Ich bin schon ein Stück vorausgegangen …“, „19 Wochen hab ich dich besessen – nun bist du fort, doch unvergessen“, „Leuchtende Tage! Lächeln, dass sie gewesen. Nicht weinen, dass sie vorüber.“, welche Trauer verbirgt sich hinter den Worten „Ruhe in Frieden“, „Die Liebe höret nimmer auf“ oder „Der Tod trennt – der Tod vereint“? Was alle eint, ist die Dauerhaftigkeit des Todes, auch wenn wir an Gräbern häufig lesen „Ruhezeit ist abgelaufen“.

Rubina Vock

Quellenverzeichnis

Bestattungskultur, Leitfadenreihe „Handeln in Zeiten der Trauer“, Nr. 1. In: https://www.aeternitas.de/fileadmin/user_upload/Downloads/Spalte2/leitfaden_01_bestattergespraech.pdf [abgerufen: 28.02.2023] • Hammer, Klaus (2011): Friedhöfe in Berlin. Ein kunst- und kulturgeschichtlicher Führer. Berlin: Jaron Verlag • Fischer, Norbert: Geschichte des Todes. In http://www.n-fischer.de/tod_geschichte_2.html [abgerufen: 28.02.2023] • Thieme, Frank (2013): Der gegenwärtige Wandel der deutschen Bestattungskultur als Widerspiegelung gesellschaftlicher Entwicklungstrends. SWS-Rundschau, 53(3), 320–336. https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-453481 [abgerufen: 28.02.2023] • Wikipedia Friedhofszwang, https://de.wikipedia.org/wiki/Friedhofszwang [abgerufen: 28.02.2023] • Willmann, Hildegard (o. J.): Das Gespräch mit dem Bestatter. https://www.aeternitas.de/fileadmin/user_upload/Downloads/Spalte2/leitfaden_01_bestattergespraech.pdf [abgerufen: 22.11.2024].

Befragung, die [bəˈfʁaːgʊŋ]

1987 gab es bei der bundesweiten Volkszählung einen Aufschrei. Das Statistische Bundesamt ließ hunderttausende Ehrenamtliche Informationen ihrer Bürger:innen sammeln, um die Einwohner:innen in der Bundesrepublik zu vermessen. Zahlreiche Bürger:innen wollten sich nicht erfassen lassen. Sie wollten nicht Auskunft darüber geben, in welcher Gemeinde sie leben, wann sie geboren wurden, welches Geschlecht sie haben, wie ihr Familienstand ist, in

welchem Wirtschaftszweig sie arbeiten, ob sie in den Räumen, in denen sie leben, Eigentümer:in, Hauptmieter:in oder Untermieter:in sind, wann sie eingezogen sind, wie groß die Wohnung ist, wie viele Menschen in ihr wohnen, wie sie heizen, was für einen Bildungsabschluss, welche Staats- und Religionszugehörigkeit sie haben, wie sie zur Arbeit, Schule oder Hochschule kommen, wie viel Zeit sie dafür benötigen u. v. m. (Volkszählung 1987). Sie wollten – „1984" lässt grüßen (Orwell 1949) – nicht zum gläsernen Menschen werden. Verfassungsbeschwerden über die „Verletzung des Datenschutzes" wurden schon 1983, beim ursprünglich geplanten Termin, eingereicht. In Kreuzberg wurde aus Protest zum 1. Mai 1987 randaliert. Und doch machten letztendlich fast alle, die 1987 in Deutschland lebten, mit. Kaum eine:r wollte – was ihnen angedroht wurde – einen Bußgeldbescheid in Empfang nehmen. Und so kam es, dass der Bundesminister des Inneren, Dr. Friedrich Zimmermann, am 1. Dezember 1988 vor der Presse in Bonn erste Ergebnisse zur Volkszählung berichten konnte (Bulletin 167-88, 1988). Über die Analyse hatte man herausgefunden, dass zum Stichtag der Volkszählung, am 25. Mai 1987, 61.082.800 Menschen in der Bundesrepublik lebten. Die Zahl der in Deutschland lebenden Ausländer:innen sei seit der letzten Volkszählung, 1970, stark gestiegen, die der Deutschen dagegen arg zurückgegangen. Die Republik sei vom Durchschnittsalter älter geworden. Das Land hätte mehr Wohnungen, mehr Beschäftigte, v. a. im Dienstleistungsbereich. Die Bundesrepublik sei besser durchleuchtet und so die euphorischen Worte des Ministers „nach dieser generalinventur liegen jetzt klare und unanfechtbare zahlen auf dem tisch. wirtschaft, verwaltung und politik verfuegen nun ueber nachpruefbare planungsgrundlagen" (ebd.). Wie wunderbar und vermutlich auch falsch gedacht. Denn auch wenn die meisten bei der Befragung mitgemacht haben, ist unklar, ob alle wahrhafte Aussagen gemacht haben. Viele waren ja gegen die Vollerhebung. Und das zu Recht. Entsprechend änderte sich vor dem Hintergrund des Protestes und einer schon 1983 eingereichter Verfassungsbeschwerde das Datenschutzgesetz. Und das ist vermutlich der interessantere Befund als die auf der Datengrundlage berechnete Erfassung der 1987 in Deutschland lebenden Menschen. Es dauerte noch eine Weile, aber seit 1990 gibt es für alle Bundesbürger:innen das „Recht auf informationelle Selbstbestimmung". Das regelt, dass Personen über die Forschung informiert werden müssen und selbstständig darüber entscheiden dürfen, ob sie personenbezogene Daten (wie die Auskunft über das eigene Alter, die Anzahl der Familienmitglieder, den Glauben, sexuelle Orientierungen, die Gesundheit, die Einkommens- und Vermögensverhältnisse u. a. m.) preisgeben. Niemand darf also mehr gezwungen werden, uninformiert Auskunft über seine Person zu geben. Jede:r muss erfahren dürfen, was mit den eigenen Daten passiert, für welche Fragen sie genutzt werden, wie sie verarbeitet werden, wo sie publiziert und wann sie gelöscht werden. Und so gibt es heute, auch vor dem Hintergrund des Prinzips der Datensparsamkeit, keine Totalerfassungen der gesamten deutschen Bevölkerung mehr, sondern nur noch Teilzählungen. In der

letzten gesamtdeutschen Volkszählung, dem Zensus 2022, wurden z. B. nur noch ca. ein Drittel aller Bürger:innen befragt, um zu aussagekräftigen Ergebnissen zu kommen (Zensus 2022). Das reicht auch, ist sogar verhältnismäßig viel Aufwand, wenn man es mit anderen „repräsentativen" Befragungen vergleicht. Denn dank der Anwendung des in der quantitativen Forschung üblichen Quotaverfahren reichen häufig schon Erhebungen von 1.000 Versuchspersonen, um mehr über Einstellungen, Meinungen und Urteile der Deutschen in Erfahrung zu bringen.

Neben eher quantitativ ausgerichteten Befragungen gibt es natürlich auch zahlreiche mit qualitativen Methoden durchgeführte Befragungen: so z. B. narrative Interviews, Leitfaden- und Experteninterviews, problemzentrierte und fokussierte Interviews, Konstruktinterviews, episodische Interviews, ethnographische Interviews, Foto-Interviews, biografische Befragungen, Tagesablauf- und Tagebuchbefragungen, Paarbefragungen, Fokusgruppeninterviews und Gruppendiskussionen, um nur einige zu nennen (Friebertshäuser/Langer 2013; Scholl 2018; Kruse 2014). Sie alle dienen dazu, individuelle Sichtweisen zu bestimmten Themen, Einschätzungen, Vorstellungen und Perspektiven zu gewinnen. Hier werden keine Antworten vorgegeben, hier sind die Befragten aufgefordert, auf Fragen eigene Antworten zu geben, sei es erzählend, argumentierend oder begründend. Und genau das trägt seine eigenen Schwierigkeiten in sich: nicht jede:r kann sich gleich gut artikulieren; Kinder i. d. R. z. B. schlechter als Erwachsene, Gebildete besser als Ungebildete, in der Interviewsprache Geübte besser als Ungeübte (Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014, S. 83 f.). Und trotz dessen halten viele große Stücke auf die Erhebung von Daten via Befragung. Für René König war und blieb „das Interview in seinen verschiedenen Formen doch immer der Königsweg der praktischen Sozialforschung" (König 1952, S. 27). Das meint er sicherlich nicht nur, weil er selbst König hieß, sondern weil er fest davon überzeugt war, dass Interviews besser sind als → Beobachtungen, Videografien oder gesammelte Dokumente aus Archiven.

Heutzutage ist die ausschließlich positive Sicht auf Befragungen umstrittener geworden, lässt sich doch fragen, ob Befragte in Interviews wirklich wahrhaftig antworten und inwieweit sie sich überhaupt an das, was sie dann erzählen, tatsächlich erinnern. Heiner Meulemann erachtet Interviews gar als Zumutung für die Befragten (Meulemann 1993, S. 98). Sie sind „ein künstliches Implantat im Gewebe des natürlichen Soziallebens" (ebd., S. 118). Anders als Alltagsgespräche haben Interviews eine einseitige Fragerichtung und die Teilnehmenden sind sich i. d. R. fremd. Interviews entsprechen eher einer ärztlichen Anamnese oder einem Verhör vor Gericht, jedoch ohne den diesen Institutionen zugesprochenen Nutzen: man bekommt keine Diagnose, kein Urteil. Interviews haben auf den ersten → Blick für die Befragten keinen Nutzen. Aber warum lassen sich dann immer wieder so viele Menschen befragen? Face-to-face, am Telefon oder mittels Videokonferenz.

Vielleicht weil Befragungen die eigene Neugierde befriedigen können. Vielleicht weil die Fragen und möglichen Antworten an den eigenen Spieltrieb appellieren. Vielleicht weil man die im Alltag seltene Gelegenheit hat, (ausführlicher) über sich selbst und seine Ansichten zu sprechen, weil jemand einem zuhört, seine Fragen und die eigenen Antworten die Möglichkeit geben, sich besser kennenzulernen. Vielleicht aber auch einfach nur, um die eigene Langeweile zu vertreiben.

Interviews ermöglichen es, wenn die richtigen Fragen gestellt werden, eigenen Gefühlen und Ansichten Ausdruck zu verleihen, die eigenen → Beziehungen zu verdeutlichen. Gleichzeitig haben sie, ähnlich wie formelle Gespräche, einen Zweck, nämlich Informationen zur Verfügung zu stellen oder Lösungen für eine gestellte Aufgabe zu finden (ebd.). Entsprechend machen bei Befragungen immer wieder viele mit. Vielleicht schmeichelt es, für die Wissenschaft ausgewählt worden zu sein. Vielleicht hat es aber auch mit dem Drang nach Gefügigkeit, dem Spaß an der Sache, dem Wunsch nach Beachtung, dem Willen zu wirken, zu tun, dass man sich beteiligt. Vielleicht ist es auch der Gedanke, der Wissenschaft zu dienen (ebd., S. 114 f.). Denn „die Wissenschaft" steht noch immer für viele „für Werte der Lebenserhaltung und Lebensverbesserung, der Wohlfahrt und des Fortschritts. […] Dieser Wert […] kann auch zur wahrheitsgemäßen Antwort motivieren" (ebd., S. 115), genauso wie zur Teilnahme. Und davon lebt die Wissenschaft.

Irene Leser

Quellenverzeichnis

Bulletin 167-88 (1988): ergebnisse der volkszaehlung 1987 – erklaerung des bundesministers des inneren, in: https://www.bundesregierung.de/breg-de/service/bulletin/ergebnisse-der-volkszaehlung-1987-erklaerung-des-bundesministers-des-innern-784706 [abgerufen: 21.11.2024] • Friebertshäuser, Barbara/Langer, Antje (2013): Interviewformen und Interviewpraxis. In: Friebertshäuser, Barbara/Langer, Antje/Prengel, Annedore (Hrsg.): Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft, 4. Auflage. Weinheim/Basel: Beltz Juventa, S. 437–455 • König, René (1952): Praktische Sozialforschung. In: König, René (Hrsg.): Das Interview. Formen Technik Auswertung. Köln: Kiepenheuer & Witsch • Kruse, Jan (2014): Qualitative Interviewforschung. Ein integrativer Ansatz. Weinheim/Basel: Beltz Juventa • Meulemann, Heiner (1993): Befragung und Interview. Über soziale und soziologische Situationen der Informationssuche. In: Soziale Welt 44(1), S. 98–119 • Orwell, Georg (1949): 1984. A novel. London: Secker & Warburg • Przyborski, Aglaja/Wohlrab-Sahr, Monika (2014): Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch. München: Oldenbourg • Scholl, Armin (2018): Die Befragung. Konstanz und München: UVK • Zensus (1987): Fragebogen der Volkszählung 1987. In: https://www.zensus2011.de/SiteGlobals/Functions/Timeline/DE/1987/Fragebogen_der_Volkszaehlung_1987.pdf?__blob=publicationFile&v=2 [abgerufen: 21.11.2024] • Zensus (2022): Wer wurde befragt? In: https://www.zensus2022.de/DE/Wer-wurde-befragt/_inhalt.html [abgerufen: 21.11.2024].

Begabung, die [bəˈgaːbʊŋ]

Begabung ist ein Konzept, das genutzt wird, um Leistungen von Menschen zu erklären oder vorherzusagen. Oft ist damit die Annahme verbunden, dass es sich um eine natürliche Anlage handelt, die angeboren sei. Begabung weist eine Ähnlichkeit und Nähe zu vielen weiteren Konzepten auf: z. B. Anlage, Gabe, Genie, Intelligenz, Talent, Vermögen oder Wunderkind. In den letzten zehn Jahren habe ich mich intensiv mit diesem Konzept beschäftigt und über die Rechtfertigung von Begabtenförderung (Böker 2021) promoviert. Wenn ich mit Familie, Freund:innen, Bekannten, aber auch anderen Forscher:innen über mein Thema spreche, begegne ich meistens Menschen, die selbstverständlich und positiv über Begabung sprechen. Das irritiert mich. Und was ich dann im Gespräch erwidere, verwundert mein Gegenüber. Denn mit dem Begabungskonzept habe ich so meine Bauchschmerzen und diese haben mehrere Ursachen.

Das Wort Begabung kommt den meisten Menschen leicht über die Lippen: x repariert Computer im Handumdrehen, er ist technisch begabt; oder y schreibt schlechte Mathenoten, sie ist wie ihr Vater mathematisch völlig unbegabt. Wer im Alltag von Begabung spricht, muss in der Regel nicht zusätzlich ausholen und sich erklären. Es scheint ein gemeinsam geteiltes Begabungsverständnis zu geben. Aus wissenschaftlicher Perspektive ist es etwas komplizierter. Zunächst lässt sich festhalten, dass Begabung ein *soziales Konstrukt* ist oder anders formuliert: es ist eine menschliche Erfindung. Begabung hat in der Menschheitsgeschichte nicht schon immer existiert. Es ist ein modernes Konzept, dass im Laufe des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts entstanden ist und sich durchgesetzt hat. Begabung versteht sich nicht von selbst und ist in seiner jungen Geschichte zu unterschiedlichen Zeiten und an verschiedenen Orten auf vielfältige Arten und Weisen genutzt und mit Sinn gefüllt worden. Es gibt nicht das eine, sondern viele Begabungsverständnisse. Diese teilen Gemeinsamkeiten, konkurrieren miteinander, widersprechen sich und werden von unterschiedlichen Menschen und Gruppen aus verschiedenen Gründen verwendet.

Zwei Auslegungen von Begabung sind meines Erachtens besonders problematisch. Sie haben sich zwar innerhalb der wissenschaftlichen Community nicht durchsetzen können, haben jedoch eine lange Tradition und sind auch heute noch existent. Das im ersten Satz meines Beitrags angeführte Verständnis, dass Begabungen angeboren seien, ist wissenschaftlich nicht haltbar und wird auch nur noch von wenigen Anlage- und Vererbungstheoretiker:innen vertreten, so z. B. von Thilo Sarrazin in seinem mehr als umstrittenen → Buch „Deutschland schafft sich ab“. In der Begabungsforschung wird Begabung häufig als ein Zusammenspiel von Anlage und Umwelt verstanden (Konvergenztheorie). Sozialforscher:innen wie Pierre Bourdieu (1993) wiederum sehen wenig Sinn darin, eine Antwort auf die Frage Anlage oder Umwelt zu finden und interessieren sich dafür, wer sie

wann, wo, wie und warum aufwirft. Heinrich Roth hat zudem den dynamischen Charakter von Begabung betont und zwischen dem Prozess des Begabens und dem Zustand der Begabung unterschieden: Begabung bedeute „immer auch Begaben, Begabung stiften, Begabung aufbauen, eine Gabe verleihen, aufwecken, erwecken" (Roth 1969, S. 132). Begabungen sind diesem Verständnis nach nicht stabil, sondern verändern sich im Laufe eines Lebens und sind beeinflussbar. Sie werden durch Familie, Freund:innen, Pädagog:innen und viele andere Menschen mit geformt und nicht zuletzt durch den jeweiligen Menschen verfolgt und entfaltet (oder eben auch nicht).

Neben einer biologisch-deterministischen Auslegung von Begabung ist die Vorstellung einer sozialen Gruppe der (Hoch-)Begabten, die spezifische Merkmale miteinander teile, problematisch. Es gibt einige wissenschaftliche Arbeiten, in denen versucht wurde, Persönlichkeitsmerkmale von Begabten zu identifizieren. Die bekannteste Arbeit ist die seit 1921 laufende Längsschnittstudie „Genetic Studies of Genius", in der Lewis M. Terman und seine Kolleg:innen eine umfassende und zugleich aberwitzige Vermessung von Menschen vornehmen. Die erfassten Merkmale sind endlos und beinhalten bspw. die Armlänge, die Häufigkeit von Kopfschmerzen und ob und wie lange diese von der Mutter gestillt wurden. Das Ziel der Forscher:innen ist die Überlegenheit von Begabten gegenüber durchschnittlich Begabten zu demonstrieren. Begabte sind nicht in etwas, sondern in allem gut. Sie sind das personifizierte Gute (Margolin 1994). Die Ergebnisse von Terman und seinen Kolleg:innen sind in den letzten 100 Jahren einer intensiven Kritik ausgesetzt gewesen und gelten als weitgehend widerlegt. Um es an dieser Stelle auf den Punkt zu bringen: Menschen, die als begabt identifiziert werden, sind äußerst heterogen. Warum Terman nicht zu dieser Erkenntnis kommen kann bzw. will, wird im weiteren Verlauf des Textes deutlich. Es wird so auch eine Antwort auf die von Bourdieu aufgeworfene Frage gegeben, wer wann, wo, wie und warum einen vererbungstheoretischen Begabungsbegriff in Stellung bringt.

Dass Menschen mit dem Begabungskonzept positive Assoziationen verbinden, kann ich durchaus nachvollziehen. Wem tut man schon weh, wenn man sagt: Du bist in diesem und jenem begabt. Und es kommt auch immer mal vor, dass Menschen im Gespräch mit mir – wie bspw. der Vermieter einer Ferienwohnung in Brandenburg, der zuvor recherchiert hatte, wer ich bin und zu welchem Thema ich forsche – mit Stolz verkünden: sie seien ihrer Ansicht nach mit großer Sicherheit hochbegabt. Da gratuliert man doch gerne und fragt sich zugleich, worin die Hochbegabung sich zeige und was aus dieser Selbstdiagnose folge. Bei Begabung handelt es sich um eine positive Selbst- oder Fremdzuschreibung, mit der in der Regel Selbstbewusstsein, zusätzliche Ressourcen und Erfolg einhergehen. Das Konzept kommt aber – wie jedes Konzept – nicht ohne Differenz aus. Es braucht auch die (große) Gruppe der Nicht-Begabten oder im Fall der akademischen Begabung die recht konkrete Gruppe, die das Etikett der → (Lern-)Behinderung mit sich herumträgt, eine negative Fremdzuschreibung, die verunsichert, ausschließt

und Misserfolg begünstigt (s. ausführlich Pfahl 2011). Denn so schön die Vorstellung auch ist, dass wir alle in etwas begabt sind, nicht alle Begabungen werden und können gefördert werden. Die Förderung von Begabungen führt meistens und insbesondere an der Hochschule zu einer exklusiven Begabtenförderung.

Wichtig ist es sich daher klar zu machen, dass die Zuschreibung als begabt nicht folgenlos bleibt. In der Regel geht mit ihr die Aufnahme in vorschulische, schulische oder akademische Förderprogramme einher. Und diese Programme haben seit ihrer Entstehung zu Beginn des 20. Jahrhunderts ein Problem: sie sind eng mit sozialen Ungleichheitsverhältnissen verwoben. Wer aus einem akademischen oder vermögenden Elternhaus kommt, *weiß* und männlich ist, hat in der Regel schon immer bessere Chancen als andere Menschen gehabt, gefördert zu werden (Böker/Horvath 2018). Bourdieu und Jean-Claude Passeron (1971, S. 45) haben darauf hingewiesen, dass das (französische) Bildungssystem soziale Ungleichheiten legitimiere, in dem „soziales Privileg in Begabung" umgedeutet werde. Dieser Mechanismus werde nach der Bildungsexpansion seit den 1950er Jahren durch die Illusion der Chancengleichheit verdeckt. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts liegt er beispielsweise in den USA noch offen zutage. Termans begabte Kinder kommen fast ausschließlich aus der weißen oberen Mittelschicht. Dies wird jedoch nicht zum Problem, sondern zum Beweis ihrer Überlegenheit. Die Studie steht in der Tradition einer eugenisch motivierten Begabungs- und Intelligenzforschung, die sich durch ein rassistisches und klassistisches Weltbild auszeichnet (Knebel/Marquardt 2012). Umso verwunderlicher ist es, wenn sich auch heute noch positiv auf Terman bezogen und sich in die Tradition des „Vaters der Begabungsforschung" gestellt wird.

Ab und an gibt es aber auch Ausnahmen von der Regel und Begabtenförderungsprogramme zeichnen sich in diesem seltenen Fall bspw. durch eine hohe soziale Diversität aus. Grund dafür sind in der Regel Auswahlkriterien, die privilegierte Menschen bewusst ausschließen oder benachteiligen. Ein interessantes Beispiel ist die Studienstiftung des deutschen Volkes, denn sie kann als Beispiel für die Regel und die Ausnahme gelten. Die Studienstiftung ist das älteste und größte Begabtenförderungswerk in Deutschland. Im Gegensatz zu Terman vertritt diese seit ihrer Gründung im Jahr 1925 ein liberales und offenes Begabungsverständnis (Ausnahme: 1933–1934, s. Kunze 2001). Zwischen 1925 und 1933 war der Anteil von Arbeiter:innenkindern in der Studienstiftung im Vergleich zu deren Anteil an der Gesamtstudierendenschaft mehr als vier Mal so hoch. Über 90 Jahre später sieht es ganz anders aus. Studierende mit einem hohen Sozialstatus sind in der Studienstiftung im Vergleich zur Gesamtstudierendenschaft und den anderen Begabtenförderungswerken deutlich überproportional vertreten. Der Soziologe Karl Ulrich Mayer sprach als die Zahlen publik wurden gar von einer „Selbstreproduktion des deutschen Bildungsbürgertums" (Mayer, zit. n. Kerbusk 2009). Diese Entwicklung zeigt die Tendenz von Begabtenförderungsprogrammen zur sozialen Schließung über die Zeit (s. a. Staiger 2004) und führt uns vor Augen,

dass wenn wir an diesen Programmen festhalten möchten, immer wieder auch nach deren Ausschlüssen fragen müssen. Eine Möglichkeit diese Ausschlüsse sichtbar zu machen, sind Sozialstatistiken, die Informationen über die soziale Herkunft beinhalten. Leider sind diese jedoch äußerst selten. Die Studienstiftung und auch andere Förder:innen scheinen wenig motiviert, hier Abhilfe zu schaffen. Geldgeber:innen wie das Bundesministerium für → Bildung und Forschung könnten jedoch durch neue Richtlinien für Transparenz sorgen und den Weg zu einer sozial diverseren Begabtenförderung unterstützen.

Arne Böker

Quellenverzeichnis

Böker, Arne (2021): Über die Rechtfertigung von Begabtenförderung. Eine Diskursanalyse am Beispiel der Studienstiftung des deutschen Volkes. Wiesbaden: Springer VS • Böker, Arne/Horvath, Kenneth (2018): Ausgangspunkte und Perspektiven einer sozialwissenschaftlichen Begabungsforschung. In: Böker, Arne/Horvath, Kenneth (Hrsg.): Begabung und Gesellschaft. Sozialwissenschaftliche Perspektiven auf Begabung und Begabtenförderung. Wiesbaden: Springer VS, S. 7–26 • Bourdieu, Pierre (1993): Soziologische Fragen. Frankfurt/Main: Suhrkamp • Bourdieu, Pierre/Passeron, Jean-Claude (1971): Die Illusion der Chancengleichheit. Untersuchungen zur Soziologie des Bildungswesens am Beispiel Frankreichs. Stuttgart: Klett • Kerbusk, Simon (2009): Wer hat, dem wird gegeben. https://www.zeit.de/2009/40/C-Begabtenfoerderung. [abgerufen: 17.03.2023] • Knebel, Leonie/Marquardt, Pit (2012): Vom Versuch, die Ungleichwertigkeit von Menschen zu beweisen. Warum Intelligenztests nicht neutral sind. In: Haller, Michael/Niggeschmidt, Martin (Hrsg.): Der Mythos vom Niedergang der Intelligenz. Von Galton zu Sarrazin: Die Denkmuster und Denkfehler der Eugenik. Wiesbaden: Springer VS, S. 87–126 • Kunze, Rolf-Ulrich (2001): Die Studienstiftung des deutschen Volkes seit 1925. Zur Geschichte der Hochbegabtenförderung in Deutschland. Berlin: Akademie Verlag • Margolin, Leslie (1994): Goodness personified. The emergence of gifted children. New York: Aldine de Gruyter • Pfahl, Lisa (2011): Techniken der Behinderung. Der deutsche Lernbehinderungsdiskurs, die Sonderschule und ihre Auswirkungen auf Bildungsbiografien. Bielefeld: transcript • Roth, Heinrich (Hrsg.) (1969): Begabung und Lernen. Ergebnisse und Folgerungen neuer Forschungen. Gutachten und Studien der Bildungskommission. Stuttgart: Klett • Staiger, Annegret (2004): Whiteness as giftedness: racial formation at an urban high school. In: Social Problems 51(2), S. 161–181.

Begriff, der [bəˈgrɪf]

Tagtäglich werfen wir mit Begriffen um uns und werden mit unzählig vielen konfrontiert. Manche nehmen wir gerne in den Mund. Andere weniger. Manche gehen leicht über die Lippen. Andere schmerzen. Es sind Begriffe mit bestimmten → Bedeutungen, mal schöne, mal weniger schöne. Schön klingende Wörter sind z. B. Firlefanz, Humbug, Larifari, Sammelsurium, Tohuwabohu, Kokolores, Remmidemmi, Mumpitz, Kladderadatsch oder Kuddelmuddel. Es sind nicht unbedingt schöne Worte mit positivem Inhalt. Aber melodisch haben sie einiges

drauf. Daneben gibt es besondere Begriffe aus dem Deutschen: so etwas wie Kindergarten, Blitzkrieg oder Gemütlichkeit, Worte, die in andere Sprachen übernommen wurden, weil es in dieser Sprache keinen besseren Ausdruck dafür gibt.

Aber was ist eigentlich ein Begriff? Dem digital gesammelten deutschen Wortschatz von 1600 bis heute zufolge umfasst ein Begriff 1. „wesentliche Merkmale einer Sache oder einer Gruppe von Erscheinungen, die zu einer gedanklichen Einheit zusammengefasst sind", 2. eine „Vorstellung", eine „Auffassung, Meinung". Ein Begriff kann umgangssprachlich abwertend gemeint sein (sie war schwer von Begriff). Er wird häufig verwendet, wenn man gerade im Begriff ist, etwas tun zu wollen (er war im Begriff, etwas lesen zu wollen) (DWDS 2023).

Das Wort „Begriff" nehmen wir verhältnismäßig häufig in den Mund. Der DWDS-Wortstatistik zufolge wird es aber vorwiegend in Umbruchzeiten verwendet. In Tages- und Wochenzeitungen am meisten zu lesen war es 1946, 1967 und 1992 (ebd.), d. h. am häufigsten genutzt wurde es im ersten Jahr nach dem 2. Weltkrieg; ein Jahr vor dem die Studentenbewegung und darin umkämpften Formen des Zusammenlebens umrahmenden markanten Datums und zwei Jahre nach der deutsch-deutschen Wiedervereinigung. Es scheint ganz so, als müsse man sich in Umbruchzeiten vermehrt über Begriffe und Begriffsauslegungen verständigen, darüber, was es heißt, kein nationalsozialistischer Staat mehr zu sein, sondern ein demokratischer zu werden; darüber, wofür oder wogegen Studierende am 2. Juni 1967 in Berlin auf die Straße gingen und darüber, was ein Zusammenwachsen bedeutet, wenn man 40 Jahre lang zwar nebeneinander, aber doch in ganz unterschiedlichen Staatssystemen gelebt hat.

Mit Begriffen wollen wir also etwas begreifen, d. h. verstehen, erfassen, erschließen. Begriffe umfassen zumeist ein Begriffsuniversum und lassen sich nicht allzu einfach von einer Sprache in die andere übersetzen. Nehmen wir z. B. den einfachen Begriff des Brotes. Ins Französische übersetzt heißt „das Brot" „le pain". Bestellen wir in Frankreich ein Brot, so erhalten wir meist ein Baguette und kein Graubrot. Das Baguette, eine lange Weißbrotstange – übrigens 2022 von der UNESCO zum immateriellen Weltkulturerbe gekürt – wird in Frankreich zu fast jedem Essen gereicht, egal ob es das Mittagessen oder Abendessen ist. In deutscher Tradition wird das Brot v. a. am Abend gegessen, dick mit Leberwurst beschmiert. Ein Baguette kann gebrochen werden. Ein Graubrot hingegen wird in Scheiben geschnitten. Sprechen wir in Frankreich vom Brot ist es etwas ganz anderes als in Deutschland. Das mit dem Begriff einhergehende Informationssystem ist über Nationalstaaten hinweg nicht so einfach austauschbar. Ein Brot kann in verschiedenen Nationen und Kulturen ganz unterschiedliches bedeuten. Der Begriff des Brotes verweist „auf unterschiedliche Kulturräume: auf unterschiedliche Formen des ‚objektiven Geistes'" (Danner 1998, S. 49). Der „objektive Geist" ist aber nicht nur kultur- sondern auch zeitbedingt. In den 1930er Jahren war es fast unvorstellbar, dass in Deutschland auch ein Baguette gegessen wird. Heute hingegen ist es schick, nicht in eine gewöhnliche Stulle, sondern ein leckeres

belegtes Baguette zu beißen. Kulinarisch haben wir uns diversifiziert. Es ist nicht mehr ganz eindeutig, was ich meine, wenn ich beim Bäcker sage: Ich hätte gerne ein Brot. Ist es ein Graubrot, ein Körnerbrot, ein Dinkel-, Weizen- oder Vollkornbrot? Ist es glutenfrei oder voller Proteine, Lipide und Kohlenhydrate? Ich muss es schon präzisieren, damit die Bäckereiangestellte mir das richtige Produkt über die Theke reicht, so dass ich es erst greifen und dann genießen kann.

Wenn wir schon beim Greifen sind: Begriffe sind sprachlich eng verwandt mit dem Wort Begreifen. Mit Begriffen begreife ich etwas. Ich erfasse es, erschließe es. Ich mache das aber nicht nur – wie es das Wort in seiner ursprünglichen Bedeutung erfasste – körperlich, sondern v. a. geistig. Etwas mit dem Verstand erfassen und verstehen wird im deutschen Sprachraum seit der althochdeutschen Zeit mit Begreifen und Begriffen in Verbindung gebracht (dwds 2023). Es ist kein Zufall, dass gerade in jener Zeit sich die Bedeutung wandelte. Nicht mehr nur das von Generation zu Generation überlieferte Handwerk, sondern der geistige Austausch wurde relevanter. Nicht mehr nur Taten, auch das geschriebene Wort wurde nötig, um zu begreifen. Gehen wir historisch ein ganzes Stück weiter, in die Aufklärung, kommen wir schon nah an den Kern dessen, was ein Begriff auch heute noch bedeutet. Für die beiden philosophischen Aufklärer Wolff und Thomasius umschloss das Wort Begriff „wesentliche Merkmale einer Sache oder einer Gruppe von Erscheinungen, die zu einer gedanklichen Einheit zusammengefaßt sind" (dwds 2023). Damit sind wir ganz nah an dem, was auch die Diskursforschung unter einem Begriff versteht: „Im Unterschied zu *Wort* wird unter *Begriff* ein durch charakteristische Merkmale kategorisierter Gedankeninhalt (Konzept, Vorstellung) verstanden. Begriffe sind also mentale (und nicht sprachliche) Einheiten. Sie dienen dazu, Gegenstände oder Sachverhalte durch bestimmte Eigenschaften zu klassifizieren. Sie können intensional (durch die Aufzählung von Merkmalen) oder extensional (durch die Aufzählung aller Objekte, die unter den Begriff fallen) definiert werden" (Niehr 2014, S. 52). Wenden wir diese Definition erneut aufs Brot an, so kommen wir zu folgender Erkenntnis: ein gutes Brot sollte – je nach Sorte von fruchtig bis würzig, mild bis leicht säuerlich – gut riechen. Ein gutes Brot sollte nicht nur frisch schmecken, sondern auch noch nach einigen Tagen Lagerung. Die Kruste sollte knusprig sein, die Krume locker und saftig (Hobbybäcker 2023). Genau jene Beschreibungen haben intensionalen Charakter. Werden Brote hingegen mit extensionalen Eigenschaften beschrieben, so reicht die Aufzählung vom Altdeutschen Brot über Pumpernickel bis zum Zwieback. Es sind die verschiedenen Sorten, die sich alle unter der Oberkategorie des Brotes verbinden.

Was ein:e jede:r für ein gutes Brot hält, ist vermutlich Geschmackssache, die aber in Worte übersetzt werden kann. Würde man die besten Bäcker:innen der letzten Jahre miteinander ins Gespräch bringen, so würden sie Unterschiedliches über ein gutes Brot sagen. Für die einen müsste es gut schmecken und aus der Region kommen. Für die anderen muss es ein Brot ganz ohne künstliche

Zusätze, in Bioqualität sein. Über gutes Brot lässt sich gut streiten. Engagierte Bäckermeister:innen würden im Gespräch vermutlich mit unterschiedlichen Brot-Begriffen nur so um sich werfen, miteinander in Aushandlung gehen, vielleicht auch in einen vertiefenden Diskurs der Brotbacktradition einsteigen, über die Geschichte des Bäckerhandwerks philosophieren und am Ende ggf. bis in die Zeit Karl des Großen vordringen, in der sich in Deutschland das Bäckerhandwerk als freier Berufsstand herausbildete und der „Beck" noch in stadteigenen Öfen Brot buk, weil er sich keinen eigenen leisten konnte und die meisten Menschen noch Brei aßen. Vielleicht würden sie bis in die Abendstunden hinein über die Kunst des Backens philosophieren. Vom Fladenbrot der Ägypter kämen sie über die Zunft des Backhandwerks bis zur Gewerbefreiheit. Da sie wahrscheinlich unterschiedliche Begriffe von einem gelungenen Brot haben, würden sie in die Begriffsgeschichte des Backwesens eintauchen, die sie sich aber nur erzählen können, weil es die passenden Begriffe dazu gibt, die ihre Erfahrungen und Erwartungen zur Sprache bringen (Koselleck 2021, S. 22). Sie würden unter Nutzung verschiedener Begriffe und dem Austausch darüber ihr eigenes Handwerk wohl noch besser begreifen.

Irene Leser

Quellenverzeichnis

Danner, Helmut (1998): Methoden geisteswissenschaftlicher Pädagogik. Einführung in Hermeneutik, Phänomenologie und Dialektik. München: Ernst Reinhardt • DWDS (2023): Der deutsche Wortschatz von 1600 bis heute. In: https://www.dwds.de/wb/Begriff [abgerufen: 21.11.2024] • Hobbybäcker (2023): Alles rund ums Brot. In: https://www.hobbybaecker.de/themenwelten/was-macht-gutes-brot-aus [abgerufen: 21.11.2024] • Koselleck, Reinhart (2021): Begriffsgeschichten. Studien zur Semantik und Pragmatik der politischen und sozialen Sprache. Frankfurt/Main: Suhrkamp • Niehr, Thomas (2014): Begriff. In: Wrana, Daniel et al. (Hrsg.): DiskursNetz. Wörterbuch der interdisziplinären Diskursforschung. Berlin: Suhrkamp, S. 52 • Statistisches Bundesamt (2024): Brotpreis seit 2019 massiv gestiegen. In: https://www.tagesschau.de/wirtschaft/verbraucher/anstieg-brotpreise-100.html [abgerufen: 21.11.2024].

Behinderung, die [bəˈhɪndərʊŋ]

Es ist nicht mehr ohne weiteres möglich, über Behinderung zu schreiben oder zu sprechen. Jedenfalls nicht ohne ein Bewusstsein dafür, woher der → Begriff und das dahinterliegende Konzept stammen, wie er verwendet wurde und wird und in welchen Zusammenhängen es heute möglich und unmöglich ist, davon zu sprechen. Denn Behinderung ist diskriminierend und gleichzeitig dient sie als empowerndes Moment. Der Begriff wird alltagssprachlich nonchalant verwendet, um

auf Dinge und Situationen zu verweisen, die als unangenehm, störend, kurzum als für die Situation nicht normal empfunden werden. Und ebenso wird alltagssprachlich eingefordert, Behinderung anzuerkennen, zu kennen, wahrzunehmen und nicht sprichwörtlich unter den Teppich zu kehren. Der Begriff wird identitätsstiftend verwendet, adressiert im politisch-gesellschaftlichen Terrain eine sozial marginalisierte Minderheit und verbindet sie gleichzeitig miteinander. Im Folgenden unternehme ich einen Versuch der Konkretisierung und Eingrenzung entlang historischer Begebenheiten und aktueller Entwicklungen. Dazu muss ich erwähnen, dass der Text einen Makel hat: Ich, als Autor, bin nicht blind, bin nicht taub, sitze nicht im Rollstuhl. Ich habe keine geistigen oder psychischen Beeinträchtigungen o. a. m. Ich kann für mich nicht beanspruchen, aus einer Perspektive des behindert-Seins und/oder des gemacht worden Seins zu schreiben. Ich habe nur die Möglichkeit, über Wissensstände und Entwicklungen zu Sprache und zum Gebrauch von Behinderung zu schreiben und konzentriere mich dabei auf den deutschsprachigen Raum. Fangen wir also damit an:

Zwar wird schon in Antike und Mittelalter von Körpern gesprochen, die „nicht normal" seien (Egen 2020), jedoch etabliert sich das Konzept von „Behinderung" erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts, indem Begriffe der Normalität und Anormalität auch im politischen Raum eingeführt werden (Bösl 2010; Mürner/Sierck 2012). Eine spezifische gesunde Normalität körperlicher Verfasstheit und die damit einhergehende Etablierung eines Normkörpers differenziert fortan die Gesellschaft. Neue, medizinisch und statisch begründete Formen von gesellschaftlicher Normalität werden herausgebildet, die dann auch rechtlich kodifiziert werden. Als Folge der Entwicklung in der Medizin und anderen Wissenschaften entsteht ein klinischer → Blick auf Menschen und strukturiert das soziale Miteinander (Foucault 2011). Die in Deutschland und Europa sich rapide ausweitende Industrialisierung und Standardisierung von Arbeit, die mit Normierungen bestimmter sozialer Praktiken, menschlicher Körper, dem Einfluss neuer Formen von Datengewinnung, -verarbeitung und -aufbereitung einhergeht, begünstigen die Etablierung der beiden Kategorien Behinderung und Nicht-Behinderung. Dadurch ergeben sich dann sehr spezifisch und konkret bezeichenbare gesunde und kranke, leistungsstarke und leistungsschwache, also normale und anormale Menschen.

Die Differenzierung zwischen Behinderung und Nicht-Behinderung etabliert ein politisch umkämpftes Machtfeld in Deutschland verstärkt mit dem Ende des 1. Weltkrieges. Politik und Gesellschaft setzen sich damit auseinander, wie mit den knapp zwei Millionen Kriegsversehrten umzugehen sei. Auf der einen Seite wurden Gesetze wie das „Krüppelfürsorgegesetz" von 1920 verabschiedet, um soziale Nachteile auszugleichen und den Umgang mit bestimmten Gruppen, etwa Kriegsversehrten, zu regeln und zu legitimieren. Auf der anderen Seite gewannen sozialdarwinistische Positionen an Einfluss, die biologisch-medizinische Konzepte mit politischen Fragen verknüpften und die gezielte Tötung als mögliche

Lösung für „lebensunwertes" Leben diskutierten. Beide Seiten, Befürworter:innen sozialer Fürsorge und Vertreter:innen eugenischer Ideen, diskutierten, wie Menschen, die als „nicht normal" klassifiziert wurden, in eine Gesellschaft integriert werden könnten, die auf Erwartungen wie Arbeit, Ordnung, Sauberkeit, Disziplin und Leistungsbereitschaft ausgerichtet ist (Mürner/Sierck 2012). Letztere erreichten zwischen 1933 und 1945 während der Herrschaft der Nationalsozialisten und deren Euthanasie-Politik ihren Höhepunkt. Dies setzt bereits mit dem „Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses" vom 14. Juli 1933 ein und gipfelt in systematischen, maschinisierten und institutionalisierten Praxen der medikamentösen oder chemischen Tötung wie auch der Zwangssterilisation (nicht nur) dieser Gruppen (Mürner/Sierck 2012; Schmuhl 2009). In den beiden deutschen Nachkriegsstaaten etablieren sich dann verschiedene Strategien für einen gesellschaftlichen und politischen Umgang mit Behinderung. Die beiden Staaten nehmen nur wenig Bezug aufeinander und trotz dessen unterscheiden sich die politischen Ansätze kaum, ist doch der gemeinsame politische Grundsatz der, dass als behindert gekennzeichnete Menschen hilfsbedürftig und damit auf Wohlfahrtsleistungen angewiesen sind, da sie auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt nicht konkurrieren können (Degener 2003). Im Zuge der sich ausweitenden staatlichen Sozialpolitik werden dann auch neue Formen politischer Intervention eingeführt. Diese spiegeln sich auch institutionell in den Wissenschaften, wie der Psychologie und Sonderpädagogik, und in (staatlichen) Einrichtungen wider, zum Beispiel in neuen Formen von sogenannten Sonderschulen und Kliniken, die die staatliche Handlungsmacht gewährleisten sollen (Pfahl 2011). Insbesondere politische Gesetzesinitiativen wie das Bundessozialhilfegesetz von 1961, aber auch Vereine Betroffener institutionalisieren in den 1950er und 60er Jahren im westlichen Teil Deutschlands eine engmaschige Besonderung für als behindert markierte Personen und Gruppen.

Behinderung dient ab da an dazu, menschliche Versehrtheit von Körpern, konkret deren Physis und Psyche, zu kategorisieren, zu ordnen und all jene abweichenden von denen zu differenzieren, die als gesund bezeichnet werden. Das bedeutet zweierlei: Zum einen wird Behinderung als Dichotomie für gesunde, starke und unversehrte Körper verwendet. Zum anderen wird dabei deutlich, dass mit Behinderung ein Grenzregime verwendet wird, entlang dessen sich eine Normalität und eine Norm von Körpern und der Unversehrtheit beschreiben lässt. Menschen, die als anormal adressiert und verortet werden, sind nicht in eine aktive Aus- und Mitgestaltung dieser Politik involviert (und sind es in weiten Teilen auch heute noch nicht). Dieser bereits Ende des 19. Jahrhunderts einsetzende Umbau ermöglicht in stärkerem Maße, durch die wissenschaftliche Legitimierung der Zuschreibung als anormal, solche Menschen gezielter und spezifischer ein- und auszugrenzen, ihnen Rollen innerhalb der Gesellschaft zuzuweisen und damit eine exkludierende Politik zu betreiben. Gleichzeitig wird Behinderung als etwas natürliches begriffen, das unhinterfragt bleibt.

Der Begriff „Behinderung" wird daher oft negativ verwendet, um Menschen und Gruppen zu diskriminieren, auszugrenzen und zu entmenschlichen. Auch wenn der Begriff selbst erst seit 150 Jahren Eingang in den Sprachgebrauch gefunden hat, so ist die Differenzierung und Kategorisierung von Körpern entlang spezifischer Merkmale und Eigenschaften als auch die sich daran anschließende gesellschaftliche Separation und Ausgrenzung historisch verbürgte und aktuelle Praxis. Seine Verwendung impliziert in den meisten Fällen, dass Menschen mit Behinderungen falsch sind oder etwas falsch gemacht haben oder dass mit ihnen etwas nicht stimmt.

Und doch erfährt der Begriff spätestens in den 1960er Jahren eine empowernde Vereinnahmung als auch sprachliche Entgrenzung. Im Laufe der 1970er Jahre beginnt in Deutschland eine kritische Auseinandersetzung in Gesellschaft und Wissenschaft. Vorausgegangen sind diesen Entwicklungen zum einen internationale Impulse, insbesondere aus dem englischen Sprachraum (Klein 2010), und eigene wissenstheoretische Auseinandersetzungen, insbesondere der Heilpädagogik, sowie der in breiter Öffentlichkeit diskutierte sogenannte Contergan-Skandal (Freitag 2005) oder das sogenannte Knüppeltribunal (Hetzel 2007), das am 24. Januar 1981 in Dortmund, im Zuge des internationalen Jahres der Behinderten der UNO stattfand. Die Initiator:innen und Aktivist:innen des Tribunals klagen im Stile eines Menschenrechtstribunals in 15 thematischen Sitzungen Menschenrechtsverletzungen gegenüber Menschen mit Behinderung an. Sie lehnen weitestgehend die Ansätze der Sozialhilfeverbände und Selbsthilfegruppen und somit der institutionalisierten Sozialpolitik ab. Sie wollen emanzipatorische Autonomie und Selbstbestimmung und unter dem Slogan „Nothing about us without us! / Nichts über uns ohne uns!" emanzipatorisch den Begriff Behinderung nicht nur umdeuteten, sondern gleichzeitig in und mit dieser Umdeutung andere → Bedeutungen etablieren. Zum einen arbeiten Protagonist:innen heraus, dass Behinderung nicht etwas ist, das natürlich vorliegt und somit keine Ontologie darstellt. Vielmehr drehen sie die Perspektive um: Menschen sind nicht behindert, sie werden behindert gemacht. Behinderung ist somit das Ergebnis sozialer und/oder kultureller Praktiken und nichts, was den Menschen per se eigen ist. Zum anderen nutzen Aktivist:innen Behinderung, um auf ihre Marginalisierung, Prekarisierung und damit spezifische Situation aufgrund des behindert gemacht Werdens aufmerksam zu machen und auch die Differenziertheit menschlichen Seins in den Mittelpunkt von Politik und Gesellschaft zu rücken. Es geht dabei nicht darum, Differenzen zueinander auszuspielen, sondern als Normalität anzuerkennen und gleichzeitig auf die damit einhergehenden Diskriminierungen, Verletzungen und Ausgrenzungen aufmerksam zu machen. Mit dem stellenweisen neuartigen Aneignen und Verwenden des Begriffs kommt es daher auch zu einer, wenn auch schleichenden, Umdeutung und Verschiebung der Bedeutung des Begriffs Behinderung, vielfältig intersektional verknüpft mit anderen Kategorien der Ausgrenzung und Diskriminierung wie Race oder Gender.

Insbesondere die sogenannten Disability Studies greifen die Programmatik auf, theoretisieren sie und formulieren sie praktisch aus. Sie sehen in Behinderung eine Art und Weise, physische, mentale und emotionale Variationen von Körpern zu einer großen und ungleichen Gruppe von Menschen zusammenzufassen, „die möglicherweise nicht mehr gemeinsam haben als die stigmatisierende Bezeichnung der Anormalität" (Garland-Thomson 2003). Es ist daher der Anspruch der Disability Studies, dem Begriffsfeld Behinderung in intersektioneller und interdisziplinärer Perspektive neue Möglichkeiten der Bedeutung und Verwendung von Behinderung hinzuzufügen und somit die Terminologie, Begriffshoheit und -deutung entscheidend zu verschieben (Waldschmidt/Schneider 2007). Vor allem soll mit und aus Sicht der Personen und Personengruppen geforscht werden. Das Ziel der Disability Studies ist es, mit ihren Forschungen „andere Geschichten über Behinderung" (Garland-Thomson 2003) zu erzählen und somit eine größere und akzeptierte Sichtbarkeit und gesellschaftliche Teilhabe von Menschen mit Behinderung und des Themas Behinderung zu erreichen. Denn „Behinderung […] ist ein wesentliches Kennzeichen des Menschseins" (Garland-Thomson 2003, S. 425) und somit Normalität und nicht Anormalität.

Robert Aust

Quellenverzeichnis

Bösl, Elsbeth (2010): Was ist Disability History? Konstruktionen von Behinderung in der Geschichte. Eine Einführung. In: Elsbeth Bösl/Anne Klein/Anne Waldschmidt (Hrsg.): Disability History. Konstruktionen von Behinderung in der Geschichte. Eine Einführung. Bielefeld: transcript, S. 29–43 • Degener, Theresia (2003): Behinderung als rechtliche Konstruktion. Metamorphosen von Normalität und Abweichung. In: Lutz, Petra et al. (Hrsg.): Der (im-)perfekte Mensch. Metamorphosen von Normalität und Abweichung. Köln: Böhlau, S. 449–466 • Egen, Christoph (2020): Was ist Behinderung? Abwertung und Ausgrenzung von Menschen mit Funktionseinschränkungen vom Mittelalter bis zur Postmoderne. Bielefeld: transcript • Foucault, Michel (2011): Die Geburt der Klinik. Eine Archäologie des ärztlichen Blicks. Frankfurt/Main: Fischer Taschenbuch • Freitag, Walburga (2005): Contergan. Eine genealogische Studie des Zusammenhangs wissenschaftlicher Diskurse und biographischer Erfahrungen. Münster: Waxmann • Garland-Thomson, Rosemarie (2003): Andere Geschichten. Metamorphosen von Normalität und Abweichung. In: Lutz, Petra et al. (Hrsg.): Der (im-)perfekte Mensch. Metamorphosen von Normalität und Abweichung. Köln: Böhlau, S. 419–425 • Hetzel, Mechthild (2007): Provokation des Ethischen. Diskurse über Behinderung und ihre Kritik. Heidelberg: Winter Verlag • Mürner, Christian/Udo Sierck (2012): Behinderung. Chronik eines Jahrhunderts. Weinheim/Basel: Beltz Juventa • Pfahl, Lisa (2011): Techniken der Behinderung. Der deutsche Lernbehinderungsdiskurs, die Sonderschule und ihre Auswirkungen auf Bildungsbiografien. Bielefeld: transcript • Schmuhl, Hans-Walter (2009): Menschen mit Behinderungen im Spannungsfeld von Exklusion und Inklusion. In: Cantow, Jan/Grüber, Katrin (Hrsg.): Eine Welt ohne Behinderung – Vision oder Alptraum? Berlin: IMEW, S. 24–50 • Waldschmidt, Anne/Werner Schneider (Hrsg.) (2007): Disability Studies, Kultursoziologie und Soziologie der Behinderung. Erkundungen in einem neuen Forschungsfeld. Bielefeld: transcript.

Bekenntnis, das [bəˈkɛntnɪs]

„Ich glaube an Gott, den Vater, den Allmächtigen, den Schöpfer des Himmels und der Erde. Und an Jesus Christus, seinen eingeborenen Sohn, unsern Herrn, empfangen durch den Heiligen Geist, geboren von der Jungfrau Maria, gelitten unter Pontius Pilatus, gekreuzigt, gestorben und begraben, hinabgestiegen in das Reich des Todes, am dritten Tage auferstanden von den Toten, aufgefahren in den Himmel; er sitzt zur Rechten Gottes, des allmächtigen Vaters; von dort wird er kommen, zu richten die Lebenden und die Toten. Ich glaube an den Heiligen Geist, die heilige christliche Kirche, Gemeinschaft der Heiligen, Vergebung der Sünden, Auferstehung der Toten und das ewige Leben. Amen."

Das Apostolische Glaubensbekenntnis ist wohl die bekannteste Glaubensaussage des westlichen Christentums. In römisch-katholischen und alt-katholischen Kirchen wird das Bekenntnis an jedem Sonn- und Feiertag in der heiligen Messe gesprochen, in der evangelischen Kirche im Gottesdienst. Entstanden ist es aus Sätzen der zwölf Apostel. In der → Bibel sucht man vergeblich nach der einen Seite, auf der es steht. Die Sätze basieren auf einem römischen Taufbekenntnis aus dem 3./4. Jahrhundert, das seinerseits textlich eng mit einem Bekenntnis aus der Schrift „Apostolische Tradition" vom Ende des 2. Jahrhunderts verwandt ist. In der Heiligen Schrift selbst ist es jedoch nicht enthalten.

Aber nicht nur in der Religion bekennt man sich. Bekenntnisse gibt es fast überall. Sie dienen dazu, seine eigene Position zu verdeutlichen oder Stellung zu beziehen. Bekennen kann man sich zu seiner von der Mehrheit abweichenden Sexualität, zu seinem Ehegatten oder – ist man geständig – auch zu seinen Straftaten.

Nicht immer bekennt man sich von sich aus. Manchmal ist man aufgefordert, sich zu bekennen. So fordern einige Staaten von ihren Mitbürger:innen ein Bekenntnis ein. Die BRD fordert z. B. alle Einbürgerungswilligen auf, „sich zur freiheitlich-demokratischen Grundordnung der Bundesrepublik Deutschland [zu] bekennen und bei der Einbürgerung ein entsprechendes Bekenntnis ab[zu]legen" (Bezirksamt Neukölln 2023). Die DDR forderte nicht nur von Einbürgerungswilligen ein Bekenntnis, sondern von allen Jugendlichen, die an der Jugendweihe, einer staatlich organisierten festlichen Initiation des Übergangs vom Jugend- ins Erwachsenenalter, teilnahmen. Zum Bekenntnis versammelten sich die Achtklässler:innen immer im Frühling in ihren Kulturhäusern, um sich dann aufgerufen auf die → Bühne zum SED-Staat und seiner Politik zu bekennen. Es galt nicht das Bekenntnis zur Religion, sondern das zum Staat. Auf der Jugendweihe vorgelesen wurden dann die am 10. Juli 1958 auf dem V. Parteitag der SED erstmals von Walter Ulbricht verkündeten 10 Gebote für den neuen sozialistischen Menschen (und gerade nicht die 10 Gebote Gottes). Während

der Jugendweihe wurde jedes Gebot einzeln verlesen und ritualisiert im Chor von den Achtklässler:innen mit „Ja, das geloben wir" (verunglimpft in „Ja. Das globen wir") bestätigt.

Die meisten können sich, wenn sie heute dazu befragt werden, an den Wortlaut der einzelnen Gebote nicht erinnern, nicht daran, dass sie sich „stets für die internationale Solidarität der Arbeiterklasse und aller Werktätigen sowie für die unverbrüchliche Verbundenheit aller sozialistischen Länder" einsetzten (1. Gebot), nicht daran, dass sie sauber und anständig leben und ihre Familie achten sollten (9. Gebot), nicht daran, dass sie „Solidarität mit den um ihre nationale Befreiung kämpfenden und den ihre nationale Unabhängigkeit verteidigenden Völker üben" sollten (10. Gebot). In Erinnerungen hängen geblieben sind der festliche Auftritt in Abendgarderobe, die mit Nelken überreichte Urkunde mitsamt des (von nur wenigen) gelesenen → Buches. Vor allem aber in Erinnerung geblieben sind die Familienfeste sowie die zahlreichen Geldgeschenke, von denen man sich z. B. seine erste Simson oder ein Doppelkassettendeckrekorder kaufen konnte (Lehmann 2022). Die Jugendweihe war ein staatlich eingeführtes Ritual, an dem in den 1970er und 1980er Jahren ca. 90 Prozent aller Kinder und Jugendlichen teilnahmen (MDR 2021). Es war ein Schwur auf den Staat und damit ein Bekenntnis zum Staat.

Was sind nun also Bekenntnisse? Bekenntnisse sind etymologisch gesehen individuelle oder kollektive offene Geständnisse. Zu bekennen bedeutet, offen seine Überzeugung kundzutun, etwas bekannt zu machen, sich zu jemanden oder zu etwas zu bekennen (DWDS 2023). Ein Bekenntnis ist ein Sprechakt, in dem „etwas *sagen* etwas *tun* heißt" (Austin 2019, S. 35). Es sind performative Äußerungen, wie sie für Hochzeiten, Wetten, Taufen, Vermächtnisse u. a. m. üblich sind. Zu all diesen Bekenntnissen gehört John L. Austin zufolge ein „übliches konventionales Verfahren mit einem bestimmten konventionalen Ergebnis. Die betroffenen Personen und Umstände müssen im gegebenen Fall für die Berufung auf das besondere Verfahren passen, auf welches man sich beruft." Es gehört dazu, dass „bestimmte Personen unter bestimmten Umständen bestimmte Wörter äußern." Und „[a]lle Beteiligten müssen das Verfahren korrekt und vollständig durchführen". Darüber hinaus gilt, dass „[w]enn, wie oft, das Verfahren für Leute gedacht ist, die bestimmte Meinungen oder Gefühle haben, oder wenn es der Festlegung eines der Teilnehmer auf ein bestimmtes späteres Verhalten dient, dann muß [sic!], wer am Verfahren teilnimmt und sich darauf beruft, diese Meinungen und Gefühle wirklich haben, und die Teilnehmer müssen die Absicht haben sich so und nicht anders zu verhalten, und sie müssen sich dann auch so verhalten. Sündigen wir gegen eine oder mehrere von diesen […] Regeln, dann ist unsere performative Äußerung in der einen oder anderen Weise verunglückt [unhappy]" (a. a. O., S. 37). Sündigen wir also, dann kommt die bekennende Handlung nicht zustande oder wird missbräuchlich, d. h. ohne die Absicht, das Versprechen zu

halten, verwendet. Unsere Handlung wird also unwirksam oder ist unehrlich und vorgespielt. Die Heirat wird keine Ehe, die Staatsgläubigkeit vernuschelt zur Janusköpfigkeit und das Bekenntnis zu Gott doch zur → Bigotterie.

Jemanden ein Bekenntnis aufzudrücken, ist also nicht zielführend, nicht für den individuellen und auch nicht für den gemeinschaftlichen Zukunftsentwurf. Bekenntnisse sollten aus Überzeugung zu etwas: dem Glauben, dem Staat, dem Partner abgelegt werden, nicht um ausschließlich damit einhergehende Vorteile (wie einen günstigeren Steuersatz) zu erzielen. Mit einem feierlichen Bekenntnis erklärt man sich dazu bereit, dem anderen (egal ob es ein Mensch, ein Gott oder ein Staat ist) nicht zu schaden, sondern ihm „in guten und in schlechten Tagen, in Gesundheit und Krankheit, bis der Tod uns scheide" die Treue zu halten, ihn zu lieben, zu achten und alle Tage des Lebens zu ehren.

Ob Bekenntnisse heute noch up to date sind, muss jeder für sich selbst entscheiden, lassen sich heute durchschnittlich doch immer mehr Personen wieder scheiden, treten immer mehr Gläubige aus der Kirche aus und gibt es doch zumindest vereinzelt Menschen, die dank Billigflieger und kosmopolitischer Orientierung Nationen fast so häufig wechseln wie ihre Unterwäsche. Wir leben also in Zeiten, in denen es für immer mehr schwerer wird, sich ein Leben lang an nur *einen* Staat, *einen* Partner oder *einen* Gott zu binden. Der Postmoderne sei Dank.

Irene Leser

Quellenverzeichnis

Austin, John L. (2019[1972]): Zur Theorie der Sprechakte. Stuttgart: Reclam • Bezirksamt Neukölln (2023): Die Staatsangehörigkeitsbehörde. In: https://www.berlin.de/ba-neukoelln/politik-und-verwaltung/aemter/amt-fuer-buergerdienste/staats-angehoerigkeits-behoerde/ [abgerufen: 18.01.2023] • DWSD (2023): Der deutsche Wortschatz von 1600 bis heute. Bekenntnis, das. In: https://www.dwds.de/wb/Bekenntnis [abgerufen: 12.01.2023] • Lehmann, Steffi (2022): Jugendpolitik in der DDR – Anspruch und Wirkung ausgewählter Bildungsmaßnahmen. In: Benecke, Jakob (Hrsg.): Erziehungs- und Bildungsverhältnisse in der DDR, Kempten: Julius Klinkhardt, S. 227–246 • MDR (2021): Start ins Erwachsenenleben. Die Geschichte der Jugendweihe: „Ja, das geloben wir!". In: https://www.mdr.de/geschichte/ddr/alltag/erziehung-bildung/jugendweihe-jugendliche-atheismus-100.html [abgerufen: 21.11.2024] • Statista (2022): Scheidungsquote in Deutschland von 1960 bis 2021. In: https://de.statista.com/statistik/daten/studie/76211/umfrage/scheidungsquote-von-1960-bis-2008/ [abgerufen: 21.11.2024].

Beobachtung, die [bəˈʔoːbaxtʊŋ]

Was, wenn nicht nur wir auf diesen Text blicken könnten, sondern dieser Text auch auf uns zurück? Was würde er sehen? Liegende Leserinnen auf heimischen Couchen? Eilig Durchblätternde im → Bus auf dem Weg ins Seminar?

Als versierter Beobachter wüsste dieser Text so einiges von uns. Keinesfalls hätte er sich die Chance nehmen lassen, bei der Hervorbringung des Phänomens – also ihm selbst –, nicht unmittelbar teilzuhaben. Sein zunächst vages Interesse hätte vielleicht der Autorin gegolten. Wann und wo sie an ihm schreibt, stirnrunzelnd re-formuliert, welche Getränke sie dabei zu sich nimmt, wie sie mit den Menschen, die im Hintergrund vorbeistreifen, interagiert. Dabei hilft, dass er verdeckt agiert, weder die Autorin noch die späteren Leser:innen sehen ihn so wie er sie – geschweige denn, dass sie um ihn als eigenständigen Beobachter wissen.

Damit hat er eine spezielle Position inne, eine, die sich vom legitimen alltagsweltlichen Anschauen deutlich unterscheidet. Ist Kindern zunächst noch das unverhohlene Anschauen ihrer Gegenüber gestattet, erfahren sie zunehmend eine Sozialisation in das Wissen um die Vergabe von „Blicklizenzen" (Hirschauer 1999) und lernen, wer wen wann warum wo und wie (lange) ansehen darf.

Der Soziologe Erving Goffman beschreibt in seinen Analysen von Interaktionen im öffentlichen Raum die Regeln der „höflichen Unaufmerksamkeit" (Goffman 1963, S. 83 ff.) gegenüber Fremden. So adressieren wir mit einem kurzen → Blick und ggf. einem Ausweichen auf dem Gehweg Anwesende, wenden uns ihnen jedoch nicht weiter zu. Auch unter sich bekannten Menschen gilt ein ausgiebiges Anblicken des Gegenübers jenseits weniger Ausnahmen, wie romantischer Liebesbeziehungen, Arztbesuchen und Modeschauen, als legitimierungsbedürftig. Ansonsten gilt: Wenn etwas in der alltäglichen Begegnung angesehen werden darf, dann das Gesicht des Gegenübers; weitere Bereiche des Körpers sollten wiederum untaxiert bleiben. Wie ausgesprochen schmal dabei der Grat des angemessenen Beobachtens ist, illustrieren die semantisch negativ konnotierten Modi des illegitimen Anschauens, in denen ‚gegafft', ‚beäugt' und ‚gestarrt' oder Voyeurismus betrieben wird. Beobachtet zu werden geht mit spezifischen Vulnerabilitäten einher. Das gilt nicht nur für prekäre Situationen, in denen man am liebsten unsichtbar und vor Blicken geschützt wäre, sondern gleichermaßen, wenn wir wissentlich, informiert gesehen werden. Kaum etwas macht uns unserer selbst so gewahr wie die Wahrnehmung des Beobachtetwerdens. Mehr als das fällt mit der Beobachtung noch etwas anderes nahezu automatisch zusammen, von dem die Nervosität des Referendars beim Unterrichtsbesuch durch die Schulleitung oder der Konzertpianistin beim Auftritt vor ausverkauftem Haus vielleicht die deutlichste Sprache spricht: Wer beobachtet wird, der wird auch bewertet.

Unser Text muss seinen Beobachtungsobjekten gegenüber die Sorge vor seinen Urteilen nicht nehmen. In seiner verdeckten Position ist er nicht gezwungen, sich in vorhandene Blickkonventionen einzuklinken, sondern kann hemmungslos mustern und taxieren. Dieser Umstand ließe sich forschungsethisch diskutieren. Pragmatisch eröffnet er jedoch einen weiteren Vorteil: die Möglichkeit, unmittelbar in den Situationen selbst zahlreiche (kognitive) Notizen zu machen, ohne damit das Geschehen zu verändern. In dem Wissen um die Flüchtigkeit aller Wahrnehmung kann unser Text von Beginn an Protokolle verfassen und versuchen die Fülle all dessen festzuhalten, was ihm relevant erscheint. Jedes Mal, wenn die Autorin an ihm arbeitet, entstehen zunächst Schlagwortnotizen und in anschließender Ausarbeitung ein weiteres Protokoll. Dabei ist der beobachtende Text ausgesprochen gewissenhaft und notiert so detailliert wie möglich: Er hält die jeweilige Uhrzeit und Länge der Arbeit an ihm fest, beschreibt den Verlauf der Ereignisse, notiert die Selbstgespräche der Autorin im Wortlaut, misst die zeitliche Länge der sichtbaren Arbeitspausen vor dem PC. Etliche Protokolle entstehen auf diese Weise. Ihre Produktion ist kräfteraubend, doch was ist ihr Gehalt? Der Text gerät in eine Krise seines eigentlich regen, aber letztlich orientierungslosen Schaffens. Was ihm fehlt, ist eine „professional vision" (Goodwin 1994) oder „sociological imagination" (Mills 1959), also die Entwicklung und Schulung eines weniger lediglich registrierenden, sondern vielmehr (gesellschafts-)analytischen Blicks. Es gilt das anfängliche vage Interesse in eine klarere Agenda zu übersetzen, deren Gewinn darin liegen soll, etwas ander(e)s zu sehen als die Beobachtete selbst.

Die wissenschaftliche Expertise für diese Art des Sehens ist in der Forschungsmethodik der Ethnografie zu finden, deren genuine Bestimmung ihr ursprünglicher griechischer Wortlaut anzeigt: Es geht darum ‚éthnos', eine zusammenlebende Menge, Schar, einen Stamm oder ein Volk zu ‚gráphein', also zu (be-)schreiben. In den beiden Mutterdisziplinen der Ethnografie, der Anthropologie und Soziologie, besitzen die Selbsterzählungen zu den Entwicklungszusammenhängen ethnografischen Arbeitens sagenumwobenen Abenteuercharakter. Diese Historie ist insofern lohnend einzubeziehen, da in ihrer späteren Kritik heute gültige, zentrale Maßstäbe zur wissenschaftsreflexiven Beobachtungspraxis formuliert wurden. In der Anthropologie der 1920er Jahre ist der Urtypus des Ethnografen ein weißer, männlicher Abenteurer, der als Gesandter der Kolonialmächte realisiert, dass teilnehmende Beobachtung einen privilegierten Zugang zum Verstehen der ihm fremden sozial-kulturellen Gefüge bietet (Malinowski 1922). Phänotypisch äquivalent und mit ähnlichem Entdeckungsgeist ausgerüstet, widmen sich kurz darauf in den 1920er Jahren die soziologischen Ethnografen im Geist der Chicago School den geheimnisvollen, oftmals der breiteren Öffentlichkeit verschlossenen Lebenswelten in der von Industrialisierungs- und Ethnizitätsfragen geprägten Megacity Chicago (u. a. Anderson 1923). Auch sie setzen sich Gefahren aus, streifen in unsicheren Stadtgebieten umher, um Einblick in Subkulturen zu erhalten

und darüber zu schreiben. Die Kredibilität der Ethnografen beider Traditionen steigt dabei jeweils mit der Exotik ihrer Beobachtungsgegenstände und dem demonstrierten Wagemut, Zugang zu ihnen erhalten zu haben. Heute werden diese Abenteuernarrative in den Entstehungszusammenhängen der Ethnografie aus postkolonialer, rassismuskritischer (Behar/Gordon 1996, Morris 2015) und feministischer Perspektive (Deegan 1988) mit einiger Skepsis und einordnender Rahmung gelesen. Diese Kritiken richten sich im Kern an eine Beobachtungspraxis, die von sich selbst nicht weiß oder wissen will, dass der eigene Blick eben kein objektiver und damit per se überlegener oder generalisierbarer ist. In Rekurs auf diese Kritiken gilt es vielmehr, die eigene sozial gebundene Beobachtungsperspektive zu markieren und sichtbar zu machen: Was habe ich wann wie und warum (nicht) gesehen? Und was hat das mit meinen konkreten Beobachtungstechniken, den wirksamen sozialen Positionen, Zeit- und Ortsgebundenheiten zu tun? Dabei braucht es auch und gerade in diesem reflexiven Beobachtungsverständnis den Mut und die Bereitschaft Risiken einzugehen. Zu den klassischen Heldennarrativen über die Gefährdung des Ethnografen im öffentlichen Raum gesellen sich mit zunehmender Vielfalt unter den Beobachtenden nun auch anders mutige Arbeiten. So ermöglicht beispielsweise Lisa M. Tillmann mit ihren selbstbeobachtenden, also autoethnografischen Beschreibungen eindrucksvolle Einblicke und ein vertieftes Verständnis in ihr ansonsten tabuisiertes, alltägliches Leben mit Bulimie (Tillmann 2009).

Welche Lehren zieht nun unser Text aus diesem wissenschaftshistorischen Exkurs? Noch ist sein Problem ungelöst: Über die Schreibzeiten seiner Autorin hat er etliche gründliche, jedoch zunehmend aussagelos erscheinende Protokolle verfasst. Immerhin, mit Exotik scheint er nicht zwangsläufig punkten zu müssen – das gäbe sein Gegenstand auch kaum her, aber: Wie kommt er zu einsichtsreicheren Beschreibungen?

Für die Reflexion seiner bisherigen Arbeitsweise zieht der Text nun beobachtungserfahrene Kolleg:innen zu Rate. Sie studieren seine Protokolle und sind einhellig der Meinung: Es braucht jetzt ein anderes Schauen! Mit seinen bisherigen Beobachtungen hat der Text gut erfasst, wie typische Schreibzeiten in ihrer Struktur aussehen, welche Gewohnheiten der Autorin dafür konstitutiv sind und welche Elemente dabei als (un-)gewöhnliche Unterbrechungen gelten. Jetzt bedarf es anderer Strategien, die neue Arten von Fragen in den Vordergrund rücken (Breidenstein et al. 2015).

Der Text beginnt sich für die Zeiten und Prozesse rund um das ‚eigentliche' Schreiben zu interessieren. Welche Tätigkeiten sind im Vorlauf und der Vorbereitung ersichtlich? Welche Dateien, ausgedruckten Artikel und aus dem Regal gezogene → Bücher werden hinzugezogen? Was passiert im Nachgang und wie lange ist dieser zu fassen? Immer mehr rückt dabei ein Phänomen in den Fokus seines Interesses, das er zwischenzeitlich mit dem Arbeitstitel ‚kreative Durchbrüche' versieht. Sie erscheinen ihm rätselhaft: Wie ist die Begeisterung beim

Lesen und übermäßigen Markieren eines Buchkapitels zu erklären? Was hat es mit dem Notieren einer Textstruktur in Schlagworten auf sich, abgewechselt von Stunden dumpf-starrender Unproduktivität, wiederum gefolgt von überraschend eintretenden längeren Phasen flüssigen Tippens? Welche → Bedeutung hat die Notiz einer Textidee in der Umkleide im Hallenbad?

Um dem Verstehen dieser Prozesse näher zu kommen, heißt es für unseren Beobachter, wie schon einmal, die Perspektive zu wechseln, das Geschehen aus anderen Augen zu betrachten. Schreiben, das ist ihm auch im distanzierten Schauen klar geworden, scheint ein zutiefst körperlich situiertes soziales Geschehen zu sein. Will er dem Rätsel der ‚kreativen Durchbrüche' auf die Spur kommen, braucht es ein weiteres Beobachtungsinstrument, seinen Körper. Als nun teilnehmender Beobachter beginnt unser Text also sich selbst und die Entstehung seines Textes beim Schreiben bewusst wahrzunehmen. Was, wenn nicht nur er auf seinen Text, sondern sein Text auch auf ihn (zurück-)blicken könnte?

Debora Niermann

Quellenverzeichnis

Anderson, Nels (1923): The hobo: The sociology of the homeless man. Chicago: University of Chicago Press • Behar, Ruth/Gordon, D. (Hrsg.) (1996): Women writing culture. Berkeley: University of California Press • Breidenstein, Georg/Hirschauer, Stefan/Kalthoff, Herbert/Nieswand, Boris (2015): Ethnographie. Die Praxis der Feldforschung. Stuttgart: EVK/utb • Deegan, Mary (1988): Jane Addams and the men of the Chicago School. New Brunswick: Transaction Books • Hirschauer, Stefan (1999): Die Praxis der Fremdheit und die Minimierung von Anwesenheit. Eine Fahrstuhlfahrt. Soziale Welt, 50(3), 221–245 • Malinowski, Bronislaw (1922): Argonauts of the Western Pacific. London: Routledge • Mills, C. Wright (1959): The sociological imagination. New York: Oxford University Press • Morris, Aldon (2015): The scholar denied: W.E.B. Du Bois and the birth of modern sociology. Berkeley: University of California Press • Tillmann, Lisa M. (2009): Body and bulimia revisited: reflections on „A Secret Life". Journal of Applied Communication Research, 37(1), 98–112.

Beratung, die [bəˈʁaːtʊŋ]

„Beratung ist attraktiv – denn mit Beratung lassen sich Fragen klären, Orientierungen vermitteln, Probleme lösen, Ungewissheiten bearbeiten, Sicherheiten herstellen, Pläne aufstellen, Entscheidungen fällen" (Engel/Nestmann/Sickendiek 2018, S. 101). Beratungen kennt fast jeder. Es gibt kaum einen in unserer Gesellschaft, der sich im Alltag nicht schon einmal von Freunden, Bekannten oder Professionellen hat beraten lassen. Die Geschichte der Beratung ist vermutlich so alt, wie die Menschheitsgeschichte selbst. Schon in der Antike waren Philosophen oder religiöse Führer Ratgeber für moralische oder spirituelle Fragen. Im alten Ägypten, Griechenland oder anderen Zivilisationen gaben Heiler oder Ärzte

Ratschläge bei Gesundheitsfragen. Im antiken Mesopotamien spielten Rechtsberater, Schiedsrichter oder Richter eine wichtige Rolle bei der Durchsetzung und Interpretation von Gesetzen. Der moderne, professionalisierte Beratungssektor, wie wir ihn heute kennen, ist hingegen eine noch recht junge Erfindung. Er etablierte sich erst im 20. Jahrhundert. Im Zuge der durch die Industrialisierung hervorgerufenen gesellschaftlichen Veränderungen haben sich in verschiedenen Ländern Europas und den USA institutionell geführte Beratungseinrichtungen und Hilfemaßnahmen etabliert und damit die bis dato vorherrschenden Formen familiärer, nachbarschaftlicher und semiprofessioneller Lebensanleitungen mindestens ergänzt, wenn nicht gar ersetzt. Zu nennen sind in der Geschichte der professionalisierten Beratung drei zentrale Strömungen: a) die psychologisch-psychotherapeutischen Beratungen, geprägt durch die Arbeiten von Sigmund Freud (1856–1939) und seinen Nachfolger:innen b) die empirisch orientierten, psychologisch pädagogischen Beratungen, die sich mit Ende des 19. Jahrhunderts in der Kinder- und Jugendfürsorge, Erziehungs-, → Berufs- und Sexualberatung v. a. in Deutschland entwickelten und c) die lebensweltlich, sozialökologisch-transaktionalen und systemisch-kontextuell orientierten Beratungen, die sich Ende der 1970er Jahre zunächst in den USA und kurz darauf auch in Deutschland etablierten (Schubert u. a. 2019, S. 2 ff.). Heute kennen wir unendlich viele Formen von Beratungen, seien es Gesundheits-, Patient:innen- und Ernährungsberatungen, Schwangerschafts-, Sexual-, Erziehungs- und Familienberatungen, Schul-, Berufs- und Studienberatungen, kollegiale Fallberatungen, Schulden-, Drogen- oder psychosoziale Beratungen u. a. m. Beraten werden Kinder, Jugendliche, Erwachsene; Eltern, Lehrkräfte und Schüler:innen; Unentschlossene, Verlassene, Abhängige; Einzelne, Gruppen, Institutionen oder auch ganze Organisationen. Es scheint mittlerweile kein Lebensalter und auch kein krisenhaftes Lebensereignis mehr zu geben, für das es nicht mindestens ein (pädagogisches) Beratungsangebot gibt (Gieseke/Nittel 2016). Beratungen können als Einzel- oder Gruppenberatungen wahrgenommen werden, in Präsenz oder Online stattfinden, dialogisch-therapeutisch oder sachlich-informell angelegt sein. In Beratungssituationen können Interventionsmaßnahmen vorgeschlagen, finanzielle, juristische, pädagogische, psychologische oder soziale Unterstützungsangebote bereitgestellt werden u. a. m. Beratungen sind aus einer erziehungswissenschaftlichen Perspektive personenzentrierte Dienstleistungen, erkenntnisgenerierende Verfahren, die durch strukturelle Lerndimensionen zu situativer Wissensaneignung und Verhaltensänderung führen sollen (Lindemann/Nittel 2020, S. 162). In Beratungen soll möglichst auf Augenhöhe gesprochen werden. Es gilt die Prämisse des gesteigerten Klient:innenbezugs und der individuellen Problembewältigung. Entsprechend sind Beratungen abzugrenzen von pädagogischen Grundformen des Unterrichtens, Organisierens, → Betreuens, Sanktionierens, Therapierens. Eher

lassen sie sich gleichsetzen mit Supervision oder auch Coaching (Lindemann/Nittel 2020, S. 172 f.). Beratungen sollen Orientierung geben, Selbstreflexionen ermöglichen und damit zu bildsamen Erfahrungen führen.

Beratungen werden in Anspruch genommen, wenn sich eine Person in einer Situation psychischer, emotionaler oder sozialer Belastung, Schwierigkeit und Krise fühlt. Immer häufiger, werden Beratungen aber auch vor dem Hintergrund persönlicher Selbstoptimierung genutzt. Heute, in Zeiten der Multioptionalität, Beschleunigung, Digitalisierung, Medialisierung, Globalisierung scheint der Beratungssektor zu boomen. Und „[s]o hat sich jenseits sozialberuflicher und psychosozialer Beratungsformen in den letzten Jahrzehnten ein privatwirtschaftlicher Beratungsmarkt etabliert, der die öffentliche Wahrnehmung von Beratung zunehmend bestimmt. Hier werden beratende Handlungs- und Kommunikationsformen einer neoliberalen Anforderungsstruktur unterlegt, die sich zwar der kommunikativen hilfreichen Aspekte von Beratung bedient, diese aber in ein Profil integriert, das aus Beratungssubjekten eher gesellschaftskonforme Beratungsobjekte macht und diese mit Zwang zu stetigen Verbesserungen der eigenen Persönlichkeit diszipliniert. Beratung, noch in den 1970er Jahren verbunden mit einem selbstaufklärenden, emanzipativen Anspruch, reduziert sich in derartigen Angeboten nicht selten zu einem Programm zwischen Selbstführungs- und Fremdführungstechnologie“ (Engel/Nestmann/Sickendiek 2018, S. 90).

Beratungsangebote, egal, ob sie nun pädagogisch, psychologisch angelegt oder an Marktinteressen orientiert sind, unterliegen zumeist einer Komm-Struktur. Man wird – von Schwangerschaftsabbruch-, Sucht- und Drogenberatungen mal abgesehen – selten gezwungen, eine Beratung aufzusuchen. Man kommt wegen individueller Überforderung, der Angst zu scheitern, sich nicht entscheiden zu können, dem Interesse an Information, der Hoffnung, durch ein Distanz schaffendes und reflektierendes Gespräch in einen reflexiven Lern- und Bildungsprozess einzusteigen, sich selbst und die Welt aus einem anderen Blickwinkel zu betrachten und zu beurteilen (Benedetti/Lerch/Rosenberg 2020, S. 3). Man kommt wegen gefühlter Unsicherheiten, der Suche nach Orientierungen oder aus dem Motiv der Kanalisierung und Reflexion eigener Lebensthemen.

Beratungsangebote haben häufig einen niedrigschwelligen Zugang, aufgrund der Fülle an Angeboten kurze Wege. Gesellschaftlich gesehen sind die Hemmungen, Beratungen in Anspruch zu nehmen mittlerweile geringer geworden (Rietmann/Sawatzki 2018, S. 5). Und auch wenn die Bedarfe vermutlich bei sozial schwächeren oder bildungsferneren Gruppen höher zu sein scheinen, weil die Probleme gewichtiger sind, so werden (pädagogische) Beratungsangebote – auch aufgrund ihrer Ausrichtung – v. a. von Personen aus der Mittelschicht besucht (Klein/Reutter 2020, S. 184). Ressourcenschwache Personen haben häufig unspezifische Befürchtungen gegenüber Beratungsangeboten oder – haben sie schon einmal eine Beratung in Anspruch genommen – eher negative Erfahrungen mit Beratungsangeboten gesammelt, so dass sie den weiteren Weg dahin

scheuen (Lux/Walpner 2016, S. 174). Sie werden in ihrer Weltwahrnehmung, in ihren Lebenskrisen oder Arten der Bewältigung häufiger nicht verstanden. Ihnen werden oft an Mittelschichtsprämissen orientierte Vorschläge gemacht, die jedoch fern ihrer Lebensrealität sind. Und so ist es kaum verwunderlich, dass Beratungsangebote einen sogenannten Matthäus-Effekt bewirken: „Denn wer da hat, dem wird gegeben, dass er die Fülle habe; wer aber nicht hat, dem wird auch das genommen, was er hat" (Matthäus 25,26 LUT). Und genau das zementiert die zunehmende Ungleichheit in der Gesellschaft, auch wenn das durch die Beratungsstellen gerade nicht vorgesehen, nicht intendiert und ungewollt ist (Klein/Reuter 2020, S. 185). Aber es sind eben jene, die sich beraten lassen, denen im Sinne des unternehmerischen Selbst (Bröckling 2007) als Belohnung der Aufstieg, die Anerkennung, die soziale Zugehörigkeit lockt. Ihre Hoffnung ist, ihr individuelles Scheiternsrisiko zu minimieren, befürchteten Absturzdrohungen zu entgehen, dem negativen Gefühl, das gesellschaftliche Tempo nicht mehr mithalten zu können, ihre Privilegien und Teilhabechancen zu verlieren, zu bearbeiten (Rietmann/Sawatzki 2018, S. 10).

Nun lässt sich natürlich fragen, ob hier in den Beratungsarrangements nicht eher gesellschaftliche Symptome bekämpft werden, die sich in individuellen Belastungen zeigen und ob die Form der Beratung, die zumeist im Sinne der fachbezogenen Komplexitätsreduktion arbeitet, überhaupt das Richtige ist. Denn eigentlich werden zu beratende Individuen in der Beratung von der Gesellschaft entkoppelt wahrgenommen. Systemfragen werden nicht gestellt. In Beratungen wird über Verhalten, nicht aber über die Verhältnisse gesprochen. „Man strebt Systemoptimierung an, nicht jedoch einen Paradigmenwechsel. Der Einzelne wird schuldig [gemacht], wenn er sich nicht anpasst, sich nicht optimiert, trotz der Tatsache, dass alle Sozialtechniken bereitstehen, trotz der Verfügbarkeit von Wissen. Man hätte sich ja anders entscheiden oder verhalten können" (Rietmann/Sawatzki 2018, S. 14). Beratungen sind demnach eine Stütze der sich weiter spaltenden, meritokratiegläubigen Gesellschaft, die im Modus der „Pädagogisierung bzw. Therapeutisierung des Alltags", der „fürsorglichen Belagerung" durch den Berater/die Beraterin arbeitet (Rietmann/Sawatzki 2018, S. 10 f.). Trotz aller Kritik am System der Beratung zeichnet sich eine gute Beratung beim Beratenen durch einen *„Zuwachs an innerer Freiheit"* aus (Bauer et al. 2012, S. 10), belebt den erschöpften oder auch unsicher gewordenen Geist, spendet Lebensenergie durch Information und Reflexion und hat damit eine wichtige Funktion in unserer (post-)modernen Gesellschaft.

Irene Leser

Quellenverzeichnis

Bröckling, Ulrich (2007): Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform. Frankfurt/Main: Suhrkamp • Bauer, Annemarie/Gröning, Katharina/Hoffmann, Cornelia/Kunstmann, Anne-Christin (2012): Einleitung. In: Bauer, Annemarie/Gröning, Katharina/Hoffmann, Cornelia/Kunstmann, Anne-Christin (Hrsg.): Grundwissen Pädagogische Beratung. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 9–16 • Benedetti, Sascha/Lerch, Sebastian/Rosenberg, Hannah (2020): Einleitung: Beratung als Medium (selbst-)reflexiver Lern- und Bildungsprozesse. In: Benedetti, Sascha/Lerch, Sebastian/Rosenberg, Hannah (Hrsg.): Beratung pädagogisch ermöglichen?! Bedingungen der Gestaltung (selbst-)reflexiver Lern- und Bildungsprozesse. Wiesbaden: Springer VS, S. 1–10 • Engel, Frank/Nestmann, Frank/Sickendiek, Ursel (2018): Beratung: alte Selbstverständnisse und neue Entwicklungen. In: Rietmann, Stephan/Sawatzki, Mail (Hrsg.): Zukunft der Beratung. Von der Verhaltens- zur Verhältnisorientierung? Wiesbaden: Springer VS, S. 83–115 • Gieseke, Wiltrud/Nittel, Dieter (2016): Handbuch Pädagogische Beratung über die Lebensspanne. Weinheim/Basel: Beltz Juventa • Klein, Rosemarie/Reutter, Gerhard (2020): Hohe Ansprüche – bescheidene Praxis? Stolpersteine und Grenzen pädagogischer Beratung. In: Benedetti, Sascha/Lerch, Sebastian/Rosenberg, Hannah (Hrsg.): Beratung pädagogisch ermöglichen?! Bedingungen der Gestaltung (selbst-) reflexiver Lern- und Bildungsprozesse. Wiesbaden: Springer VS, S. 177–189 • Lindemann, Barbara/Nittel, Dieter (2020): Beratung als Stilmittel der Öffentlichkeitsarbeit pädagogischer Organisationen: Ergebnisse einer empirischen Analyse von Leitbildern. In: Benedetti, Sascha/Lerch, Sebastian/Rosenberg, Hannah (Hrsg.): Beratung pädagogisch ermöglichen?! Bedingungen der Gestaltung (selbst-) reflexiver Lern- und Bildungsprozesse. Wiesbaden: Springer VS, S. 161–176 • Lux, Ulrike/Walper, Sabine (2016): Erziehungsberatung. In: Gieseke, Wiltrud/Nittel, Dieter (2016): Handbuch Pädagogische Beratung über die Lebensspanne. Weinheim/Basel: Beltz Juventa, S. 168–176 • Rietmann, Stephan/Sawatzki, Maik (2018): Standortbestimmung und Perspektiven institutioneller Erziehungsberatung. In: Rietmann, Stephan/Sawatzki, Maik (Hrsg.): Zukunft der Beratung. Von der Verhaltens- zur Verhältnisorientierung? Wiesbaden: Springer VS, S. 3–19 • Schubert, Franz-Christian/Rohr, Dirk/Zwicker-Pelzer, Renate (2019): Beratung. Grundlagen – Konzepte – Anwendungsfelder. Wiesbaden: Extras Online Springer.

Berserker, der [ˈbɛʁˌzɛʁkɐ]

Mit seinen 65 Lebenspunkten und einer Angriffsstärke von zwölf war er den Langschwertkämpfern seiner Nachbarn wahrlich überlegen. Und das im Wind flatternde Cape ließ ihn dabei auch noch verdammt cool aussehen, wenn er mit seiner Axt auf den feindlichen Acker schlagend, denselben zum Brennen brachte: Der Berserker. Rückblickend war er ein überraschend treuer Begleiter meiner Jugend. Meinen ersten bewussten Kontakt mit ihm hatte ich wohl 1999, als er als Spezialeinheit der Wikinger in *Age of Empires II* aufgetaucht ist. Sein Alleinstellungsmerkmal war neben seiner superheldenhaften Optik die Fähigkeit, sich nach dem Kampf von selbst heilen zu können.

Auch über dieses Spiel hinaus gab es häufige Begegnungen mit dem Konzept des Berserkers. Im Jahr 2000 wurde *Diablo 2* veröffentlicht. Die perfekte Möglichkeit für mein zwölfjähriges Ich, zusammen mit meinem Lieblings-Barbaren, den ich Forty taufte, die Pforten der Hölle zu durchschreiten. Ab Level 30 bekam

er die Möglichkeit, die Kampffertigkeit „Berserk“ zu erlernen. Nicht nur vervielfachte es seinen Schaden, er wandelte ihn sogar um: von roher physischer Gewalt in ein magisches Äquivalent, sodass auch Dämonen, die vorher gegen mein Schwert immun waren, nun plötzlich aufgeplatzt ihre Innereien vor mir auf dem Röhrenbildschirm präsentierten. Die Fähigkeit kam jedoch mit einem Preis. Denn die Verteidigung von meinem geliebten Forty wurde auf null gesetzt, sodass jeder Gegenschlag möglicherweise tödlich enden konnte.

Aber auch in für meine damaligen Verhältnisse altersgemäßeren Spielen fand er seinen Auftritt. 2001 wurde von *Pokémon* die Goldene und Silberne Version auf den europäischen Markt gebracht. Mangels Gameboy für mich nur vor obigen Röhrenbildschirm am Emulator spielbar. Und auch hier stieß ich im späteren Spielverlauf auf das „Berserk Gen“. Wird dieses im Kampf von einem Pokémon konsumiert, steigert sich sein Angriffswert um beachtliche zwei Level, wird aber für 256 Runden verwirrt, was die Chancen exorbitant erhöht, sich beim Angriff selbst zu verletzten.

Was ist nun also dran an diesem → Bild des Kämpfers, der sich in einen Zustand zu versetzen scheinen kann, der anderen und vielleicht auch sich selbst großen Schaden zufügt? Zunächst einmal ist bekannt, dass Berserker gefürchtete Krieger, die zum Volk der Wikinger gehörten, waren. Die Wikinger waren ausgezeichnete Seefahrer, Kämpfer und Plünderer. Gute Schreiber waren sie wohl nicht, denn die aktuelle Datenlage rund um den Berserker ist sehr dünn und verwirrend. Ein perfekter Nährboden also für all die Kreativen der Jetztzeit, die dem Bild des Berserkers gänzlich ungestraft ihren eigenen Stempel aufdrücken können. Wir aber wollen kurz tiefer eintauchen in die Welt von Blutrunst und Ethnobotanik und schauen, was der Stand der Wissenschaft hergibt.

Schon bei der Namensgebung ist man sich allerdings uneins. Leitet sich der Berserker vom *barhemdigen* oder vom *bärenhemdigen* Krieger ab? Die wenigen zeitgenössischen Text lassen beides plausibel erscheinen, die Forschung tendiert allerdings zu der Interpretation des Reckens im Pelz von Meister Petz (Hiltmann 2009). Die erste Erwähnung der „berserkir“ stammt aus der Zeit um 872, aus einem überlieferten Preislied in dem der erste norwegische König, Harald Schönhaar, besungen wird und das, obwohl schon die Römer 112 n. Chr. in Reliefs an der Trajanssäule mit Wolfs- und Bärenpelzen bekleidete Kämpfer aus dem Norden zeigten. Doch schon zu Zeiten des Preisliedes waren Berserker möglicherweise bereits Geschichte. Erst im 12. Jahrhundert wurden sie wieder erwähnt, und zwar als ruhmreiches Relikt vergangener Zeiten. Was den Großteil der Beschreibungen eint, ist der tranceähnliche Zustand, in welchen diese Elite-Krieger vor und während des Kampfes verfallen; ein Zustand in welchem ihnen weder Feuer noch Eisen etwas auszumachen schienen und sie in animalisches Verhalten wie Heulen, das Klappern mit den Zähnen, das Beißen in den Schild verfielen. Derart berauscht und ihrer Rüstung entledigt, machten sie wohl auch im Laufe des Kampfes keinen Unterschied zwischen Freund und Feind (Fatur 2019).

Eine ausgezeichnete Gelegenheit also für Wissenschaftler:innen aus den Bereichen der Psychologie, Toxikologie und Ethnobiologie, um herauszufinden, wie diese Beschreibungen erklärbar sein könnten. Eine beliebte Theorie ist, dass die psychoaktiven Bestandteile des Fliegenpilzes für den Rausch verantwortlich sind. Die Analyse von Handelsrouten zeigte zwar, dass der Pilz in der Region noch nicht sehr weit verbreitet war, er aber dennoch in vielen Ritualen Anwendung fand. Zur Analyse dessen wurde sogar der Urin von Fliegenpilzkonsumierenden geschätzt. Vielleicht lag es an der Knappheit, vielleicht aber auch an einer Aufwertung der Wirkstoffe durch den Ausscheidungsprozess (Buck 1963). Die Wirkung des Fliegenpilzes ist gut dokumentiert und lässt sich wahrscheinlich primär auf die Substanzen Ibotensäure und das daraus entstehende Muscimol zurückführen. Die Liste der möglichen Symptome ist lang: Halluzinationen, Euphorie, traumartige Bewusstseinszustände, aber auch erhöhter Speichelfluss, Schwindel und Störungen der Bewegungskoordination. Der Effekt erreicht nach etwa drei Stunden seinen Höhepunkt, kann aber bis zu 24 Stunden anhalten (Buck 1963).

Ein anderer Forscher bringt das schwarze Bilsenkraut in Stellung, das im Volksmund passenderweise auch als Rasewurz bekannt war (Fatur 2019). Es kam wahrscheinlich schon bei den antiken Griechen im Orakel von Delphi zum Einsatz und fand im Mittelalter vielerlei Anwendung. So zum Beispiel in vermeintlichen Hexenküchen als Liebestrank (Paulsen 2010). Selbst beim Bierbrauen wurde es verwendet, weswegen so manch einer munkelt, dass vielleicht sogar das Pilsener nach diesem Kraut benannt sein könnte. Doch die Kollegen aus der medizinischen Toxikologie widersprechen der These, dass das Kraut die Wikinger zu Berserkern machte, strikt (Blumenberg 2020). Die psychoaktiven Wirkstoffe des Bilsenkrauts führen laut Studien fünfmal häufiger zu Lethargie als zu Aggression, sodass das US-Militär sogar an einem darauf basierenden Mittel gearbeitet hat, mit dem Ziel, Gegner kampfunfähig zu machen (Blumenberg 2020).

Eine weitere These kommt ganz ohne materielle Zusatzstoffe aus. So handele es sich allein um die Kraft des Geistes, die die Berserker in diesen tranceähnlichen Zustand versetzen konnte (Larsen 1979). Das Aufheulen und das Beißen in den Schild waren demnach psychologische Auslöser, in dessen Folge sich eine Selbsthypnose im Gruppenverband vollzog.

Ich kann mir derartige Szenen von selbstberauschenden Rauschebärten gut in modernen Computerspielen vorstellen, habe aber leider bislang keine derartige Ausprägung des Berserkertums gefunden. Interessanterweise bewegte sich aber etwas bei einem weniger modernen Computerspiel. Da sich *Age of Empires II* nicht nur bei mir noch großer Beliebtheit erfreut, gab es 2023 ein Update für die Wikinger. Die Erforschung der neuen Spezialtechnologie „Stammesführer" führt dazu, dass Extragold in der Schatztruhe klingelt, sobald Berserker gegnerische Dorfbewohner, Handelskarren oder Mönche niedermetzeln. Diese Hommage

an die raubschatzenden Nordmänner des frühen Mittelalters sollte historisch deutlich unumstrittener sein, aber der Beitrag für den → Begriff „Plünderung“ hat es orthografisch leider nicht in dieses → Buch geschafft.

Daniel Berndt

Quellenverzeichnis

Blumenberg, Adam/Horowitz, Zane (2020): The saga continues: Solanaceae may cast too much shade for effective berserking. In: Journal of Ethnopharmacology, 248, S. 112–327 • Buck, Robert W. (1963): Toxicity of amanita muscaria. In: JAMA, 185, S. 663–664 • Fatur, Karsten (2019): Sagas of the Solanaceae: speculative ethnobotanical perspectives on the Norse berserkers. In: Journal of Ethnopharmacology, 244, S. 112–151 • Hiltmann, Heiko (2009): Das Tier im Mann – Altnordische Tierkrieger-Erzählungen. In: Pöppinghege, Rainer (Hrsg.): Tiere im Krieg. Brill: Schöningh., S. 181–197 • Larsen, Øivind (1979): Sykdom i det gamle samfunn. [= Krankheit in der frühen Gesellschaft]. Oslo: Aschehoug • Paulsen, Berit Smestad (2010): Highlights through the history of plant medicine. In: Bernhoft, Aksel (Hrsg.): Bioactive compounds in plants – benefits and risks for man and animals. Sofiemyr: Novus Forlag, S. 18–29.

Bertel, [ˈbɛʁtl̩]

Dieser Eintrag ist erklärungsbedürftig. Es handelt sich definitiv um ein Fake-B, das in Wahrheit ein Doppel-D ist und für Dagobert Duck, dem Doppel-Dollar-Typen aus der Welt von Mickey Mouse und Co steht. Er ist Fantastilliardär – so viele Dollars, wie er besitzen soll, kann man sich nicht vorstellen, sie übersteigen jede Fantasie. Dagobert Duck ist nicht nur einfach superreich, er ist nicht nur geizig, sondern ein notorischer Pessimist und vor allem stets Boss und Besserwisser. Lediglich dann, wenn alles schiefzulaufen scheint, wandelt sich das Narrativ, das um ihn gebaut ist – er verliert den Mut nicht und ermuntert die anderen zum Weitermachen. So überstehen er und sein tollpatschiger Neffe Donald Duck und die drei Großneffen Tick, Trick und Track (die mir zeitlebens ununterscheidbar geblieben sind) so manches Abenteuer.

Wie es der latente Rassismus der traditionellen Kapitalismuskritik will, hat Bertel (Dagobert Duck, ab hier kurz: DD genannt) einen schottischen Migrationshintergrund – so wie etwa Adam Smith. Der Erfinder der Figur ist dennoch nicht Karl Marx, sondern ein gewisser Carl Barks. Das reimt sich zwar, schreibt sich aber mit C und B! Der Erfinder hat der Figur unter anderem tatsächlich den Kosenamen „Bertel“ verliehen, aber ebenso „$crooge McDuck“, „Uncle $crooge“; oder einfach „Scroogey Duck“. Nach Wikipedia sei es die wichtigste Figur, die Carl Barks erfunden hat.

Im Narrativ ist die Figur dialektisch. Sie verkörpert den Kapitalismus (These), in ihrem notorischen Geiz und Besserwissertum reizt sie gleichwohl zur Kritik am Kapitalismus (Antithese). Dadurch, dass sich DD in den Geschichten aber stets als der Wandlungsfähigste zeigt, überwindet der prototypische Kapitalist/Kapitalismus historisch (also in der/den Geschichte:n) sich immer wieder selbst (Synthese). Wie in Monty Pythons (MP) *Leben des Brian* lässt sich in den DD-Geschichten allerlei Gutes finden, was der Kapitalismus (MP: die Römer) gebracht hat. Die Anspielungen auf den US-Kapitalismus, die Carl Barks in den Figuren angelegt hat, sind unmissverständlich, beginnend bei den Initialen von Uncle $crooge, die nicht nur an US-Dollar, sondern auch an Uncle Sam erinnern, bis hin zu der „Weißheit" der Enten (vgl. dazu Kunzle 1990). Barks karikiert demnach nicht wie Karl Marx (1890) in seiner *Kritik der Politischen Ökonomie* den klassischen europäischen, sondern den US-amerikanischen, neoimperialen Kapitalismus, der gerade in den Abenteuern von Uncle $crooge immer wieder in exotischen Regionen mit besonderen Schätzen situiert wird.

Darüber hinaus ist das Familienbild der Ducks erstaunlich queer und dennoch strikt geschlechtsgetrennt. Den Linien der Männer (Onkel Dagobert – Onkel Donald – die drei Neffen) und denen der Frauen (Oma Duck – Daisy Duck – die Nichten Dicky, Dacky, Ducky) fehlen jeweils Mütter und Väter. Onkel und Tanten übernehmen die Elternrollen. Und die angedachten heterosexuellen Pärchen (wie Donald und Daisy) finden nicht zueinander. Auch Gitta Gans, Dagoberts notorische Verehrerin, kann den Umschwärmten nicht erobern. Allenfalls gelingt es Oma Duck als der von allen geliebten Autorität, Harmonie zu stiften und selbst die notorischen Streithähne Dagobert und Donald zur Raison zu bringen. Dem klassischen, heteronormativen und monogamen Familienmodell der Bürgerlichen Gesellschaft entspricht die Duck-Dynastie somit überhaupt nicht. Die Sorgearbeit wird zumeist gleichgeschlechtlich, von den männlichen Enten (Dagobert und Donald) gegenüber den nächstjüngeren männlichen (Donald, den Neffen) geleistet, selbst wenn es bei dieser innermännlich verrichteten Care-Arbeit oft nicht so sorgsam, sondern lautstark und krawallig zugeht.

Ungelöst ist die Frage, weshalb der US-amerikanische Kapitalismus (der späten 1940er und 1950er Jahre) überhaupt nach Entenhausen verlagert wird. Entenhausen sieht aus wie Chicago, aber auch wie Los Angeles, was sicher auf den Erfinder dieser Comic-Welt – Walt Disney – zurückgeht (Wollina 2022). Er soll festgelegt haben, dass der ewige Pechvogel Donald Duck an einem Freitag den 13. geboren wurde. Aber weshalb werden aus den Bewohner:innen dieser Großstadt-Welt – aus US-amerikanischen Stadtmenschen, die stets bekannte urbane Rollen bekleiden – ausgerechnet Enten? Dass Tiere beliebte Cartoon-Figuren sind, war bereits durch Mickey Mouse (*1928), den Hund Goofey (*1932) oder den Kater Karlo (*1928) aus der Walt-Disney-Produktion bekannt. Überhaupt

ist das Zeichentrickwesen von anthropomorphen Tierfiguren überhäuft: Kater Sylvester, das Vögelchen Tweety, der Hase Bugs Bunny, Schweinchen Dick, der Roadrunner und Kojote Karl.

Entenhausen repräsentiert die aufgeregte, gerade durch die Figur Dagobert Duck angetriebene, emsige und abenteuerlustige Stadtwelt. Diese wird durchaus gerne verlassen, und zwar immer dann, wenn Dagobert ein Geschäft wittert, Dollars förmlich riecht. Dann kann es überall hingegen, auf eine exotische Insel oder ins Weltall (dank Daniel Düsentrieb). Dagegen strahlt das ländliche Idyll der Oma Duck und dem glücklichen Franz Gans Ruhe und Harmonie aus. Und nicht selten enden die Geschichten an einem Esstisch in entspannter Eintracht.

In kaum einer Comic-Serie sind jedoch die Figuren so miteinander verwandt, befreundet oder verfeindet wie in Entenhausen. Und es leben dort nicht ausschließlich Enten: der Cousin (und Glückspilz) Gustav Gans kann mit Donald und Dagobert verwandt sein, Mickey und Goofy treten als Freunde, Daniel Düsentrieb (ein schlaksiger Hühnervogel) als weltfremder Erfinder oder Beagles als Panzerknacker-Bande auf. Zudem gibt es ‚richtig böse' Kapitalisten in Entenhausen, die, wie Klaas Klever oder Mac Moneysac, als Widersacher Dagobert Ducks fungieren. Solche weit verstrickten, aber narrativ sehr kohärent komponierten sozialen Netzwerke kennen wir aus der Cartoon-Welt ansonsten aus dem kleinen gallischen Dorf, in dem Asterix und Obelix sich tapfer den Römern widersetzten oder aus den Peanuts (mit Charlie Brown, Sally, Beethoven und dem Hund Snoopy). Und dort spielt nicht Familie, sondern Wahlverwandtschaft in der Regel die Hauptrolle.

Comic-Serien wie die Duck-Welt, aus der Bertel stammt, sind deshalb mehr als nur Cartoons oder Karikaturen. Es sind serielle, in die Zukunft fortschreibbare Geschichten, an denen die Leser:innen – wie an anderen Serien à la *Bonanza*, *Dallas*, *Lindenstraße* oder *Gute Zeiten, schlechte Zeiten* – teilhaben können. Es handelt sich um „myths that we live by". Aber die Mythen bleiben „komisch" und sind unterhaltsam, weil sie uns die Welt, in der wir leben, auf kuriose Weise spiegeln. Dadurch, dass nicht trotz, sondern wegen ihres Dilettantismus oder ihrer Imperfektion den Figuren immer wieder ein Happy End blüht, bleibt der Glaube an die heimliche Kraft der gesellschaftlichen Institutionen bestehen. Denn die Enten leben so wie wir, in den gleichen Rollenfiguren und Rollenklischees, bewegen sich in und mit den gleichen institutionalisierten Artefakten (Autos, Geldspeicher), auch wenn sie – wie Dagobert Duck – nicht im Wasser, sondern im Geld schwimmen. Aber dies ist eine verblasste Metapher für ein entspannendes Ritual der Sorglosigkeit. Und am Ende ist Walt Disney wohl so auf die Ente gekommen – durch das quietschende Entchen, das ihn stets in die sonntägliche Badewanne begleitete. Herr Dr. Müller-Lüdenscheid lässt grüßen.

Andere Komikfiguren bedienen andere Haltungen. Krteček, der kleine Maulwurf aus dem tschechischen Kinderfernsehen, der lange Zeit im WDR zu sehen war, verkörpert einen freundlichen, etwas melancholischen Charakter, durchaus

vergleichbar mit Charlie Brown, dessen Melancholie zugleich einer lakonisch-ironischen Inszenierung der Welt um ihn herum zu verdanken ist. Ganz anders und eher traumhaft: das romantische Walt Disney-Universum der Figuren Cinderella, Bambi oder König der Löwen.

Demgegenüber ist Dagobert Duck – gerade im Unterschied zur draufgängerischen Tollpatschigkeit des Neffen Donald – ein subtiler Komiker. Seine Imperfektion ist die Selbstgewissheit, die seinem stets eintretenden Erfolg geschuldet ist; dennoch bleibt sein Erfolg subtil gepaart mit der Rücknahme der Selbstgewissheit, wenn nötig durch die Intervention der weisen Oma Duck oder der altklugen Tick, Trick und Track. Denn sein Geiz, seine aus Selbstgewissheit resultierende äußerliche Härte machen Bertel imperfekt; doch die Geschichten um ihn offenbaren am Ende zumeist seine versteckte Großzügigkeit und Liebeswürdigkeit. Womöglich ist zumindest seine deutsche Ausgabe – Erika Fuchs sei Dank – eher dem paternalen, rheinischen Kapitalismus entsprechend. Denn protestantisch im Sinne Max Webers (1904/05) ist Dagobert Duck keinesfalls. Zwar rechnet er stets mit dem Schlimmsten, aber zugleich glaubt er stets an seinen Glückszehner, und damit eher an Magie als an neuzeitliche Erlösung durch rationale Lebensführung.

Michael Corsten

Quellenverzeichnis

Kunzle, David (1990): Carl Barks. Dagobert und Donald Duck. Welteroberung aus Entenperspektive. Frankfurt/Main: Fischer • Marx, Karl (1890) Das Kapital. Band 1. Kritik der Politischen Ökonomie. 4. Auflage. Hamburg: Otto Meißner • Weber, Max (1904/05): Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus. In: Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik 20 (1904), S. 1–54, sowie 21 (1905), S. 1–110 • Wollina, Jürgen (2022): Reiseführer Entenhausen. Die schönsten Sehenswürdigkeiten. Berlin: Egmont.

Beruf, der [bəˈʁuːf]

Ich habe keinen Beruf. Ich habe studiert, keinen Studiengang, der mich auf einen Beruf wie Lehrerin, Logopädin oder Rechtsanwältin vorbereitet, sondern Erziehungswissenschaften. Damit habe ich mich – wie wohl (fast) jede:r mit einem geistes-, sozial- oder kulturwissenschaftlichen Studium – auf ein sehr breites Feld beruflicher Möglichkeiten spezialisiert, aber keinen Beruf erlernt. Ich bin keine Erzieherin, keine Sozialpädagogin, keine Ergotherapeutin.

Nach dem Studium hätte ich irgendetwas in der Kinder- und Jugendhilfe, Familienberatung, Integrationshilfe oder Erwachsenenbildung machen können. Ich hätte Arbeitspädagogin, Freizeitpädagogin, Kulturpädagogin, Medienpädagogin

oder Umweltpädagogin werden können. Das alles habe ich nicht ergriffen. Müsste ich mich beruflich einordnen, würde ich sagen: Ich bin Wissenschaftlerin, schließlich verdiene ich seit mehr als 15 Jahren in der Wissenschaft mein Geld. Aber bin ich wirklich Wissenschaftlerin und ist Wissenschaft überhaupt ein Beruf?

Max Weber hat sich mit der Frage schon vor über 100 Jahren auseinandergesetzt. Wissenschaft ist seiner Definition nach „ein fachlich betriebener ‚Beruf' […] im Dienst der Selbstbesinnung und der Erkenntnis tatsächlicher Zusammenhänge" (Weber 1930 [1917], S. 33). Nimmt man nur jenen Ausschnitt aus seinem Text, dann habe und lebe ich einen Beruf. Ich gehe, bin ich nicht gerade auf Forschungsreisen oder Tagungen, täglich ins Büro und gebe während der Vorlesungszeit allwöchentlich Seminare. Immer geht es mir dabei um die Anwendung unterschiedlicher wissenschaftlicher Methoden, die Erkenntnisse erzielen sollen und im besten Sinne dazu führen, sich und anderen die verschiedenen, in den Fokus gerückten Lebenssituationen bewusst zu machen und die dahinterliegenden unterschiedlichen Wertesysteme zu begreifen.

Nun ist für Weber ein wahrer Wissenschaftler aber nur jener, der Professor ist, der als habilitierter und bisher unbesoldeter Privatdozent einen Ruf erhalten hat (Weber 1930, S. 2). Jetzt wundern Sie sich vielleicht, warum ich hier nicht genderneutral schreibe, nur Professoren, aber keine Professor:innen benenne. Das lässt sich schnell erklären: in der Zeit, als Weber seinen Text niederschrieb, gab es keine Professorinnen, erst recht keine Professor:innen. Die erste, die einen ordentlichen Ruf erhalten hatte, war die Agrikulturchemikerin Magarete Baronesse von Wrangell an der Universität Hohenheim. Sie wurde erst 1923 (fünf Jahre, nachdem Weber seinen Vortrag gehalten hat), im Alter von 47 Jahren, gegen den Widerstand einiger Hohenheimer Professoren – zur ordentlichen Professorin für Pflanzenernährungslehre ernannt. Heute sind (Tendenz weiterhin steigend) immerhin 27,2 Prozent aller Professor:innen an deutschen Hochschulen weiblich (Statista 2023, S. 8). Sie alle haben einen Ruf als ordentliche Professorin erhalten und damit einen Beruf. Ich selbst bin nicht habilitiert und habe auch keinen Ruf (der mittlerweile auch ohne Habilitation erteilt werden kann). Ich bin wissenschaftliche Mitarbeiterin und verdiene, wie 427.697 weitere wissenschaftliche und künstlerische Mitarbeiter:innen an deutschen Universitäten und Hochschulen, mit jener Tätigkeit mein Geld. Das sind 8,5-mal mehr als die 50.260 hauptberuflichen Professor:innen (Statista 2023). Ich gehöre Weber zufolge zu den vielen an Hochschulen Arbeitenden, die (noch) keinen Beruf haben. Ich gehöre zum Nachwuchs, der man an Universitäten so lange bleibt, bis man einen (Be-) Ruf erhalten hat.

Um nun einen Ruf zu erhalten, braucht es in der Wissenschaft Ausdauer. Das hat sich in den letzten 100 Jahren kaum verändert. So hält Weber schon damals fest: Jener, der sich dem akademischen Leben berufsmäßig hinzugeben bereit ist, „muß es mindestens eine Anzahl Jahre aushalten können, ohne irgendwie

zu wissen, ob er nachher die Chancen hat, einzurücken in eine Stellung, die für den Unterhalt ausreicht. […] Ob es [aber] einem […] Privatdozenten, vollends einem Assistenten, jemals gelingt, in die Stelle eines vollen Ordinarius und gar eines Institutsvorstandes einzurücken, ist eine Angelegenheit, die einfach Hasard ist. Gewiss: nicht nur der Zufall herrscht, aber er herrscht doch in ungewöhnlich hohem Grade. Ich kenne kaum eine Laufbahn auf Erden, wo er eine solche Rolle spielt" (Weber 1930, S. 5 ff.). Mir geht es 100 Jahre später genauso. In welchem beruflichen Feld braucht es so lange, um endlich berufen zu werden? Nirgendwo sonst! Das Durchschnittsalter für eine Erstberufung liegt in Deutschland bei 39,8 Jahren (Konsortium Bundesbericht Wissenschaftlicher Nachwuchs 2021, S. 276). Im Median sind Professor:innen 52,9 Jahre alt (Konsortium Bundesbericht Wissenschaftlicher Nachwuchs 2021, S. 229). Selbst die 2002 eingeführten Juniorprofessuren, die sich nach Erhalt des Rufes Professor:in nennen können, sind noch keine vollwertigen Professor:innen. Sie müssen sich in ihrem Tun noch bewähren und sind in zwei Dritteln aller Fälle nur auf sechs Jahre befristet angestellt, sodass sie anschließend erneut nach einer Stelle suchen müssen. Dennoch sind sie bei ihrer Erstberufung im Schnitt bereits 35,2 Jahre alt (Konsortium Bundesbericht Wissenschaftlicher Nachwuchs 2021, S. 91). Die durchschnittliche Zeit, die man für den Einstieg in seinen Beruf als Wissenschaftler:in braucht, ist also exorbitant lang.

In anderen Berufsfeldern ist es einfacher anzukommen. Auch hier sind Berufe „auf Dauer angelegte, fachlich spezialisierte und an entsprechende Qualifikationsvoraussetzungen gebundene Erwerbstätigkeit[en] mit spezifischen Orientierungen und Wertvorstellungen […], die in aller Regel auch die wirtschaftliche Existenzgrundlage der Erwerbstätigen" bilden (Georg 2010, S. 114). Meist dauert die Ausbildung dazu nur zwei bis dreieinhalb Jahre, braucht kein Studium, keine Promotion und keine Habilitation.

Zu den wohl ältesten Berufen gehören Heiler, Priester, Schmiede und Zimmerleute. Im Mittelalter verbanden sich viele Berufsgruppen in Zünften und Gilden. Heute gib es mit ca. 330 Ausbildungsberufen eine fast unendlich große Auswahl an Berufsfeldern. 2023 waren die beliebtesten Ausbildungsberufe: KFZ-Mechatroniker:in, Bürokaufmann oder -frau, Verkäufer:in, Fachinformatiker:in, medizinische:r Fachangestellte:r, Kaufmann oder Kauffrau im Einzelhandel, Industriekaufmann oder -frau, Elektroniker:in, Anlagenmechaniker:in für Sanitär-, Heizungs- und Klimatechnik sowie zahnmedizinische:r Fachangestellte:r (bibb 2024). Ähnlich wie in der Vergangenheit zeigen sich – trotz eingeführter Girls- und Boysdays – auch heute noch große Geschlechterunterschiede bei der Ausbildungswahl. KFZ-Mechaniker und Elektroniker wollen fast nur Männer werden, (zahn-)medizinische Fachangestellte hingegen überwiegend Frauen (DHZ 2023). In den unterschiedlichsten Bereichen kann man Gehilf:in, Assistent:in, Facharbeiter:in oder Geselle/Gesellin werden. Um dahin zu kommen, dauert es ein halbes bis drei Jahre. Der angelernte oder erlernte Beruf kann dann das

gesamte erwerbsfähige Alter ausgeübt werden und berufliche Identität schaffen. Das ist aber mittlerweile seltener der Fall. Anders als noch in den 1970er Jahren, in denen man noch von einer Kontinuität von Berufswahl, beruflicher Ausbildung und anschließender passender Berufsausübung ausging, die häufig über viele Jahrzehnte in einem einzigen Betrieb erfolgte, gilt seit den 1980er auch in der Berufswelt eher das Leben im Sinne einer → Patchwork-Biografie. Nicht mehr Kontinuität, sondern der unstete Wechsel zwischen → Bildung, beruflichen Tätigkeit, (Um-)Orientierung und Erwerbslosigkeit reihen sich für immer mehr beruflich Tätige aneinander. Das erfordert dann wesentlich mehr „[i]ndividuelle Flexibilität und Mobilität sowie lebenslanges Lernen" (Büchter 2010), vielleicht nicht ganz so viel wie in der Wissenschaft, aber mehr als noch in Zeiten der 1960er und 1970er Jahre, in denen die „Normalbiografie" entsprechend ihrer Wortbedeutung fast für selbstverständlich gehaltenen wurde. Heute gibt es für immer mehr Berufstätige Diskontinuitäten im Berufsleben. Das kann dann – anders als in früheren Jahren – für mehr Abwechslung sorgen. So kann man sich z. B. immer wieder fragen, ob der ausgeübte Beruf wirklich der richtige für einen ist, oder ob man sich nicht für etwas anderes berufen fühlt. Wie wäre es z. B. jenseits einer der so üblichen Berufstätigkeiten mit etwas ganz anderem. Im Angebot steht vieles, so z. B. der Drahtzieher, der Glückskeksautor, der Lacklaborant, der Puppendoktor, der Sprengmeister oder der Schlussmacher.

Irene Leser

Quellenverzeichnis

nibb (2024): Rangliste 2023 der Ausbildungsberufe nach Anzahl der Neuabschlüsse. In: https://www.bibb.de/de/179153.php [abgerufen: 21.11.2024] • Büchter, Karin (2010): Berufsbiografie. In: Horn, Klaus-Peter/Kemnitz, Heidemarie/Marotzki, Winfried/Sandfuchs, Uwe (Hrsg.): Klinkhardt Lexikon Erziehungswissenschaft. Aa, Karl von der – Zypern. Bad Heilbrunn: Julius Klinkhardt Verlagsbuchhandlung/utb, S. 134–135 • DHZ (Deutsche HandwerksZeitung) (2023): Ausbildung: Diese 10 Berufe waren 2022 am beliebtesten. In: https://www.deutsche-handwerks-zeitung.de/ausbildung-diese-10-berufe-waren-2022-am-beliebtesten-284240/ [abgerufen: 21.11.2024] • Georg, Walter (2010): Beruf. In: Horn, Klaus-Peter/Kemnitz, Heidemarie/Marotzki, Winfried/Sandfuchs, Uwe (Hrsg.): Klinkhardt Lexikon Erziehungswissenschaft. Aa, Karl von der – Zypern. Bad Heilbrunn: Julius Klinkhardt Verlagsbuchhandlung/utb, S. 114–115 • Konsortium Bundesbericht Wissenschaftlicher Nachwuchs (Hrsg.) (2021): Bundesbericht Wissenschaftlicher Nachwuchs 2021. Statistische Daten und Forschungsbefunde zu Promovierenden und Promovierten in Deutschland. Bielefeld: wbv • Statista (2023): Politik & Gesellschaft. Personal an Hochschulen. In: https://de.statista.com/statistik/daten/studie/248169/umfrage/wissenschaftliches-und-kuenstlerisches-personal-an-deutschen-hochschulen/ [abgerufen: 21.11.2024] • Weber, Max (1930): Wissenschaft als Beruf. München: Duncker & Humblot.

Beschämung, die [bəˈʃɛːmʊŋ]

Auch wenn wir sie gerne sofort vergessen würden, Beschämungserfahrungen hängen uns oft noch lange nach. Nicht nur werden sie zu einem festen Bestandteil unseres Gedächtnisses, auch der Rest unseres Körpers scheint von nun an untrennbar mit ihnen verbunden zu sein. So zieht sich teils noch Jahre oder Jahrzehnte nach dem Auftreten alles in uns zusammen, wenn wir an solche Situationen zurückdenken müssen. Je nach Blickwinkel kann man sogar den Eindruck gewinnen, dass die Scham uns wohl noch nach unserem Ableben überdauern könnte. Das legt uns zumindest Kafka nahe, wenn er seinen Roman *Der Prozess* und dessen Protagonisten mit den Worten enden lässt: „[E]s war, als sollte die Scham ihn überleben" (Kafka 1925, S. 401).

Ein Schauplatz, den erfahrungsgemäß viele Menschen mit Beschämungen verbinden, sind Bildungsinstitutionen. Neben Schulzeit und Studium fallen mir auch zuerst – um in meiner privilegierten Bubble zu bleiben – Situationen aus meiner Wissenschaftssozialisation ein, die mich entweder zum Zeugen oder Erleidenden von beschämenden Situationen werden ließen. Bei Präsentationen auf Konferenzen fürchte ich daher stets potenzielle Reaktionen, die zum Ausdruck bringen, dass das Vorgestellte nicht exzellent, nicht interessant, nicht innovativ oder aus anderen Gründen nicht ausreichend für das Publikum ist, und ich mich damit unfreiwillig zum Gespött mache. Ich denke etwa an die unangenehme Erfahrung zurück, in der auf das Vorstellen einer im Voraus lange durchdachten Präsentation aus dem Publikum lediglich folgte: „Na und? Das ist doch jetzt keine neue Erkenntnis, oder?" Aber ich denke auch an die Situationen, die ich nicht selbst erlebt, sondern beobachtet oder berichtet bekommen habe. Auf einer Tagung wurde ein Forscher etwa vor allen anderen gefragt, warum man seinen Ergebnissen denn Glauben schenken solle. Diese würden doch nicht mit einer anderen, gewichtigeren Studie übereinstimmen und eine Forschung von einer Person an einer Pädagogischen Hochschule habe wohl kaum dieselbe Schlagkraft wie „richtige" universitäre Forschung.

Diese und andere Beschämungserfahrungen mögen ein Grund sein, weshalb im akademischen Bereich oft vom so genannten „Hochstapler:innen-Syndrom" berichtet wird, also von dem Gefühl, man sei eigentlich gar nicht ausreichend qualifiziert, man müsse noch viel mehr an sich arbeiten und bis dahin das eigene Ungenügen ausreichend kaschieren (Klinkhammer/Saul-Soprun 2009). Man kann fragen, inwiefern das Hochschulsystem hierfür einen „nährreichen Boden" (ebd., S. 165) liefert, indem die Qualität der eigenen Arbeit stets aufs Neue bewiesen werden muss. Erstmal stellt sich aber die Frage, was das Beschämende in diesen Situationen eigentlich ausmacht. Was sind die Gemeinsamkeiten der sehr unterschiedlichen Beschämungserfahrungen, die wir im Laufe unseres Lebens sammeln (können)? Nach Magyar-Haas (2024) gibt es drei Bestandteile:

Erstens haben wir da die Person, die beschämt wird, d. h. ein Mensch, der Scham empfinden kann (im Beispiel etwa der Vortragende auf einer Tagung). In einer konkreten Situation wird etwas über diese Person öffentlich oder in den Fokus der Aufmerksamkeit gerückt, was deren Selbstachtung potenziell beschädigen kann (etwa der Kommentar, dass die eigene Forschung quasi belanglos sei). In vielen Fällen wird dies von anderen Personen oder Gruppen vorgenommen, indem etwa auf einen Mangel hingewiesen wird. Denkbar wäre aber bspw. auch, dass ein Computer im ungünstigen Moment etwas über uns an die Öffentlichkeit trägt – etwa die letzten Suchanfragen oder häufig besuchte Seiten, während andere den Bildschirm sehen. *Zweitens* bedarf es einer Norm, gegen die verstoßen wurde und die von der sich schämenden Person generell akzeptiert wird. So identifiziert sich die vortragende Person grundsätzlich mit dem Anspruch, etwas Neues und Innovatives auf einer Tagung zu präsentieren, und scheitert letztlich an den eigenen Ansprüchen. Diese Normen werden je nach Umfeld unterschiedlich verhandelt. So mag es im Rahmen einer Konferenz viele nicht gänzlich erstaunen, wenn jemandem die Expertise in einer Materie abgesprochen wird. Mit einer öffentlichen Belustigung über das Aussehen dieser Person würde man sich wohl eher selbst zum Gegenstand der Verwunderung (wenn nicht des Gespötts) machen. *Drittens* bedarf es eines Publikums, welches die Verfehlung mitbekommen hat oder zumindest haben könnte. Denn beschämend ist nicht per se, sich mit einer eigenen Verfehlung konfrontiert zu sehen, sondern dass diese auch für andere sichtbar ist oder werden könnte.

Auch wenn uns Scham oft als sehr persönliches und individuelles Problem erscheint, ist sie immer auch ein soziales Phänomen. Denn über Scham machen wir uns abhängig von der → Bewertung durch andere. Soziale Kontrolle durch Beschämung mag je nach kulturellem und historischem Zeitpunkt unterschiedlich legitimiert und normal erscheinen (Frevert 2017). Übergreifend haben Beschämungen aber vor allem zwei soziale Funktionen: Zum einen binden sie uns an Normen. In den bislang genannten Beispielen etwa die Norm im wissenschaftlichen Bereich, sich nur mit wirklich neuen, innovativen und relevanten Erkenntnissen vor ein Publikum zu trauen und dem Gegenüber keine wichtige Zeit zu stehlen durch die Wiederholung von Altbekanntem oder gar durch das Präsentieren von Blödsinn bzw. → Bullshit. Solange es soziale Normen gibt, lassen sich Beschämungserfahrungen daher kaum vollständig vermeiden. So ist es zweifelsohne wünschenswert, dass Kritik konstruktiv und ohne verletzende Sprechakte formuliert wird. Aber auch wenn sie nach allen Regeln der achtsamen und gewaltfreien Kommunikation artikuliert wird, kann doch stets das Gefühl zurückbleiben, sich mit der Präsentation ins Abseits katapultiert zu haben oder es sich mit der wissenschaftlichen Community für immer verspielt zu haben. Eine andere soziale Funktion von Beschämungen ist es, Hierarchien zu verdeutlichen und Personen (wieder) auf die ihnen zugedachte Position zu verweisen (Neckel 1991) – etwa, wenn das Gesagte angezweifelt wird, weil man an einer

vermeintlich niedriger gestellten Institution forscht, nicht über den richtigen Titel oder die notwendige Anstellung verfügt. Auch die (Nicht-)Zugehörigkeit zu einer sozialen Klasse wird emotional nicht selten als Scham erlebt (z. B. Knop und Macioszek 2022; Schürmann 2022). So berichten Personen, die nicht aus einem akademischen Milieu stammen, von vielfachen Beschämungserfahrungen, wenn sie sich in genau diesem anfangen zu bewegen (Reuter et al. 2020). Die Journalistin Katja Lewina erzählt etwa von dem Gefühl anhaltender Klassenscham, das sie mit vielen anderen Bildungsaufsteiger:innen teilt: „In Wirklichkeit spult mein Gehirn seit 25 Jahren dasselbe Programm ab. Der Gedanke, jemand könnte diese Schwachstelle von mir erkennen, lässt nach wie vor nichts als […] Scham hochkommen. Und die völlig abstrakte Angst, nicht mehr dazuzugehören, wozu auch immer. […] Panisch untersuche ich mein Outfit auf Prekariatsspuren. Und finde trotz aller Sorgfalt wirklich immer welche. Einen Saucenfleck, der bezeugt, dass ich noch immer nicht mit → Besteck umgehen kann. Oder Fusseln auf dem Kleid, die zeigen, dass ich mir nichts Besseres leisten kann. Dann gibt es da noch meine mangelnde Kenntnis von den Immobilienpreisen in London, Aktien, Opern und Whiskeysorten“ (Lewina 2020).

Wie Didier Eribon (2017) anhand seiner eigenen Erfahrungen mit Klassismus und Homophobie herausarbeitet, verbindet diese Scham nicht nur Angehörige minorisierter Gruppen, sondern begünstigt auch zugleich das Schweigen über die Bedingungen der eigenen Unterwerfung. Andererseits können natürlich gerade aus dieser kollektiv erlebten Scham soziale Bewegungen entstehen, die die Bedingungen ihrer häufigen Beschämungen problematisieren und Gegendiskurse entwickeln. In Bewegungen bzw. Slogans wie „Black is beautiful“, „Gay Pride“, „Class Pride“, „Disability Pride“, „Body Positivity“ oder „Me too“ geht es somit oft auch darum, die individuell erfahrene Scham in eine kollektive, politische Dimension zu überführen. Zwar wird die Beschämung als solche in absehbarer Zeit wohl kaum aus dem Repertoire menschlicher Handlungsweisen verschwinden, aber die Bedingungen, unter denen Menschen beschämt werden, sind dadurch sichtbarer und werden angegangen. Die beschämende Person muss somit vermehrt Acht geben, für ihr Verhalten nicht selbst beschämt zu werden.

Niels Uhlendorf

Quellenverzeichnis

Eribon, Didier (2017): Gesellschaft als Urteil: Klassen, Identitäten, Wege. Berlin: Suhrkamp • Frevert, Ute (2017): Die Politik der Demütigung: Schauplätze von Macht und Ohnmacht. Frankfurt/Main: S. Fischer • Klinkhammer, Monika/Saul-Soprun, Gunta (2009): „Das ‚Hochstaplersyndrom‘ in der Wissenschaft“. In: Organisationsberatung Supervision Coaching, 16(2), S. 165–182 • Knop, Julian/Macioszek, Frede (Hrsg.) (2022): Klassenfahrt. 63 persönliche Geschichten zu Klassismus und feinen Unterschieden. Münster: Edition Assemblage • Lewina, Katja (2020): Ich schäme mich noch immer für meine prekäre Herkunft. In: https://www.jetzt.de/politik/von-der-angst-als-prekariat-enttarnt-zu-werden [abgerufen: 28.02.2023] • Magyar-Haas, Veronika (2024): Scham. In: Feldmann, Milena/

Rieger-Ladich, Markus/Voß, Carlotta/Wortmann, Kai (Hrsg.): Schlüsselbegriffe der Allgemeinen Erziehungswissenschaft. Pädagogisches Vokabular in Bewegung. Weinheim/Basel: Beltz Juventa, S. 397–405 • Neckel, Sighard (1991): Status und Scham. Zur symbolischen Reproduktion sozialer Ungleichheit. Frankfurt/Main: Campus • Reuter, Julia/Gamper, Markus/Möller, Christina/Blome, Frerk (Hrsg.) (2020): Vom Arbeiterkind zur Professur. Sozialer Aufstieg in der Wissenschaft. Bielefeld: transcript • Schürmann, Lena (2022): Scham und Verdacht. Subjektivierung im Niedriglohnsektor. In: Bosančić, Saša/Brodersen, Folke/Pfahl, Lisa/Schürmann, Lena/Spies, Tina/Traue, Boris (Hrsg.): Following the subject. Grundlagen und Zugänge empirischer Subjektivierungsforschung. Wiesbaden: Springer VS, S. 171–196.

Besteck, das [bəˈʃtɛk]

Es gibt mehr oder weniger appetitliche Bestecksorten. Der deutsche Ausdruck „meint ursprünglich ein Futteral zum Einstecken von Instrumenten und in der Folge auch die Werkzeuge selbst“ (Bauer 2008, S. 173). Davon auszunehmen wäre das Besteck bei Tischler:innen und Zimmerleuten, für die das Besteck ein Maß ist, mit dem gedanklich auf dem Holzweg gewandert wird, allerdings dem richtigen, nämlich auf einer Holztreppe. Im Unterschied dazu würden sich Besteckgespräche unter Seefahrer:innen um die Qualität nautischer Instrumente und die sichere Bestimmung von Seewegen drehen. Im 18. Jahrhundert kommen Tabakdosen in Mode, in die auf ihrer Vorderseite der ewige Kalender und auf ihrer Rückseite eine Logtabelle eingraviert sind, womit sich die Schiffsgeschwindigkeit gissen bzw. schätzen lässt (Meyer-Haßfurther 2005). Bei Drogenbestecken, allgemein definiert als Werkzeuge zum Gebrauch von Rauschmitteln, hingegen haben die meisten wohl keine → Bilder von Tabakbestecken im Kopf. Und unter Mediziner:innen, insbesondere unter Chirurg:innen, könnten Operationsbestecke selbst in Restaurants ein geschätztes Gesprächsthema abgeben, was an den Nachbartischen aber wohl anders gesehen wird.

Wendet man sich dem Essen selbst zu, ist der Löffel – neben dem Messer – das älteste Besteckteil und darüber hinaus als universales Instrument auch dort zu finden, wo mit Stäbchen gegessen oder der Gebrauch der Finger üblich ist, wobei etwa die Hälfte der Menschheit lieber nur mit den Händen isst (Flitsch 2006, zit. n. Bauer 2008). In der europäischen Esskultur gehört der Löffel sowohl zum Ess- als auch zum Servierbesteck und weist eine große Formenvielfalt auf. Beim Esslöffel sind bis etwa zum Jahr 1500 Laffe und Stiel nahezu gleich lang, so auch bei Martin Luthers Reiselöffel, dessen Stiel bereits reich verziert ist (Harding 2019). Erst allmählich verändert sich die Relation und erreicht mit den langstieligen Cocktail- und Cappuccino-Löffeln schließlich ein extremes Ausmaß.

Während der Löffel mit der zunehmenden, akademischen Wertschätzung für Dinge und Gebrauchsgegenstände in den kulturwissenschaftlichen → Blick gerät, wird dessen biografische Bedeutsamkeit eher unterschätzt. Wer dem Querlöffel

entwachsen ist, beginnt selbst Besteck zu handhaben und kommt allmählich in ein Alter, in dem sowohl die Drohung, etwas hinter die Löffel zu kriegen als auch zum Löffel zu werden, ebenso wie die moralische Einsicht, die selbst eingebrockte Suppe auch selbst auszulöffeln, verstanden werden wollen. Und schließlich gehört das manierliche Handhaben des Eierlöffels zu den schwierigsten Lernanforderungen, die das Leben stellt, zumindest beim in deutschen Landen so beliebten, weichgekochten Frühstücksei. Allerdings müssen Eierlöffel weder aus Horn oder Bein oder gar Plastik sein, sie dürfen aus Metall sein, nur nicht aus Silber. Dieses Wissen erleichtert den Übergang von der Jugendphase ins Erwachsenenleben, weil bei der Gründung eines eigenen Haushalts nicht zwischen Eier-, Dessert-, Tee-, Kaffee- oder Mokkalöffeln unterschieden werden muss.

Jede Tischgesellschaft ist eine besondere, d. h. auch exklusive Gesellschaft. Das Löffeln weist zwar sowohl eine Inklusions-, aber auch eine Distinktionstendenz auf. Lange genügte ein einziger Löffel fürs Leben und ein schöner, eigener Löffel – bei Wohlhabenden ein Silberlöffel – wurde von Paten gestiftet und oft über Generationen vererbt, weshalb das geflügelte Wort, eine Person hätte den Löffel abgegeben, deren Tod meint (Bauer 2008). Neben dem individuellen Besitz hat auch die Handhabung eine Distinktionsfunktion. So gehört der manierliche Gebrauch des Eierlöffels, der das halbflüssige Gelb weder an der Eischale verschmieren noch auf die Tischdecke tropfen lässt, zum Bestandteil der Ausbildung an elitären Benimmschulen, sowohl für jugendliche, geborene wie angestrebte, höhere Töchter als auch Söhne.

Essinstrumente erreichen als europäisches Kulturgut künstlerische Höhen (Bauer 2008), was sich auf viele Faktoren zurückführen lässt. Neben Repräsentationsbestreben, Funktionsverbesserungen sowie Material- und Technologieentwicklungen zählt ein für breite Bevölkerungsschichten in Menge und Vielfalt allmählich zunehmendes Nahrungsangebot zu ihren Voraussetzungen. Im Spätmittelalter bestand dies hauptsächlich aus Brot und Mus, einem mit Schmalz gekochtem Getreidebrei, und nördlich der Alpen aus durchschnittlich maximal 50 Kilogramm Fleisch pro Kopf und Jahr (Hirschfelder 2005). Fleisch, das nicht vorportioniert wird, erzwingt den Gebrauch von Messern und bei einem höchst feierlichen Mahl wurde im Mittelalter mit zwei Messern gleichzeitig gegessen, was eine ähnliche Gewandtheit voraussetzt wie der heutige Umgang mit Messer und Gabel (Petroski 1994).

Die Gabel braucht lange, um sich als Esswerkzeug in der europäischen Welt durchzusetzen. Ausgehend von den Königshöfen des Nahen Ostens, erreichte sie Italien um 1100, wanderte 1533 als Esswerkzeug, das nicht mehr nur für Maulbeeren vorgesehen war, mit der Heirat Katarina de Medicis nach Frankreich und tauchte im 17. Jahrhundert in England auf, wo sie sich auch deshalb nur langsam verbreitete, weil sie als weiblich galt (Petroski 1994). Um 1600 hatte sich die Gabel zwar in Italiens Oberschicht durchgesetzt, jedoch erst um 1700 entstand das heutige Tischbesteck und seither wandern Essinstrumente nicht mehr in ein

Futteral, sondern werden jedem Mitglied einer Tischgesellschaft in identischen Garnituren vorgelegt und dabei wie ein mechanischer Truppenkörper auf dem Exerzierplatz möglichst exakt ausgerichtet (Spode 1994, zit. n. Bauer 2008); falls vorgelegt wird, was beim Feldbesteck und auch in seiner zivilen Form des Campingbestecks kaum der Fall ist.

Schon während des 18. Jahrhunderts ist der europäische Tischstil normiert, wobei die Gabel in der linken Hand gehalten wird. Diese kommt in Amerika zwar 1630 an, war aber noch zu Beginn des 18. Jahrhunderts eine Mangelware und verdrängte dort erst um die Mitte des 19. Jahrhunderts das Messer aus dem Mund (Petroski 1994). In den USA wird das Messer nach dem Schneiden weggelegt und die Gabel traditionell in die rechte Hand genommen (Bauer 2008). Dies erinnert an die Funktion des Messers als Waffe, weil Waffen bei gemeinsamen Essen als Zeichen des Friedens abgelegt werden. In Japan und China werden keine Messer aufgelegt und selbst herausragende Geflügelmahlzeiten werden so portioniert, dass auch sie mit Stäbchen gegessen werden können. Die fernöstliche und westliche Lösung des anthropologischen Grundproblems, wie Nahrung zum Mund geführt wird, unterscheiden sich also grundlegend.

Während die Herstellung des westlichen Bestecks bis zum Beginn der Industrialisierung schwierig war, weitet sie sich in der Mitte des 19. Jahrhunderts durch neue und immer größere Maschinen und leichter handhabbares Material massiv aus (Bauer 2008). In der Blütezeit des Kapitals, in Deutschland mit dem Wohlstandsschub der Gründerzeit, konnten in Kolonialwarenläden exotische Nahrungsmittel zwar von zunehmend breiteren Bevölkerungsschichten gekauft werden, ein besonderer Aufwand mit Besteckmodellen, die sich nun bisweilen aus mehr als 100 Bestandteilen zusammensetzten, konnte aber nur in wohlhabenden und reichen Haushalten betrieben werden, deren ästhetische Ansprüche an die Gestaltung zumeist von Architekten befriedigt wurden (Bauer 2008).

Mit der Erfindung des rostfreien Stahls ergaben sich 1913 zwar neue Gestaltungsmöglichkeiten, allerdings stellen der I. ebenso wie der II. Weltkrieg einen jähen Einbruch in der Besteckproduktion und -entwicklung dar und auf Entwicklungen in den 1950er und 1960er Jahren folgte die Ablehnung formalisierter Kommunikation und ihrer Zwänge durch die 1968er Generation (Bauer 2008). Einen Abbruch stellte dies aber nicht dar, sonst hätten sich unterschiedliche Bestecksprachen innerhalb Europas nicht erhalten. So können Teller, auf denen Messer und Gabel parallel am Rand liegen, in französischen Restaurants ewig nicht abgeräumt werden, während Teller, auf denen diese gekreuzt liegen, vorschnell vom Tisch verschwinden können.

Je komplizierter das Besteck, umso exklusiver ist eine Tischgesellschaft. Deshalb ist neben der für den europäischen Zivilisationsprozess wichtigen Distanzierungsfunktion des Bestecks, auf die Norbert Elias aufmerksam gemacht hat, darauf hinzuweisen, dass seine soziale und kulturelle Distinktionsfunktion die städte- und staatsbürgerliche wie auch weltbürgerliche Tugend der Geselligkeit

belastet. Darüber hinaus würde ein eurozentristischer Blick nicht nur die Kunstfertigkeit anderer Besteckkulturen verkennen, sondern auch deren unterschiedliche pädagogischen Implikationen und Potentiale, von interkulturellen Kompetenzen ganz zu schweigen. Dennoch gilt bei allen kulturspezifischen Unterschieden der Esswerkzeuge: Gute Essmanieren erfordern weltweit Zurückhaltung, Sauberkeit und Rücksicht; Hast und Gier sind überall verpönt (Bauer 2008).

Kathrin Audehm

Quellenverzeichnis

Bauer, Wolfgang-Otto (2008): Das Besteck und die Vielfalt der Kulturen. In: Wierlacher, Alois/Bendix, Regina (Hrsg.): Kulinaristik. Forschung – Lehre – Praxis. Berlin: LIT, S. 172–185 • Harding, Elisabeth (2019): Löffelkulturen oder: Zur Beschäftigung mit ‚Alltagsgegenständen' in der Frühen Neuzeit. In: Schmidt-Funke, Julia A. (Hrsg.): Materielle Kultur und Konsum in der Frühen Neuzeit. Wien/Köln/Weimar: Böhlau, S. 87–106 • Hirschfelder, Gunther (2005): Europäische Esskultur. Geschichte der Ernährung von der Steinzeit bis heute. Frankfurt/Main, New York: Campus • Meyer-Haßfurther, Monika u. Ingo (2005): 500 Jahre Nautik. Navigationsinstrumente vom 15. bis zum 19. Jahrhundert. Hamburg: Palstek Verlag • Petroski, Henry (1994): Messer Gabel Reißverschluss. Die Evolution der Gebrauchsgegenstände. Basel: Springer.

Betreuung, die [bəˈtʁɔɪ̯ʊŋ]

Vieles kann und muss betreut werden. Da wären beispielsweise Haustiere, wie Hunde, Katzen, Schlangen, Meerschweinchen oder Okapis im Zoo, aber auch Menschen unterschiedlichen Alters und in verschiedenen Lebenslagen sowie Freibäder, Sanitäranlagen, städtische und nicht-städtische Rasen- und Grünflächen, Beton-, Park- und Campingplätze. Und nicht zu vergessen, auch Fußballplätze werden betreut und gepflegt. Zuständig dafür sind Platzwärter:innen. Sie sorgen für eine schön bespielbare Rasenfläche, für die richtigen Spielfeldmarkierungen aus Kreide oder Farbe und auch für Ordnung, sie betreuen also, pflegen und beaufsichtigen einen bestimmten Platz.

„Betreutes Wohnen" hingegen bezieht sich auf Jugendliche, ältere Menschen oder in Not geratene Mütter mit Kindern, d. h. Menschen, die auf Unterstützung und Hilfe angewiesen sind. Manche sprechen auch von „Betreutem Lesen", wenn eine PowerPoint-Präsentation vorgelesen wird und damit schriftliche und mündliche Sprache zu 100 Prozent übereinstimmen, was in aller Regel bei den Zuhörenden mit Ermüdung und Entmündigungserfahrungen einhergeht.

Unabhängig davon, wer oder was betreut wird, eines scheint klar: Betreuung schließt Aspekte von sich kümmern, pflegen und sorgen ein. Interessant sind die Synonyme für Betreuung, die der Duden in der folgenden Reihenfolge vorschlägt:

„Bemutterung", „Pflege", „Sorge" und „Versorgung". Das ist bemerkenswert, da mit dem → Begriff „Bemutterung" als erstgenannter Vorschlag, eine geschlechtliche Codierung angezeigt ist.

Eine begriffsgeschichtliche Annährung zum Wortstamm „treu" im Wort Betreuung gibt Aufschluss über die → Bedeutung und Historizität des Wortes. Dem digitalen Wörterbuch der deutschen Sprache nach bedeutete „treu" im 8. Jahrhundert noch: „unveränderlich fest (in der Gesinnung), anhänglich, zuverlässig", aber auch „sicher, geborgen". „Treue" wiederum steht für „Zuverlässigkeit, Vertrag, Bündnis" sowie „Aufrichtigkeit" und „Versprechen, Gelübde". In mittelhochdeutscher Zeit wird Treue dann zu einem „Tugendbegriff der ritterlich-höfischen Ethik", d. h. aus der ursprünglichen Bedeutung – einer Abmachung oder einem Bündnis – entwickelt sich „das Einhalten eines Vertrages". Es entsteht der Ausdruck „Treuhänder" als „Rechtsausdruck", d. h. „wem etw. zu treuen Händen übergeben worden ist, [der ist] Verwalter fremden Eigentums". Um 1700 wird das Antonym, der „Treubruch" mit „Verrat" gleichgesetzt. Die rechtliche Bedeutung von „vertragsbrüchig gegenüber einem Bündnis […], wird in mhd. Zeit zu ‚verräterisch, betrügerisch' erweitert, später auch ‚unzuverlässig' (16. Jh.), ‚lügnerisch' (18. Jh.), ‚(vom Gedächtnis) unbeständig, ungenau' (19. Jh.)". Zudem ändert sich im 17. Jahrhundert die Bedeutung von „Zusicherung, Übereignung" (Ende des 15. Jh.) in „Betreuung f. Zuwendung, Pflege, Bearbeitung" (dwds 2023). Beim Wort „Betreuung" handelt es sich also um ein gewisses Bündnis der Versorgung von jemanden oder etwas, um eine treuhänderische Verwaltung oder um ein Versprechen zwischen Menschen, bspw. dem Eheversprechen, das eine vertragliche Regelung beinhaltet, die auch gebrochen werden kann.

Eine andere solche vertragliche Regelung ist die Einrichtung der Treuhandanstalt zum Ende der DDR, eine Anstalt des öffentlichen Rechts, die von 1990 bis 1994 die Volkseigenen Betriebe der DDR in die soziale Marktwirtschaft der Bundesrepublik integrieren sollte. Ziel dabei war die „Effizienz und Wettbewerbsfähigkeit der Unternehmen zu sichern" (§ 8 Treuhandgesetz). Unstrittig ist, dass diese komplexen Prozesse, mit denen die Treuhandanstalt betraut war, sich nicht konfliktfrei vollzogen haben und bis heute im Hinblick auf regionale und lokale Wirtschaftlich- und Wettbewerbsfähigkeit Effekte zeitigen.

Im vielseitigen alltagssprachlichen Gebrauch ist der Begriff der Betreuung ein durchaus sperriger, wenig systematischer. Im pädagogischen Diskurs des 21. Jahrhunderts wird er häufig in der Trias → Bildung, Erziehung, Betreuung verwendet. Entsprechend gilt die Hoffnung, dass er zumindest in der Erziehungswissenschaft Gegenstand wissenschaftlicher Betrachtung geworden ist. Doch schon ein erster, aber auch eingehendere → Blicke in einschlägige pädagogische oder erziehungswissenschaftliche Wörterbücher offenbaren, dass sich das Lemma „Betreuung" kaum finden lässt. Diese Lücke verweist darauf, dass der Begriff bis heute auch in der Erziehungswissenschaft wenig bis kaum systematisch ausgearbeitet ist (Dietrich/Wedemann 2019). Dies irritiert, geht es im Familiären doch

häufig um Sorgearbeit, sei es in der Betreuung der eigenen Kinder oder der älter gewordenen Eltern und sind doch auch Kindertageseinrichtungen mit dem gesetzlich verbrieften Auftrag der Betreuung betraut (Baader/Eßer/Schröer 2014). Jene frühpädagogischen Einrichtungen stellen eines der größten Betätigungsfelder für pädagogische Fachkräfte innerhalb der Kinder- und Jugendhilfe dar. Seit 2013 besteht für Kinder ab dem vollendeten ersten Lebensjahr ein Rechtsanspruch auf einen Betreuungsplatz. 2022 sind laut Statistischem Bundesamt 2.916.198 Kinder im Alter von null bis sechs Jahren in Deutschland in der Kindertagesbetreuung. Damit beträgt die Betreuungsquote von Kindern im Alter von drei bis sechs Jahren in Deutschland 91,7 Prozent und von Kindern unter drei Jahren 35,5 Prozent. In den knapp 60.000 Kindertageseinrichtungen bundesweit wird der Hauptanteil der Betreuung von Kindern von Frauen gestemmt, der Anteil weiblicher pädagogischer Fachkräfte liegt bei knapp 673.000 Frauen, was einer Frauenquote von ca. 90 Prozent entspricht. Damit „zählt die Frühe Bildung immer noch zu den am stärksten geschlechtsspezifisch segregierten Berufsfeldern auf dem gesamten Arbeitsmarkt" (Bildungsserver 2020). Betrachtet man darüber hinaus den sogenannten Betreuungsschlüssel – dieser zeigt an, wie viele Kinder von einer Erzieherin (Männer sind hier mitgemeint) betreut werden – zeigen sich weitere Ungleichheiten. So bestehen zwischen den östlichen und westlichen Bundesländern gravierende Unterschiede: Während in Baden-Württemberg 6,5 Kinder im Alter von 2–8 Jahren pro Erzieher:in betreut werden, liegt der Schlüssel in Mecklenburg-Vorpommern bei 12,3. In allen ostdeutschen Bundesländern – ausgenommen Brandenburg – liegt der Betreuungsschlüssel bei über zehn Kindern pro Erzieherin, wohingegen er im bundesdeutschen Durchschnitt bei 8,2 Kindern liegt (Statistisches Bundesamt 2020). Für ihre Arbeit verdient ein:e Erzieher:in im Monat durchschnittlich ca. 3.062 bis 4.110 Euro (brutto) und das bei einer der längsten Ausbildungszeiten von 2–5 Jahren (Bundesagentur für Arbeit 2023a).

Ein:e Platzwart:in kann – ganz ohne Ausbildung – mit ca. 2.613 bis 2.884 Euro fast genauso viel verdienen wie ein:e Erzieher:in (Bundesagentur für Arbeit 2023b). Kein Wunder, dass wir es bei der schlechten Bezahlung für Erzieher:innen z. Z. mit einem Kita-Notstand und drohenden Systemkollaps zu tun haben. Und der macht nicht nur wütend, verzweifelt und fassungslos, sondern drängt „Frauen [mit nicht institutionell betreuten Kindern] in die Hausfrauenrolle" und „Mütter in die Teilzeitfalle" und ist damit ein „Verlustgeschäft für alle". „Denn es ist nicht nur ein feministisches Problem, es ist ein gesellschaftliches und gesamtwirtschaftliches" (Schöll 2023) und letztlich auch ein ethisches Problem, wenn Kinderbetreuungsplätze fehlen. Die Corona-Krise und deren Folgen, ein beklagenswerter Betreuungsschlüssel, verhältnismäßig geringe Gehälter und die Privilegierung von Früher Bildung gegenüber einer fehlenden bildungspolitischen und fachwissenschaftlichen Verständigung über Betreuung und Erziehung sind aktuelle Schlüsselthemen der derzeitigen Kita-Krise und des Betreuungsnotstands. An

den Bedingungen der Betreuung von Kindern, familial wie institutionell, ist also einiges zu problematisieren. Viele Fragen sind ungeklärt, so auch die im erziehungswissenschaftlichen Diskurs noch ausstehende „systematische Bestimmung, was genau unter dem Begriff der Betreuung zu verstehen ist" (Bilgi/Stenger 2021, S. 60). Einfacher zu beantworten erscheint beim Thema Betreuung die Frage, wie viele betreute Fußballplätze es in Deutschland gibt. Laut DFB ca. 50.000.

Sandra Koch

Quellenverzeichnis

Bildungsserver (2020): https://www.bildungsserver.de/maennliche-fachkraefte-in-der-kita-8708-de.html [abgerufen: 16.09.2023] • Baader, Meike Sophia/Eßer, Florian/Schröer, Wolfgang (Hrsg.) (2014): Kindheiten in der Moderne. Eine Geschichte der Sorge. Frankfurt/Main: Campus • Bilgi, Oktay/Stenger, Ursula (2021): Betreuung: Phänomenologische Notizen zu Sorgebeziehungen und -praktiken in der Pädagogik der frühen Kindheit. In: Bilgi, Oktay/Sauerbrey, Ulf/Stenger, Ursula (2021): Betreuung – ein frühpädagogischer Grundbegriff. Weinheim/Basel: Beltz Juventa, S. 60–80 • Bundesagentur für Arbeit (2023a): Erzieher/in. Ausbildungsberuf, In: https://web.arbeitsagentur.de/berufenet/beruf/9162#arbeitsmarkt_verdienst_verdienst [abgerufen: 11.09.2023] • Bundesagentur für Arbeit (2023b): Platzwart/in. Berufliche Einsatzmöglichkeit, In: https://web.arbeitsagentur.de/berufenet/beruf/8140#arbeitsmarkt_verdienst_verdienst [abgerufen: 11.09.2023] • Dietrich, Cornelie/Wedemann, Jutta (2019): Betreuung – ein pädagogisch unterbestimmter Begriff. In: Dietrich, Cornelie/Stenger, Ursula/Stieve, Claus (Hrsg.): Theoretische Zugänge zur Pädagogik der frühen Kindheit. Eine kritische Vergewisserung. Weinheim/Basel: Beltz Juventa, S. 452–464 • DWDS (2023): Betreuung. In: https://www.dwds.de/wb/etymwb/Betreuung [abgerufen: 11.09.2023] • Schöll, Ann-Kathrin (2023): Fuck the System: Warum der Kita-Notstand für Frauen ein Schlag ins Gesicht ist. In: https://editionf.com/fuck-the-system-warum-der-kita-notstand-fuer-frauen-ein-schlag-ins-gesicht-ist/, [abgerufen: 11.09.2023] • Statistisches Bundesamt (2020): Der Personalschlüssel in Kindertageseinrichtungen. Methodische Grundlagen und aktuelle Ergebnisse In: https://www.destatis.de/DE/Themen/Gesellschaft-Umwelt/Soziales/Kindertagesbetreuung/Publikationen/Downloads-Kindertagesbetreuung/kindertageseinrichtungen-personalschluessel-5225409209004.pdf?__blob=publicationFile [abgerufen: 16.09.2023].

Bewertung, die [bəˈveːɐ̯tʊŋ]

Wie kommen *Die Buddenbrooks* in den Literaturkanon? Wie findet die *Bachelorette* auf RTL ihren Favoriten? Warum servieren Sternerestaurants nur selten → Bordeaux aus dem Tetra Pak und wie kommt die Universität Bonn an den Stempel einer Exzellenzuniversität, die Universität Bayreuth aber nicht?

Bewertungen sind in unserem Alltag omnipräsent (Krüger 2022). In Praktiken und standardisierten Verfahren der Bewertung werden Wertigkeiten abgewogen. Das passiert, indem ein Gegenstand der Bewertung (etwa ein → Buch oder der Kandidat einer Datingshow) entweder mit einem anderen Gegenstand verglichen wird – die *Bachelorette* mag sich zum Beispiel fragen, welchen von

zwei Kandidaten sie eher ihren Eltern vorstellen will – oder die Wertigkeit des Bewertungsgegenstands vor dem Hintergrund allgemeiner Normen und Werte abgewogen wird – die *Buddenbrooks* z. B. nicht zuletzt aufgrund der literarischen Authentizität als ein Buch von Weltrang gelten. Vielleicht spielen aber auch Thomas Manns verschachtelte Sprache und seine philosophischen Exkurse für die Bewertung eine Rolle, da diese dem an der Hochkultur orientierten Bildungsbürgertum allzu deutliche Signale senden.

Für die sozialwissenschaftliche Bewertungsforschung ist es eine Binsenweisheit, dass Gegenständen ihre Wertigkeit nicht inhärent ist, sondern zugeschrieben wird. Das passiert in Prozessen der Klassifikation, der Kategorisierung und des Vergleichs, nicht zuletzt auch in Rankings und Ratings. Bemühen wir einige Beispiele aus dem Bereich Schule und Hochschule: Im Schulunterricht werden Leistungen nicht einfach festgestellt und abgeprüft, sondern in aufwändig choreographierten Frage-Antwort-Sequenzen oder in der vergleichenden Korrekturarbeit am heimischen Schreibtisch fabriziert (Kalthoff 2000). Was die Arbeit einer Wissenschaftlerin wertvoll macht, ob sie sich als verlässliche Kollegin, als internationale Spitzenforscherin, als drittmittelstarke Projektmanagerin oder als geduldige Betreuerin auszeichnet, werden unterschiedliche Instanzen in verschiedenen Kontexten abweichend bewerten (Hamann 2019). Die Universität, an der diese Wissenschaftlerin vielleicht arbeitet, *ist* nicht exzellent, sie wird in einem komplexen Prozess, der von der aufwändigen Beantragung über diverse Begutachtungsrunden bis zur medialen Berichterstattung reicht, zu einer exzellenten Universität *gemacht* (Münch 2007). Wie brüchig solche Bewertungen sind, deutet sich hier bereits an. Ihre Fragilität zeigt sich noch deutlicher, sobald man Bewertungen etwas genauer betrachtet und hinterfragt. Fragen kann man z. B., ob die in der Exzellenzstrategie von Bund und Ländern ausgezeichneten Universitäten in Bonn und Konstanz in gleicher Weise exzellent sind, oder ob der Wettbewerb unterschiedliche Exzellenzen prämiert. Zu hinterfragen ist auch, ob man Forschung sinnvoll bewerten kann, ohne dabei zu berücksichtigen, unter welchen Bedingungen die Forschungsleistungen erbracht wurden. Gleichzeitig wäre zu diskutieren, inwiefern ein Förderprogramm wie die Exzellenzstrategie nicht nur von wissenschaftlichen, sondern auch von politischen Kriterien wie etwa einem Länderproporz in der Exzellenzzuschreibung geleitet wird.

Obwohl Bewertungen sowie die Entscheidungen und Urteile, die sie nach sich ziehen, also nicht selten durchaus fragil und brüchig sind, bieten sie im Alltag Orientierung und reduzieren Komplexität. Bei der Auswahl meiner nächsten Lektüre kann ich mich von Literaturpreisen leiten lassen (Berli 2023) – oder mich gezielt an Bestsellerlisten orientieren, die eher den populären Geschmack spiegeln. Die musikalische Berieselung auf dem Weg ins Büro kann ich dem Empfehlungssystem des Spotify-Algorithmus überlassen (Kropf 2015) – der mir die Arbeit abnimmt, mich durch Musikzeitschriften und Gespräche im Plattenladen über Neuerscheinungen zu informieren. Bei meiner Karriere durch die

Bildungsinstitutionen haben Lehrkräfte die Komplexität der Leistungsbewertung möglicherweise reduziert, indem sie ihre Erwartungen an meine Beiträge an den vorherigen Noten ihrer Kolleg:innen – oder am Tratsch im Lehrerzimmer – ausgerichtet haben (Kalthoff/Dittrich 2016).

Mindestens zwei Entwicklungen sorgen dafür, dass sich Bewertungen und die mit ihnen verwandten Assessments, Evaluationen, Scores, Rankings und Ratings immer weiter ausbreiten und in ihren Auswirkungen intensivieren. Erstens ist Leistung zu einer immer wichtigeren Orientierung in modernen Gesellschaften geworden (Verheyen 2018; Schimank 2018). Ungleiche Bildungschancen werden durch schulische Leistungen erklärt, spätere materielle „Verdienste" mit Arbeitsleistungen, die als gesellschaftlich mehr oder weniger wertvoll betrachtet werden. Die sich in vielen Gesellschaften verschärfenden sozialen Ungleichheiten werden durch meritokratische Narrative legitimiert. Auch für profanere Bereiche ist die wettbewerbliche Leistungsschau ein Mechanismus zu Verteilung knapper Ressourcen. Das gilt für die Vergabe von Medaillen bei den Bundesjugendspielen, für die Auszeichnung von Spitzenrestaurants durch Michelin-Sterne und für gut zahlende Patient:innen in der kosmetischen Chirurgie. Das Leistungsprinzip als gesellschaftliche Fundamentalnorm ruht ganz wesentlich darauf, dass Leistungen bewertet werden – als mehr oder weniger wichtig, als besser oder schlechter, als erbracht oder nicht erbracht.

Noch jünger sind, zweitens, technische Entwicklungen, die Bewertungen nicht nur omnipräsent erscheinen lassen, sondern sie im Alltag auch besonders wirkmächtig machen (Mau 2018): Anhand digitaler und algorithmischer Bewertungssysteme werden Bücher auf Amazon.de rezensiert, Dates auf Tinder angebahnt, Tauchschulen auf TripAdvisor empfohlen und die tägliche Schrittzahl am Handgelenk getrackt. Die Popularität von Rankings, in denen Leistungs- oder Qualitätsunterschiede zwischen Krankenhäusern, Songs, Universitäten oder Ländern konstruiert werden, erklärt sich nicht zuletzt aus den technischen Möglichkeiten, die ihre massenmediale Verbreitung ermöglichen und sie oft zu medialen Bewertungsspektakeln machen (Brankovic et al. 2018).

Die Verschränkung dieser beiden Entwicklungen – Bewertungen als Operationalisierung des Leistungsprinzips und das technisch ermöglichte Vordringen von Bewertungen bis in die feinsten Kapillaren der Gesellschaft – lassen ein Leistungspanoptikum entstehen, das bis in den privatesten Winkel hinein alles und jeden vermisst und vergleicht, qualifiziert und quantifiziert, klassifiziert und kategorisiert.

Julian Hamann

Quellenverzeichnis

Berli, Oliver (2023): Germany's next top novel. Eine Soziologie literarischer Bewertung am Beispiel von Literaturpreisen. In: Magerski, Christine/Steuerwald, Christian (Hrsg.): Literatursoziologie. Literatur und Gesellschaft. Literatursoziologische Studien. Wiesbaden: Springer VS, S. 107–128 • Brankovic, Jelena/Ringel, Leopold/Werron, Tobias (2018): How Rankings Produce Competition: The Case of Global University Rankings. In: Zeitschrift für Soziologie 47(4), S. 270–288 • Hamann, Julian (2019): The making of professors. Assessment and recognition in academic recruitment. In: Social Studies of Science 49(6), S. 919–941 • Kalthoff, Herbert (2000): ‚Wunderbar, richtig'. Zur Praxis mündlichen Bewertens im Unterricht. In: Zeitschrift für Erziehungswissenschaft 3(3), S. 429–446 • Kropf, Jonathan (2015): Konsekrationsinstanzen im digitalen Wandel – Beiträge zur Erweiterung des feldanalytischen Forschungsprogramms am Beispiel populärer Musik. In: Berliner Journal für Soziologie 25(4), S. 429–458 • Krüger, Anne (2022): Soziologie des Wertens und Bewertens. Stuttgart: utb • Mau, Steffen (2018): Das metrische Wir. Über die Quantifizierung des Sozialen. Frankfurt/Main: Suhrkamp • Münch, Richard (2007): Die akademische Elite. Zur sozialen Konstruktion wissenschaftlicher Exzellenz. Frankfurt/Main: Suhrkamp • Schimank, Uwe (2018): Leistung und Meritokratie in der Moderne. In: Reh, Sabine/Ricken, Norbert (Hrsg.): Leistung als Paradigma. Zur Entstehung und Transformation eines pädagogischen Konzepts. Wiesbaden: Springer, S. 19–42 • Verheyen, Nina (2018): Die Erfindung der Leistung. Berlin: Hanser.

Beziehung, die [bəˈt͡siːʊŋ]

Die Beziehung ist im engeren Sinne eine Prozesskategorie menschlichen Handelns, zugleich ein zentraler → Begriff in den Sozialwissenschaften. Sie ist die Herzkammer des Gesellschaftlichen und zugleich eine ungemein verbreitete Alltagsvokabel, in ihrer → Bedeutung oftmals schwammig. Jüngst hieß es in der Werbung eines Möbelanbieters: „*Stolzer Vermittler erfolgreicher Mensch-Möbel-Beziehungen. Seit 1965*" (porta 2020). Der Gag ist putzig, soziologisch jedoch irreführend. Man kann eine Beziehung *in* Berlin haben, aber keine Beziehung *mit* Berlin. Berlin ist kein sinnorientierter Akteur, sondern ein Haufen von Häusern, Straßen und U-Bahnen. Zwar haben manche das Gefühl, von einer Stadt in den Arm genommen zu werden. Tatsächlich aber ist das eine Projektion. Mit Projektionen kann man keine Beziehung haben. Ähnliches gilt für Möbel.

Bereits die Gründungszeit der Soziologie war beschäftigt mit der Bedeutung der Beziehungskategorie; Max Webers Konzept der „sozialen Beziehung" erlangte hierbei bis heute großen Einfluss. Weber schließt an die ‚Wechselwirkungen' bei Georg Simmel (1983) an und ergänzt sie mit der leitenden *Sinnorientierung* der Beteiligten. Hierdurch wird sie ein „aufeinander gegenseitig eingestelltes und dadurch orientiertes Sichverhalten mehrerer" (Weber 1980, S. 13).

Webers Fassung macht die Beziehung offen und eng zugleich. Im wesentlichen Bestimmungspunkt ist sie sehr klar: Erst „beiderseitiges Handeln aufeinander" (ebd.) konstituiert die Beziehung – unabhängig von Form und Inhalt. Nicht einmal derselbe verfolgte Sinn ist bindend, zwingend aber die Bedingung

gegenseitigen Eingestelltseins. Das lässt auch Mensch-Ding-Beziehungen beleuchten, wie es etwa die Material Culture Studies tun. Es ist überaus fruchtbar, hierzu eingespielte Dichotomien zu überprüfen, denn auch Dinge haben eine soziale Materialität, z. B. prägt ihre Affordanz Wahrnehmungen und Praktiken. Fraglich aber ist, ob ihnen eine agency zu eigen ist, die sie zu reziprok sinnorientierten Akteurinnen befähigt. Auch in Hartmut Rosas (2019) Arbeit zu „resonanten Weltbeziehungen" wird der Charakter sozialer Beziehungen (hier: die horizontale Achse) gegenüber anderen („diagonal", „vertikal") unterschieden. Rosas sorgsame Sortierung dessen, in welchem Modus was wie zu Resonanz führen kann, wann etwas wie „schwingt", mit „eigener Stimme" spricht oder „stumm" bleibt, zeugt nicht zuletzt von Klärungsbestreben. Ähnlich bestellt ist es um die Erörterungen im vorliegenden kleinen Beitrag: Nicht zuletzt Stolpersteine im gängigen ‚Beziehungs'-Gerede aufzuzeigen.

Ich kann mich daher zweifelsfrei in Arbeits- und Familienbeziehungen befinden, Nachbarschaftsbeziehungen ertragen und eine Beziehung mit Anita haben, die Beziehung ist aber nicht einfach der Plural des Bezugs. Beziehe ich mich in einem Vortrag auf eine Theorietradition, wird die Tradition dies umgekehrt nicht tun. Die Beziehung *zu* oder *auf* ist keine, sondern ein Bezug, unidirektional. Webers soziale Beziehung ist stets *mit* jemandem. So ist auch die ‚Selbstbeziehung' eine gut gemeinte Achtsamkeitsvokabel, formal jedoch schwer denkbar, setzt sie doch eine Selbstverdopplung voraus, in dem man Subjekt und Objekt zugleich ist.

Entscheidend ist die Reziprozität: Man kann seinen Drahtesel lieben, bislang sind Fahrräder aber nicht in der Lage, solche Impulse zu erwidern. Vertrackter ist es bei Mensch-Tier-Beziehungen: Herzlich wenig stört die Beteiligten, wie viel wechselseitiges Fehlinterpretieren hierbei im Spiel sein mag. Wer würde auch die teils hochintensiven und förderlichen Bindungen zwischen ihnen in Abrede stellen wollen? Allerdings können Bindungen einseitig sein. Zur echten Nagelprobe wird es, gegenseitig eingestellte Sinnorientierung zwischen Mensch und Tier empirisch stichhaltig nachzuweisen. Klar aber stehen Kriegsparteien in einer Beziehung – allein durch die Frage, wer sich Gewinner und Verlierer nennen kann oder muss. Selbst beim Brötchenkauf an der Theke habe ich zwar keine persönliche, aber doch eine kurze Tauschbeziehung über die ökonomische Regel des Äquivalenztauschs.

Existenziell sind die persönlichen Nahbeziehungen (Lenz/Nestmann 2009), beliebt und verbreitet romantisch-intime. Verblüffend: Häufig fällt die Verwendung des Beziehungs-Wortes mit diesem Beziehungstyp gleich ganz zusammen, sie wird fast zu seinem Master-Synonym. An anderer Stelle müsste nachgespürt werden, wie es etymologisch dazu kam. Vermutlich hat die Versozialwissenschaftlichung der Alltagssprache im 20. Jahrhundert hierbei eine Rolle gespielt. Gemäß dieser Rhetorik *hat* man eine Beziehung, *ist in* einer, oder wird auch mal gefragt, weshalb nicht. Früher war sogar von der *Beziehungskiste* die Rede. Viele haben sie praktiziert und vielleicht steht hier und dort noch eine auf dem

Dachboden. Und: Solche Beziehungen können ‚laufen'. Laufen sie gut, ist alles in Ordnung. Tun sie es nicht, gibt es etwas zu reparieren. Vom Rezeptwissen dafür ernährt sich bekanntlich eine ganze Ratgeberlandschaft.

Die Paarbeziehung ist ein Mikrokosmos von Zweien mit hoher Interaktionsdichte. Die Regel der dyadischen Exklusivität schließt Dritte hierbei aus. Familienbeziehungen und die der Gruppe besitzen bereits andere Regulative. Die Anzahl der Beziehungsteilnehmenden verschiebt soziale Dynamiken immens.

Auch der Wert der Freundschaftsbeziehung gelangt neuerdings stärker ins Blickfeld. Denn genauso wie Partnerschaften besitzen Freundschaften sozialintegrative Funktionen und sind Trägerschaft solidarischer Bande, zudem vermeiden sie Paradoxien der Liebeskommunikation.

Demgegenüber ist die romantische Liebe eine emotional hochintensivierte Nahwelterfahrung und zugleich ein ausgesprochenes Beziehungs-Sensibelchen. Als Kulturmuster verspricht sie Vollinklusion auf affektiver Basis und Bestätigung des eigenen Individualitätsentwurfs über signifikante Andere. Sie gilt als favorisiertes Mittel gegen Fragmentierungserfahrungen des spätmodernen Subjekts (Luhmann 1982). Durch ihre Gefühlsbasis ist sie allerdings strukturell fragil: Was, wenn morgen das Gefühl ausbleibt? Und für das Konzept der Polyamorie ist sie eine Herausforderung: Wie lässt sich Vollaufmerksamkeit auf mehrere aufteilen, so dass es nicht planvoll wirkt und noch romantisch heißt? Gleichwohl zählen Liebe und persönliche Beziehungen zu den ‚Bezugsräumen des Selbst' (Herma 2022), d. h. sie sind Formgestalten und Ratifizierungsinstanzen des Selbst.

Die Lyrik der Popmusik hat die Beziehung gleich ganz aus ihrem Vokabular verbannt. Populäre Kultur ist schlau und Expertin in der Ästhetik der direkten Linie. Eins ist daher klar: Don't say relationship! Gerade Liebeslieder sind keine Referate, sondern öffentliche Arenen magischer Unmittelbarkeit. Hier wird gekocht und keine Rezeptur diskutiert. Kein Mensch besingt dort seine ‚gut laufende Beziehung', sondern die Verzückung, und Probleme heißen hier Schmerz. Man stelle sich vor, Sonny and Cher hätten gesungen: „I got our relationship, Babe".

Das Beziehungs-Wort vergegenständlicht also, was eigentlich Kopplungen von Praktiken sind. Mit der Einnahme einer Beobachter:innenposition kippt das Nahgeschehen in die Versozialwissenschaftlichung. Wer vom Beziehungssprech nicht lassen kann, nimmt heimlich eine dritte Instanz mit ins Boot: Du + ich + unsere Beziehung. Wird die Beziehung dann gar mehr geliebt als das Du, wird es besonders unbehaglich: Beteiligte Subjekte werden zu verhandelten Objekten.

Zum Abschluss der Streifzüge nochmals ein Seitenblick: Ganz Eigenwilliges finden wir beispielsweise bei der Objektophilie, eine besonders entschiedene Form der Mensch-Ding-Beziehung. Sie bezeichnet, wenn Personen zum Beispiel eine Lokomotive lieben und heiraten möchten, einen Bahnhof oder den Eifelturm, und dies auch symbolisch tun. Mit Weber fiele es leicht, dies als bizarre Form parasozialer Interaktion abzutun, also Kommunikation mit Entitäten, die nur bedingt oder gar nicht antwortfähig sind. Knifflig wird es aber im Zuge digitalisierter

technischer Assistenz. Ist künstlichem Bewusstsein kategorisch Sinnorientierung abzusprechen? Sind womöglich romantische Beziehungen mit künstlicher Intelligenz möglich (Oswald/Herma 2023)? Spielfilme wie ‚Her' (2014) und ‚Ich bin Dein Mensch' (2021) buchstabieren dies eindrücklich aus. Das Gegenüber ist nun eine ungemein lernfähige digitale Entität und in der Lage, Wunsch und Erwartung auch sehr nuanciert zu bedienen. Sicherlich existieren robuste Argumente, weshalb selbst das potenteste Deep Learning bislang nicht die Schwelle zu menschlichen Sinnhorizonten überschreitet, sondern vorrangig Musterlösungen adaptiert und verfeinert. Oder ist dies nur eine andere Auffassung von *Sinn*? Jedenfalls gilt der alte Einwand „alles nur einprogrammiert!" heute nicht mehr umstandslos. Manchen scheint das ohnehin egal: Eine der Filmfiguren pfeift darauf, dass seine Partnerin eine Androidin ist. Sein Äußeres habe ihm sein ganzes Leben Zugang zum Partnerschaftsmarkt versperrt, sein Alter nun ohnehin; er hat sein Rezept gegen Alterseinsamkeit gefunden.

Persönliche Beziehungen enden spätestens mit dem Tod. Oft hinterlässt der Verstorbene nicht einfach die berühmte Lücke im Leben. Bisweilen geht dort, wo die Trauer wohnt, eine ganze Weltbeziehung unter. Zwei Erkenntnisse schleichen sich dann in die seelische Aorta: Beziehungen gibt es wie Sand am Meer und viele davon sind austauschbar – niemals jedoch die Personen der persönlichen Beziehungen. Und: Trauer ist etwas gänzlich anderes als Traurigkeit. Die Kluft zwischen Leben und lebendiger Erinnerung könnte größer nicht sein.

Als Fingerübung zum Schluss empfiehlt sich eine umgekehrte Blickrichtung: Wie eigentlich konnte die ‚Beziehung' ein solch prominentes diskursives Element in spätmodernen Wissensordnungen werden? Haben Menschen immer schon so gesprochen, und wenn nicht, wie haben sie dann ihr Handeln zueinander bezeichnet? Auch darüber erfahren wir, wie dieser Begriff die Welt erklären will.

Holger Herma

Quellenverzeichnis

Herma, Holger (2022): Bezugsräume des Selbst. Praxis, Ästhetik und Funktion moderner Selbstthematisierung. Weinheim/Basel: Beltz Juventa • Lenz, Karl/Nestmann, Frank (Hrsg.) (2009): Handbuch Persönliche Beziehungen. Weinheim/München: Juventa • Luhmann, Niklas (1982): Liebe als Passion. Frankfurt/Main: Suhrkamp • Oswald, Sascha/Herma, Holger (2023): „Ich bin Dein und nicht Dein" oder: Wie Liebe mit Betriebssystemen (nicht) funktioniert. Eine soziologische Betrachtung des Zukunftsentwurfs im Film ‚Her'. In: Villa, Paula-Irene (Hrsg.): Polarisierte Welten. Beiträge zum 41. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, Universität Bielefeld, In: https://publikationen.soziologie.de/index.php/kongressband_2022/article/view/1645/1866 [abgerufen: 26.11.2024] • Rosa, Hartmut (2019): Resonanz. Eine Soziologie der Weltbeziehung. Berlin: Suhrkamp • Simmel, Georg (1983|1908): Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. Berlin: Duncker & Humblot • Porta (2020): Frischer Wind bei porta, Bad Vilberlinger Anzeiger, https://www.bad-vilbeler-anzeiger.de/frischer-wind-bei-porta/ [abgerufen: 06.02.2023] • Weber, Max (1980|1922): Wirtschaft und Gesellschaft. Tübingen: Mohr.

Bhagavadgita, die [bagavatˈgiːta]

Die Bhagavadgita, der „Gesang des Erhabenen", oft auch einfach nur Gita genannt, ist das sechste und bekannteste → Buch des indischen Heldengedichts Mahabharata, ein Epos das mehr als 100.000 zweizeilige Verse umfasst und damit in etwa den zehnfachen Umfang der Odyssee und der Ilias zusammengenommen hat. Die Bhagavadgita ist dem Mahabharata vermutlich zwischen dem 4. und 2. Jahrhundert v. u.Z. eingegliedert worden. Der 700 Doppelverse umfassende Text, der in zahlreiche Sprachen übersetzt wurde, gilt als literarisch herausragendes Werk, das um die Integration vieler, teils konkurrierender Anschauungen der altindischen Denkkultur bemüht ist. Ihre poetische Qualität und integrative Leistung verleiht ihr unter den autoritativen Texten der hinduistischen Traditionen eine herausgehobene → Bedeutung, auch weil sie einen großen Einfluss auf die bildenden und darstellenden Künste Süd- und Südostasiens ausgeübt hat.

Von allen Schriften des hinduistischen Kanons ist die Gita auch die, die außerhalb Indiens die größte Würdigung gefunden hat. Die Palette ihrer Verehrer:innen ist groß und bunt (Davis 2015). Zu ihnen gehören, um nur einige aufzuzählen: Wilhelm v. Humboldt, August Wilhelm v. Schlegel, Leo Tolstoi, Henry David Thoreau, T.S. Eliot, C.G. Jung, W.B. Yeats, Ralph Waldo Emerson, Annie Besant, Hermann Hesse, Aldous Huxley, George Harrison und Will Smith. Von keinem anderen Text fühlte sich Mahatma Gandhi stärker zu seiner Philosophie und Politik der Gewaltlosigkeit inspiriert. Seinem Zeitgenossen Heinrich Himmler, der das Buch laut seinem Therapeuten dauernd mit sich trug, half es, sich zu ertragen. Der türkische Ministerpräsident Bulent Ecevit sah sich durch die Lektüre bestärkt, 1974 seine Truppen nach Zypern zu schicken. Die Astronautin Sunita Williams nahm eine Ausgabe der Gita mit ins All. Als Tulsi Gabbard 2013 als US-Kongressabgeordnete vereidigt wurde, lag ihre Hand nicht auf der → Bibel, sondern auf der Gita. Der spanische Orientalist Juan Mascaró fragte sich, welch wunderbare Symphonie man wohl höre, hätte Beethoven uns den Geist der Bhagavadgita als Musik gegeben. Vielleicht hat Philip Glass mit seiner Oper „Satyagraha", in der Verse aus dem Text vertont sind und in der neben Gandhi (Tenor) auch die beiden Hauptfiguren Krishna (→ Bass) und Arjuna (Bariton) auftreten, darauf eine Antwort geben wollen. Und J. Robert Oppenheimer, dem die Gita, die er auf Sanskrit zu lesen pflegte, bei seiner Gewissensbewältigung half, fühlte sich kurz vor und kurz nach der Zündung der ersten Atombombe und angesichts des ästhetischen Schreckens, den sie auf den Himmel über der Wüste von Nevada malte, an berühmte Verse erinnert: „Wenn die Strahlen von tausend Sonnen auf einmal durch den Himmel brächen, so wär dies wie der Glanz der höchsten Macht. […] Hier und jetzt bin ich der Tod, die Zeit, die Zerstörerin der Welten" (Hijiya 2020). In Christopher Nolans Film „Oppenheimer" von 2023 liest der Darsteller der Titelfigur die Passage während eines Geschlechtsakts

vor, worauf Teile des indischen Publikums, vor allem einige Politiker, empört reagierten. Ähnliche Reaktionen hatte Stanley Kubrick 1999 bewirkt, als er in „Eyes wide shut" Verse aus dem Buch zu einer Orgie rezitieren ließ. Die schillernde Schar an Fans der Gita, ihre spätestens seit den 1960er Jahren durch die Hippie-Generation, die Hare-Krishna-Bewegung und die Beatles einsetzende Popularisierung, ebenso wie wiederkehrende politisch gefärbte Reaktionen zeigen, dass der Text für unterschiedliche Menschen Unterschiedliches bedeuten kann und er zwischen Heiligkeit, literarischer Ausdruckskraft, philosophischer Tiefe, billiger Rechtfertigungsrhetorik, erotischen Assoziationen und Lebensfreude oszilliert. – Aber was steht da denn jetzt eigentlich drin?

Der Titel „bhagavadgita" lässt sich als „Gesang des Erhabenen" oder „Göttliches Gedicht" übersetzen, wobei die Kurzform „gita" schlicht „der Gesang" oder „das Gedicht" bedeutet. Der Erhabene („bhagavan"), von dem der Titel spricht, ist Gott in seiner Erscheinungsform als Krishna. Er ist die Hauptfigur der Gita, die zum größten Teil als ein Dialog zwischen ihm und dem Prinzen Arjuna abgefasst ist. Schauplatz ist ein Schlachtfeld kurz vor Beginn eines Krieges, der über die Thronfolge in einer zerstrittenen Königsfamilie entscheiden soll. Die Krieger und Führer beider Fraktionen – der Pandavas und der Kauravas – stehen sich bis an die Zähne bewaffnet kampfbereit gegenüber. Das Heer der Pandavas wird von Arjuna angeführt, der im Angesicht des bevorstehenden Gemetzels, während die Truppen sich formieren und die ersten Pfeile über die Köpfe rauschen, einen anderen Kampf kämpft: Er ringt mit sich selbst, mit seinen Zweifeln und inneren Dämonen. Mitgefühl und Verzweiflung überkommen ihn; er ist verwirrt und ratlos. Ihm ist befohlen, die Pandavas in die Schlacht zu führen und den Thron für sie zu erobern. Aber darf er dafür unter Blutsverwandten ein Blutbad anrichten? Verunsichert vertraut er sich in seiner Not dem Lenker seines Streitwagens an, unwissend, dass es sich dabei um den Gott Krishna handelt.

Krishna erweist sich als versierter Ratgeber, der den zaudernden Krieger in einige der wichtigsten Denk- und Glaubensschulen einführt und sich als Gott zu erkennen gibt. Einige Konzepte haben es ihm besonders angetan: Pflicht (dharma) und eine bedingungslose Pflichtethik; die Natur des Selbst (atman) und seine aufgrund egoistischer Neigungen oft vergessene unvergängliche Einheit mit dem universellen Bewusstsein (brahman); die materielle Grundlage (prakriti) der Erscheinungen und ihre → Beziehung zum immateriellen Selbst; die Qualität von Handlungen (karma), ihre psychologischen Ursachen und ihre leiderzeugenden Auswirkungen im Kreislauf der Wiedergeburten (samsara); die Ursache und Eigenart menschlichen Leidens; die Notwendigkeit der Befreiung (moksha) aus dem Kreislauf des Leidens durch selbstloses Handeln, das reiner Pflichterfüllung und Gelassenheit (vairagya) entspringt, ohne von Sorge, Zweifel oder Furcht verunsichert zu sein; die wichtigsten Pfade zu disziplinierter Selbstkontrolle (yoga), die für spirituelle Erlösung unerlässlich ist: der Weg der Hingabe (bhakti yoga),

der Weg der Handlung (karma yoga), der Weg der Meditation (dhyana yoga) und der Weg des Wissens (jnana yoga); die Beziehung zum Lehrer (guru), der dem Suchenden und Verirrten den richtigen Weg weist.

Das alles erschließt sich auch Arjuna nicht ganz so einfach. Er wünscht sich, Krishna in seiner göttlichen Allgestalt zu sehen. Und da Menschen leichter glauben, was sie sehen, und eindringlicher empfinden, was sie fasziniert, unterbricht Krishna seine Erörterungen, verleiht Arjuna den göttlichen → Blick und entfaltet ein wort- und bildgewaltiges Spektakel: Arjuna ist überwältigt von der Vision göttlicher Größe. Er blickt in Augen, die wie Tausende von Sonnen strahlen, er sieht Münder, die Feuer speien, und zahlreiche Arme, die göttliche Waffen führen; unzählige Ornamente, Gold und Girlanden schmücken den lichtdurchfluteten, mit wohlriechenden Düften gesalbten Gott. Unzählige Wesen gehen ineinander über und auseinander hervor. Auch der Soundtrack kann sich hören lassen: Sphärische Klänge mischen sich mit dem Tosen der Ozeane, dem Rauschen der Stürme und dem Donnern der Blitze. Und schließlich gibt Krishna dem ehrfürchtig vor ihm knienden Arjuna einen Vorgeschmack auf die bevorstehende Schlacht. Wie Motten stürzen die großen Krieger in den glühenden Schlund Gottes und vergehen. Krishna fordert Arjuna auf, sich zu erheben und die Schlacht zu schlagen, so wie es seine Pflicht als Krieger sei. Nicht Arjuna sei es, der den Tod über alle bringe, denn in Gott, dem Inbegriff der wahren Zeit, seien sie schon längst vernichtet. Arjuna sei nur ein Werkzeug im schon vollendeten göttlichen Werk. Und so erhebt Arjuna sich und kämpft, während die Leichen sich auftürmen – und siegt.

Dass Menschen wie Himmler oder Oppenheimer, die – jeder auf seine ganz eigene Weise – in Gewalt und Massenvernichtung verwickelt sind, diesen Analysen zu Handlungsorientierung, Pflicht, Verantwortung und Moral einiges abgewinnen können, mag nicht überraschen. Denn die Gita lässt sich als ein Handbuch für Menschen lesen, die mit dem Töten befasst sind und sich beruhigen möchten. Die Lesart, wonach man einfach tun solle, was zu tun einem auferlegt ist, könnte aber auch mit weniger Text und weniger Komplexität auskommen. Sie würde verkennen, dass die Gita – wie sie von Mahatma Gandhi oder Leo Tolstoi gelesen wurde – auch von Gewaltlosigkeit als Teil einer idealen enthaltsamen Lebensführung spricht und von ganz generellen psychologischen Problemen im Leben aller Menschen. Schon lange wird die Gita als ein großes Gleichnis verstanden, in dem das Schlachtfeld für die menschliche Psyche steht, die sich permanent Anforderungen, Erwartungen, Zumutungen, Ängsten, Enttäuschungen, Zorn, Hass, Verletzungen und Begierden ausgesetzt sieht und danach strebt, sich aus all den damit verbundenen Beziehungen und Belastungen zu befreien. Arjunas Schlacht versinnbildlicht gerade auch die Schlachten, die alle Menschen ständig schlagen und dabei gelegentlich auch „über Leichen gehen". Der Dialog zwischen ihm und Krishna ist das Zwiegespräch, das wir alle immerzu führen, weil wir ahnen und wissen, dass wir uns zu keinem Augenblick wirklich selbst in der

Hand haben und dass es da weit mehr gibt als nur uns selbst. So wie der Erhabene dem verunsicherten Arjuna die Augen öffnet, damit der ihn überhaupt in seiner ganzen Größe zu erfassen vermag, so will vielleicht auch die Gita all denen, die sich lesend und suchend und unsicher durch ihr Schlachtfeld blättern, den Blick weiten. Denn nur der geweitete Blick hat Aussicht zu sehen, was zwischen und hinter den Zeilen steht.

Pradeep Chakkarath

Quellenverzeichnis

Davis, Richard H. (2015): The Bhagavad Gita. A biography. Princeton: Princeton University Press • Hijiya, James A. (2020): The Gita of J. Robert Oppenheimer. Proceedings of American Philosophical Society, 144, S. 123–161.

Bibel, die [ˈbiːbl̩]

Wann sie das letzte Mal in die Bibel gesehen haben – diese Frage richtete Gregor Gysi in seiner Bundestagsrede im Mai 1993 an die Abgeordneten, die den parteiübergreifenden Kompromiss zur Veränderung von Art. 16 GG ausgehandelten hatten (Plenarprotokoll 12/160 vom 26. Mai 1993). Die Veränderung des Asylrechts, die zur Abstimmung stand, verband sich nach Meinung von Gysi nicht mit zentralen Stellen der Bibel, u. a. mit Levitikus 19,33 („Wenn ein Fremdling bei euch wohnt, in eurem Land, den sollt ihr nicht bedrücken"), einem → Buch, das, so Gysi, zum Identitätskern der CDU/CSU gehöre. Die Abgeordneten der CDU/CSU reagierten mit Zwischenrufen, „Ein Mißbrauch der Bibel" war z. B. zu hören. Auf die Bitte Gysis um Verlängerung der Redezeit aufgrund der vielen Zwischenrufe antwortete die Bundestagspräsidentin Rita Süßmuth, dass der Redner dem Parlament auch viel zumute. „Es ist mir neu, Frau Präsidentin, daß die Bibel im Deutschen Bundestag eine Zumutung ist."

Die Bibel – eine Zumutung. Was diese Debatte zeigt, ist die Irritation in modernen Gesellschaften, wenn die Bibel nicht allein für den privaten Gebrauch genutzt, sondern ihre Relevanz für das gesellschaftliche Leben behauptet wird. In Fällen von Sätzen wie „Ihr Frauen, ordnet euch euren Männern unter wie dem Herrn" (Epheser 5,22) ist eine ablehnende Haltung verständlich. Aber Gysi erinnert an Texte, die Schutzrechte für Fremde und Flüchtlinge im → Blick haben. Solche Texte sind wahrlich nicht für die erbauliche Lektüre im stillen Kämmerlein gedacht, sie zielen auf gesellschaftliche Praxis ab. Jürgen Habermas wird bei seiner Friedenspreisrede von 2001 sicherlich nicht Gysis Debattenbeitrag im Blick gehabt haben. Für Habermas (2001, S. 22) sind religiöse Traditionen und religiöse

Sprache wichtige Ressourcen von Sinnstiftung, auch in säkularen Gesellschaften. Es sind allerdings Traditionen, die nicht mehr allein durch den Verweis auf ihre religiösen Wurzeln Geltung für sich einfordern können. Es bedarf ihrer Übersetzung in säkulare Sprache, um sie so in den öffentlichen Diskurs, der u. a. von den Spielregeln demokratischer Willensbildung geprägt ist, einbringen zu können.

Gemeinhin wird dies aber für biblische Texte für unmöglich gehalten, da ihr angeblich göttlicher Ursprung sie diesem Diskurs entzieht. Dieses Verständnis ist seit dem 16. Jahrhundert von Seiten der verschiedenen Kirchen und zahlreicher Theolog:innen grundgelegt worden (Gabel 2006). Gegen das zunehmend kritische Anfragen bezüglich der Geltung von biblischen Texten wurde die ewig gültige Wahrheit der Bibeltexte festgestellt, da sie entweder in ihren Inhalten oder sogar im konkreten Wortlaut vom Geist Gottes inspiriert sind. Dadurch versuchte und versucht man, die Bibel (und seine eigenen Einstellungen) kritischen Nachfragen zu entziehen. Wenn Gott der Autor der Texte ist, dann wird nicht darüber diskutiert, ob Sätze wie Epheser 5,22 Geltung beanspruchen können.

Es ist ein Glücksfall der Theologiegeschichte, dass solche Vorstellungen nicht die kritische Erforschung der biblischen Texte und ihrer Entstehung verhindern konnten. Man erkannte: Biblische Texte sind in bestimmten historischen Zusammenhängen entstanden und wurden von ihnen geprägt. Sie sind damit zunächst menschliche Produkte – und diese Einsicht eröffnet den Raum für den kritischen Diskurs. Denn wenn es Menschen zu bestimmten Zeiten mit konkreten Erfahrungen waren, die diese Texte geschrieben haben, dann kann über die → Bedeutung dieser Texte diskutiert und gestritten werden.

Die Bibel stellt eine Sammlung von Texten dar, Texte, in denen Menschen ihre Erfahrungen und Deutungen der sie umgebenden Wirklichkeit in Sprache gefasst haben. Dies geschah in der Perspektive des Glaubens an eine bestimmte Gottheit.

Zurück zur Passage, deren Zitierung durch Gysi die CDU/CSU-Fraktion so erboste. In Levitikus 19,33 geht es, wie in Exodus 22,20; 23,9, um die besondere Zuwendung, die Fremden, also auch Nicht-Israeliten, zu Teil wird, formuliert als Recht, und nicht als empfohlene moralische Haltung (Kessler 2017, S. 209–210, 232–235). Diese Texte reagieren darauf, dass in der Geschichte des alten Orients Menschen immer wieder wegen Hungersnot, Krieg und drohender Verarmung ihre Heimat verlassen mussten. Ihnen wollen diese biblischen Rechtssätze Schutz in Israel garantieren. Die Begründung der Rechtssätze ist bemerkenswert: Es wird auf die Zeit verwiesen, die das Volk Israel als Fremdling in Ägypten verbracht hat (a. a. O., S. 154). Die Texte, die davon erzählen (Genesis 37-50; Exodus 1-14), sind keine historischen, sondern literarische Konstrukte, die zeigen wollen: Die Erfahrung, fremd zu sein, gehört zur Identität des Volkes Israels. Damit wollen die alttestamentlichen Rechtstexte zu einem solidarischen Verhalten gegenüber Fremden motivieren.

Wichtig ist, wie Gott in Exodus 22,20-23 ins Spiel gebracht wird: Gott wird hier als die Größe gesehen, die auf die Seite der Schutzlosen tritt und für sie einsteht. Die Bedränger der Fremden können Gott nicht auf ihrer Seite wähnen. So deuten die biblischen Texte ihre Wirklichkeit in der Perspektive ihres Glaubens an ihren Gott: An den einen Gott glauben und Fremde und Flüchtlinge drangsalieren, passt nicht zusammen. Solche biblischen Traditionen können im Sinne Habermas' eine Bereicherung gegenwärtiger ethischer Debatten und Reflexionsprozesse sein. Viele im Bundestag haben im Mai 1993 die Chance vertan, in einen solchen Prozess einzusteigen, bei dem neben anderen Traditionen auch biblische Texte ein Gesprächspartner gewesen wären. Man gab aber lieber dem Druck radikaler Kräfte nach, die sich in den Ausschreitungen in Hoyerswerda und Rostock und den Brandanschlägen in Mölln und Solingen zeigten. Gysi verwies in seiner Rede noch auf einen neutestamentlichen Text, auf Matthäus 25,35-40, wo es um Hilfe für Hungrige und Fremde bzw. Flüchtlinge geht, ein Text, entstanden im 1. Jh. n. Chr. im Osten des römischen Reichs, der einen besonderen Blick auf die Wirklichkeit in diesem Imperium bietet (Carter 2007).

„Was haben uns die Römer eigentlich gebracht?" So fragt Reg, der Chef der Widerstandsbewegung ‚Judäische Volksfront', in „Das Leben des Brian". Die Angehörigen seiner Bewegung antworten aber nicht mit dem erhofften „Nichts". Ihre Antwort „Den Aquädukt." – die hätten auch Tourist:innen geben können, die sich mit bewundernden Blicken archäologische Überreste des römischen Reiches anschauen. Der Film von Monty Python nimmt die Bewunderung, die die Schattenseiten des antiken Roms ignoriert, aufs Korn. Mit Bertolt Brechts lesenden Arbeitern im Kopf könnte man fragen: Wie viele Versklavte kamen bei dem Bau der Aquädukte eigentlich ums Leben? Eine Forschungsrichtung innerhalb der Theologie, die imperiumskritische Lektüre des Neuen Testaments, berücksichtigt diese Schattenseiten bei der Auslegung neutestamentlicher Texte. Diese Perspektive auf das Neue Testament wurde nach wichtigen Pilotstudien aus den 1980er unter dem Eindruck einer expansiven US-Politik seit Ende des Kalten Krieges entwickelt, eine theologische Forschungsrichtung im Kontext der Diskussion um das Empire Amerika. Der kritische Blick auf die Gegenwart verhilft Theolog:innen dazu, dass römische Reich nicht so naiv zu sehen, wie die Angehörigen der Volksfront. Mangel kennzeichnete die Lebenssituation, Mangel am Lebensnotwendigen. Friesen und Scheidel (2009) gehen davon aus, dass 10 bis 20 Prozent der Bevölkerung in absoluter Armut lebten, ca. 60 Prozent lebten z. T. nur knapp oberhalb des Existenzminimums. Die Ursachen für diesen Mangel liegen in der ungleichen Macht- und Ressourcenverteilung im römischen Reich. Genau das sehen neutestamentliche Texte, wie Matthäus 25,35-40: Der Appell, sich um Notleidende zu kümmern, reagiert auf Nöte, die zum Alltag vieler im römischen Reich gehörten. Während sich der römische Schriftsteller Juvenal mit seinem berüchtigten Satz zu Brot und Spielen über den Hunger des römischen

Volks lustig machte, versuchten Texte wie Matthäus 25 Menschen dazu zu bewegen, sich in Notlagen gegenseitig zu unterstützen. Den Strukturen des Mangels werden Solidarität entgegengesetzt.

Die imperiumskritische Lektüre kann weiterhin zeigen, dass neutestamentliche Texte ganz unbeeindruckt vom imperialen Glanz Herrschaft als gewalttätige Unterdrückung wahrnehmen: „Ihr wisst, die als Herrscher gelten, halten ihre Völker nieder, und ihre Mächtigen tun ihnen Gewalt an" (Markus 10,42). Statt vor der Gewalt zu resignieren, wagen einzelne biblische Texte die Hoffnung zu formulieren, dass ein solche Herrschaft ein Ende haben wird. Maria, die Mutter Jesu, singt in Lukas 1,52 davon, dass Gott die Mächtigen von ihren Thronen stößt und Erniedrigte erhöht (Schottroff 1994, S. 279–285). Dieser und andere Texte der Bibel sprechen davon, dass eine andere Welt möglich ist. Sie können eine Ressource für das Nachdenken über die Welt und das menschliche Zusammenleben sein, aus der Perspektive marginalisierter Menschen. Vielleicht ist das einer der Gründe, warum für Bertolt Brecht die Bibel das Buch ist, das ihn am meisten beeindruckt hat.

Carsten Jochum-Bortfeld

Quellenverzeichnis

Carter, Warren (2007): Die Matthäus-Gemeinschaft. In: Horsley, Richard A.: Sozialgeschichte des Christentums Band 1: Die ersten Christen. Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus, S. 161–188 • Gabel, Helmut (2006): Inspiration. In: LthK Band 5. Freiburg i. Br.: Herder, Sp. 535–541 • Habermas, Jürgen (2001): Glauben und Wissen. Friedenspreis des Deutschen Buchhandels 2001. Frankfurt/Main: Suhrkamp Verlag • Kessler, Rainer (2017): Der Weg zum Leben. Ethik des Alten Testaments. Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus • Scheidel, Walter/Friesen, Steven J. (2009): The size of the economy and the distribution of income in the Roman Empire, JRS 99, S. 66–91 • Schottroff, Luise (1994): Lydias ungeduldige Schwestern. Feministische Sozialgeschichte des frühen Christentums. Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus.

Bibliothek, die [biblioˈteːk]

Bibliotheken, manchmal auch „Kathedralen des Wissens" genannt, bewahren (Welt-)Wissen. Erste Bibliotheken entstanden in Mesopotamien bereits vor mehr als 5000 Jahren (Kaufmann 2020). In ihrer langen Geschichte haben sich die Funktionen von Bibliotheken gewandelt. Anlässlich des 25-jährigen Jubiläums der Mailänder Stadtbibliothek hielt Umberto Eco 1981 einen noch heute lesenswerten Festvortrag und sagte: „Anfangs, in den Zeiten des Assurbanipal oder des Polykrates, war es wohl nur das einfache Unterbringen der Schriftrollen oder Bände, damit sie nicht in der Gegend herumlagen. Später, denke ich, kam dann

das Sammeln und Hüten hinzu, denn schließlich waren die Rollen teuer. Noch später, zu Zeiten der Benediktiner, war es auch das Kopieren […]. Zu manchen Zeiten, vielleicht schon zwischen Augustus und Konstantin, war die Aufgabe einer Bibliothek sicher auch das Bereitstellen ihrer Bücher zum Lesen. […] Später sind dann aber Bibliotheken entstanden, die eher den Zweck verfolgten, das Lesen *nicht* zu ermöglichen, die Bücher unter Verschluß zu halten, sie zu verbergen" (Eco 1987, S. 11 f.).

Nun ist der Festvortrag von Eco schon mehr als 40 Jahre alt und Bibliotheken haben sich genauso wie die Zeit verändert. Heute sollen Bibliotheken innovativ und zukunftsorientiert sein, eine nachhaltige Wirkung erzielen, digitale Möglichkeiten kreativ einsetzen, eine attraktive Serviceleistung bieten, medienwirksame Öffentlichkeitsarbeit betreiben, sich lokal, regional und international vernetzen sowie überregional engagieren. Entsprechen sie jenen Kriterien, bewerben sie sich beim Deutschen Bibliotheksverband e.V., der in Kooperation mit der Deutschen Telekom Stiftung den Preis der „Bibliothek des Jahres" verleiht, können sie eine mit 20.000 Euro dotierte Auszeichnung erhalten. 2023 hat – um nur eine gekürte Bibliothek zu nennen – z. B. die Zentralbibliothek der Stadtbücherei Düsseldorf den Preis gewonnen. Sie ist – so die Laudatio – eine zukunftsorientierte Bibliothek, die in „einem partizipativen Prozess […] entsprechend der unterschiedlichen Bedürfnisse verschiedener Nutzer*innengruppen die ‚ideale Bibliothek' mit hoher Aufenthaltsqualität entwickelt" hat (dbv 2023). Ihrer Selbstbeschreibung nach stellt sie „nicht mehr Bücher und Medien allein in den Mittelpunkt, sondern die Menschen." Sie ist „eine Plattform für alle Bürgerinnen und Bürger, sie ist Treffpunkt für Kommunikation, kulturelle und digitale → Bildung, Wissensaustausch und literarisches Zentrum" (Landeshauptstadt Düsseldorf Stadtbüchereien 2023). Auf zwei Etagen gibt es in der Bibliothek mehr als 300.000 gut sortierte Medien: Bücher, Zeitschriften, Zeitungen, E-Books, Noten, Brett- und Computerspiele, CDs und DVDs. Wenn man möchte, kann man an verschiedenen Veranstaltungen teilnehmen: etwas über kreatives Schreiben, der Virtual Reality oder den 3D-Druck lernen. Die intelligent gelöste Innenraumaufteilung innerhalb der Bibliothek ermöglicht Inseln der Bildung, des Austauschs, der Kommunikation und Inspiration. Auf der 1. Etage, dem sogenannten Herzen, gibt es eine Kinder- und eine Jugendbuchabteilung, ein Café, einen Tagungsraum und Veranstaltungssaal, eine Kommunikations- und eine Multifunktionsfläche; auf der 2. Ebene, dem Hirn, einen Dachgarten, ein Lesefenster mit Leserondell, eine Musikbibliothek, ein Lernlabor, Lernboxen und Lernstudios sowie einen juristischen Lesesaal. Die Bibliothek bietet insgesamt 600 Arbeitsplätze, 60 davon mit PC, freies WLAN, Sach- und Fachliteratur, Belletristik u. v. m. (KAP 2021). Es ist eine Bibliothek, die zu einem Ort *für* ihre Besucher:innen geworden ist und nicht mehr nur dem ins Regal gestellten → Buch huldigt. Die Bibliothek hat sich an die neue Zeit angepasst. Und das scheint nötig. Denn in Zeiten der Digitalisierung stehen Bibliotheken unter Druck. Seit 2010 ist die Anzahl der Bibliotheken

in Deutschland deutlich gesunken. Gab es 2010 noch 10.705 öffentliche und wissenschaftliche Bibliotheken, so waren es 2022 nur noch 8.862 (Statista 2024). Dabei sind Bibliotheken wichtige Orte der Bildung. In Bibliotheken kann man Stunden, Tage, gar Jahre verbringen. Man kann durch die Regale wandeln, Bücher o. a. greifen, darin blättern, lesen, sich im Lesesaal oder bequemen Sesseln in die Bücher vertiefen, sie, wenn sie gefallen, ausleihen u. a. m. Gut sortierte Bibliotheken laden zum Stöbern und Entdecken ein. Ggf. ist man nur wegen eines einzigen Buches gekommen und findet „neben dem Buch, dessentwegen man gekommen ist, ein anderes Buch […] das man gar nicht gesucht hatte, aber das sich als fundamental herausstellt" (Eco 1987, S. 24).

Für manche ist die Bibliothek ein so spannender Ort, dass sie sich dazu entschließen, Bibliothekar:in zu werden. Der bibliothekarische → Beruf ist heute ein vielfältiger. Er hat nicht mehr viel mit dem Kopien anfertigenden Mönch des Mittelalters oder der grauen Maus der 1950er Jahre zu tun, die inmitten von Bücherregalen sitzt, liest, Bücher und Zeitschriften katalogisiert, Bücher herausgibt und die Besucher:innen zur Ordnung ruft. Heute sind Bibliothekar:innen Berater:innen, Manager:innen, Archivar:innen, → Bild- und Medienagent:innen, Leseförderer, Vermittler:innen von Informations- und Medienkompetenzen und wissenschaftliche Mitarbeiter:innen in einem. Sie „beschaffen, erschließen, pflegen und vermitteln Medien aller Form, führen Recherchen und Schulungen durch, beraten […] und organisieren Veranstaltungen" (bib o. J.). Bibliothekar:innen können sich in verschiedenen Bereichen spezialisieren und in ganz unterschiedlichen Bibliotheken arbeiten: in Stadtbibliotheken, Staatsbibliotheken, Universitätsbibliotheken, Akademiebibliotheken, Zentral- und Landesbibliotheken, in Fachbibliotheken u. a. m. Sie können in privaten und öffentlichen, kleinen und großen, alten und neuen, schönen und hässlichen Bibliotheken arbeiten. Bibliotheken haben in all ihrer Unterschiedlichkeit viel zu bieten. Und Bibliotheken können Rekorde schlagen. Die größte Bibliothek der Welt befindet sich z. B. in London. Die British Library charakterisiert zwei Alleinstellungsmerkmale: einerseits beherbergt sie mehr als 170 Millionen (!) Bücher, andererseits ist sie das größte öffentliche Gebäude Großbritanniens (British Library 2023). Die vermutlich älteste, noch heute bestehende Bibliothek ist die Biblioteca Capitolare di Verona. Sie gibt es seit dem 3./4. Jahrhundert. In ihr sind mehr als 1.200 Manuskripte, z. T. einzigartige Werke ganz unterschiedlicher Disziplinen untergebracht, u. a. die vermutlich älteste, im frühen 5. Jahrhundert niedergeschriebene Kopie des von Augustinus verfassten Buches „De civitate Dei" (deutsch: „Vom Gottesstaat"). Immer wieder bietet die Bibliothek Führungen für Tourist:innen an, die sich in ihr auf die aufregende Reise durch die tausendjährige Geschichte der Bibliothek begeben können (Fondazione Biblioteca Capitolare di Verona 2023). Die schönsten Bibliotheken der Welt sollen die New York Public Library, die Biblioteca Joanina in der portugiesischen Universitätsstadt Coimbra und die Biblioteca Vasconcelos in Mexico City sein (Fritsch 2022). Sie alle bieten eine imposante

Architektur ganz unterschiedlicher Art. Setzen die einen eher auf große Lesesäle und barockes Interieur, sind die anderen futuristisch anmutende Prachtbauten. Sie alle erzählen, wie jedes in ihnen stehende Buch, ihre je eigenen Geschichten.

Und so hat wohl auch jede:r Bibliotheksnutzer:in seine_ihre je eigenen Geschichten zu erzählen, seien es die des ersten Besuchs, von Momenten des Vorlesens, der ersten Ausleihe, des in der Bibliothek Chillens, des Chattens, am Computer Zockens, Brettspiele Spielens, Hausaufgaben Machens, seien es Geschichten des unendlichen Suchens und nicht Findens der im Katalog recherchierten Medien, des Entdeckens, gemeinsamen Lernens, über den Büchern Einschlafens, Hausarbeiten oder Abschlussarbeiten Schreibens, des Mahngebühr Zahlens oder Geschichten des neue Bekanntschaften Schließens, Kaffee Trinkens und Knutschens. Bibliotheken sind wahre Tempel der Bildung, nicht nur, weil man in ihnen lesen und Bücher ausleihen kann, sondern weil sie Orte der Begegnung sein können, die prägende Erfahrungen ermöglichen.

Irene Leser

Quellenverzeichnis

bib. Berufsverband Information Bibliothek e.V.: Berufsbilder im Berufsfeld Bibliothek und Information. In: https://www.bib-info.de/ausbildung/berufsbilder [abgerufen: 21.11.2024] • British Library (2023): The British Library. For research, inspiration and enjoyment. In: https://www.bl.uk [abgerufen: 21.11.2024] • dbv (2023): Bibliothek des Jahres. In: https://www.bibliotheksverband.de/bibliothek-des-jahres [abgerufen: 21.11.2024] • Eco, Umberto (1987): Die Bibliothek. München/Wien: Hanser • Fondazione Biblioteca Capitolare di Verona (2023): Where knowledge meets emotions. In: bibliotecacapitolare.it/?lan=en [abgerufen: 21.11.2024] • Fritsch, Eva (2022): Die zehn schönsten Bibliotheken der Welt. In: https://www.sueddeutsche.de/kultur/tag-der-bibliotheken-die-zehn-schoensten-bibliotheken-der-welt-1.3208727 [abgerufen 21.11.2024] • KAP (2021): Die Zentralbibliothek Düsseldorf im KAP1. Menschen. Medien. Möglichkeiten. Düsseldorf: Landesbibliothek Düsseldorf Stadtbüchereien • Kaufmann, Sabine (2020): Bibliotheken. In: https://www.planet-wissen.de/gesellschaft/lernen/bibliotheken/index.html [abgerufen: 21.11.2024] • Landeshauptstadt Düsseldorf Stadtbüchereien (2023): Stadtbücherei Düsseldorf. Deine Zentralbibliothek im KAP1 am Hbf. In: https://www.duesseldorf.de/stadtbuechereien/bibliotheken/zentralbibliothek [abgerufen: 12.09.2023] • Statista (2024): Anzahl der Bibliotheken* in Deutschland von 2010 bis 2024. In: https://de.statista.com/statistik/daten/studie/248671/umfrage/anzahl-der-bibliotheken-in-deutschland/ [abgerufen: 21.11.2024].

Bigotterie, die [bigɔtəˈʁiː]

Wenn die fundamentalistische Christin sagt, dass Sex vor der Ehe schlecht ist, wenn sie herumgeht und es allen sagt, wenn alle sie für eine halten, die in den Dingen, die einen Unterschied machen (wie Keinen-Sex-Haben), aus Überzeugung konsequent ist, sie dann aber unverheiratet, wie sie ist, irgendwo hingeht und Sex hat, ist sie dann nicht auch irgendwie schlau? Während und weil sie bigott ist?

Bigott ist ein pejoratives Wort. Wer wäre schon gerne offen bigott? Bigott ist ein Schimpfwort. Das Wort trifft, wenn eine dem Anspruch Anderer genügen möchte und weiß, dass sie es nur dem Schein nach tut. Dieses Wissen, das zumeist mit Hilfe der bekannten Mechanismen (Rationalisierung, Sublimierung, Verdrängung, Aggression) zurück- und kleingehalten wird, manchmal aber aus der Höhle herauskriecht, eine zähe, schleimige Masse.

Wie schön es doch wäre, sich von den Ansprüchen und dem Schein ihrer Autorität gelöst zu haben. Nicht-bigott ist allein der bekennende Bigotte, *offen bigott, bei schönem Wetter, auf dem Land* → Babyboomer. Die Bigotte weiß, dass sie scheinheilig ist, weil sie sich niemals von den Ansprüchen gänzlich befreien kann, nicht einmal möchte. Es sind Ansprüche, die sie konstituieren und beständig am Leben halten. Nur der Tod ist die Befreiung aus der konstitutiven Scheinheiligkeit. Und wer möchte schon tot sein? Die Bigotte hat also Angst.

Bigott will niemand sein, weil Bigotterie gleichgesetzt wird mit Scheinheiligkeit, Scheinheiligkeit in die Nähe von Unehrlichkeit gerückt wird, Unehrlichkeit wiederum kaum vom Lügen zu unterscheiden ist. Die Bigotte will, dass man ihr glaubt.

Bigotterie hat einen Zweck, ist ein Mittel für diesen Zweck. Wenn Wahrhaftigkeit das Gegenteil von Bigotterie ist, was ist dann wahrhaftige Scheinheiligkeit? Ist Rupert Murdoch, Gründer der News Corporation und Executive Chairman der Fox Corporation, ein wahrhaftiger Scheinheiliger (ZDF 2023a)? Weil er weiß, dass sich Bigotterie sehr gut verkauft? So gut, dass am Ende ein Mann mit Büffelhörnern im Kapitol auf dem Stuhl von Mike Pence sitzt (Tagesschau 2021). Bigotterie spricht an, spricht etwas an, spricht Menschen an, Bigotterie lässt Menschen teilhaben an einer Zone der Unantastbarkeit. Eine muss nur daran glauben, dann verkauft sich Bigotterie gut.

Die diskursive Praxis sowie die Selbst- und Fremdbeschreibungsoption ‚scheinheilig' trat in besondere Erscheinung, als in der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft auch der Schein relevanter wurde, als wichtig wurde, dass ich, das Individuum, ein Produkt werde, das etwas verkauft, sei es die eigene Arbeitskraft, den eigenen Körper oder andere Produkte. Wenn die bürgerlich-kapitalistische Gesellschaft eine Übergangsgesellschaft ist, die sich weder von

religiösen Werthaltungen gänzlich gelöst hat noch das brutale Prinzip der Egozentrierung gänzlich realisiert hat, fördert sie dann Schein und Scheinheiligkeit in Maßlosigkeit? Der Schein setzt in (barer Münze) Wert, ermöglicht Ansehen und Selbstvertrauen.

Und die Bigotterie umgibt vor ihrem Fall große Schönheit. Das Schöne der Bigottere ist ihr Vermögen, anzusprechen und Unantastbarkeit zu repräsentieren.

Die Bigotten erkennen einander.

Die Bigotten wissen, was die anderen hören wollen.

Das Grundmotiv der Bigotterie ist die Angst (vor der Angst) und das Vergnügen an dem, was nicht nur verboten ist, sondern insgeheim genossen wird.

Das Bigotte steht immer auf wackligen Füßen. Die Bigotte hat immerzu Angst, Angst, entdeckt zu werden, Angst, sich selbst zu entdecken, aufzufliegen, sich zu verflüchtigen. Die Bigotterie kann deshalb nicht anders, als gnadenlos zu sein, Gnadenlosigkeit ist der Bigotterie inhärent (vgl. dazu Bronner 2014).

Der Bigotte ist zugleich anpassungsfähig und im Grunde, vielleicht einem Prinzip der kapitalistisch-bürgerlichen Gesellschaft entsprechend, ein Opportunist.

So hat auch jede eine eigene Beschreibung dessen, wer oder was denn nun bigott ist. Für den bigotten Tucker Carlson beispielsweise beim bigotten Sender Fox News (bevor Carlson jäh dem Sender entschwand, ZDF 2023b) ist es Lori Lightfoot, Bürgermeisterin von Chicago. Deren Einsatz für „equity is racism […]. Bigotry, in other words. Prejudice. Hatred. That's what equity is" (Carlson 2014).

Der Bigotte fürchtet, die Anderen könnten ihm zu nahe kommen. Und für die Bigotte gibt es immer das Andere, eine Andere. Um an den Schein zu glauben, benötigt der Bigotte das Unheilige und findet dieses in der Tradition, die seine Phantasie und seinen Affekt ermöglicht. Die Engländer, sagt Stuart Hall (1994, S. 93), sind nicht rassistisch, weil sie die Schwarzen hassen, sondern weil sie ohne die Schwarzen, also ohne das Phantasma, das im → Blick der nicht-schwarzen (und schwarzen) Körper an den schwarzen Körpern klebt, nicht wissen, wer sie sind. Die bürgerlich-kapitalistisch-rassistische Gesellschaft gebiert das Bigotte als alltägliche Lebensform.

Das Erfordernis, durch Selbstvergewisserung (und die Abwertung des Anderen) zu bestehen, ergibt sich aus dem strukturellen Wissen um die eigene Scheinheiligkeit. Und: Der Andere ist für die Bigotte immer auch eine diffuse Andere, ein nicht einzuordnender Anderer.

Die Unentscheidbarkeit der Uneinordnenbaren wird von auf Einwertigkeit sozialer Zugehörigkeit angewiesenen Ordnung hervorgebracht und von dieser Ordnung nicht anerkannt, weil er ihr Grundprinzip bedroht. Das Beängstigende an Uneinordnenbaren ist ihre promiske Grundstruktur. Sie geben sich mehrfach hin, stehen im Verdacht, sich nicht in der Weise zu beschränken und disziplinieren, wie es Einordnenbare tun. Sie beschädigen die Vorstellung, dass alle Disziplin, Affektkontrolle und Bescheidung auf das eine und in dem einen gut

und richtig sei. Und dies ist eine mehrfache und bekannte Einbildung: Den uneinordnenbaren Anderen wird eine Freiheit eingelesen (Freiheit des Geistes [das antisemitische Ressentiment], die Unbändigkeit des Leibes und der Affektivität [das koloniale Ressentiment]); sie symbolisieren den Überschwang, die Spontaneität, die Bedenkenlosigkeit, die wir uns versagen. Sie sind bigott, beliebig und gleichgültig in der Wahl ihrer Befriedigungsobjekte. Deshalb kann ihnen auch nicht ohne weiteres vertraut werden. Jederzeit sind sie in der Lage, das dünne Band der eingegangenen Verbindung zu zerreißen.

Das, was als Grundfigur des kolonialrassistischen Phantasmas bezeichnet werden kann, Eindeutigkeit, und das, was das antisemitische Ressentiment energetisiert, die Angst vor der Uneindeutigkeit des Anderen, sind idealtypische Momente, die in der bürgerlich-kapitalistisch-rassistisch-antisemitischen Gesellschaft vielfältige empirische Formen annehmen.

Bigotterie unterscheidet in einem schroffen und unerbittlichen Sinne. Bigotterie atmet Differenz. In der Bigotterie liegt etwas Gehässiges, die Notwendigkeit zur Differenz lässt sie gehässig sein. Die Gehässige muss spotten, denn sie muss etwas dafür tun, damit die anderen antastbarer sind als sie.

Zurück aufs Land: Das bigotte Leben auf dem Land ist nicht (unmittelbar) ein selbstgerechtes Leben. Die Bigotterie und die Selbstgerechtigkeit unterscheiden sich durch das Echte und den Schein. Die sexhabende Sexverbieterin ist bigott, sie lebt nicht nach ihren eigenen Maßstäben. Wäre sie selbstgerecht, würde sie es wenigstens versuchen, wäre besser, eifriger darin, nach ihren eigenen Maßstäben zu leben.

Die bürgerlich-kapitalistisch-rassistisch-antisemitische Gesellschaft gebiert und benötigt das Bigotte. Wir kommen, so scheint es, von ihr nicht einfach los. Und weil wir nicht von ihr loskommen und weil wir selber nicht bigott sein wollen (zumindest nicht offen), bezichtigen wir immer andere (Trump, „Europa“) der Bigotterie. *Wir hingegen entfliehen dem, was aus der Höhle kriecht, und reisen zurück aufs Land. Das Wetter ist schön, versteht sich.*

Paul Mecheril & Laura Meyer-Stolte

Quellenverzeichnis

Bonner, Stephen (2014): The bigot. Why prejudice persists. New Haven: Yale University Press • Carlson, Tucker (19.05.2021): Equity is racism, bigotry, prejudice, and hatred. https://www.foxnews.com/opinion/tucker-carlson-equity-is-racism-bigotry-prejudice-and-hatred [abgerufen: 27.03.2023] • Hall, Stuart (1994): Rassismus und kulturelle Identität. Ausgewählte Schriften 2. (Argument- Sonderband neue Folge AS 226). Hamburg: Argument • Tagesschau (2021): Gespaltene USA. Wie kam es zum Sturm aufs Kapitol? https://www.tagesschau.de/ausland/amerika/sturm-auf-kapitol-101.html [abgerufen: 27.03.2023] • ZDF (2023a): US-Wahl 2020: Murdoch gibt Falschaussagen bei Fox News zu. https://www.zdf.de/nachrichten/politik/usa-wahl-2020-murdoch-falschbehauptungen-fox-news-100.html [abgerufen: 27.03.2023] • ZDF (2023b): Tucker Carlson verlässt Fox News. https://www.tagesschau.de/ausland/amerika/foxnews-tucker-carlson-101.html [abgerufen: 06.06.2023].

Bild, die/das [bɪlt]

Gebe ich bei Google den → Begriff „Bild“ ein, werden binnen Millisekunden 1.540.000.000 Treffer erzielt. Der erste Eintrag ist bild.de: News, Sport, Schlagzeilen des Tages, Regionalnachrichten aus Frankfurt, Berlin, Hannover, Düsseldorf, Bremen und dem Saarland werden angezeigt. Ich bin verwundert, denn ich suche eigentlich nicht nach der BILD, sondern nach Bildern. Aber der Filter von Google führt mich zur Zeitung, die ich gewöhnlich nur auf dem Weg zur BVG oder beim schnellen Kauf von Süßem am Kiosk im Vorbeigehen registriere. Schlagzeilen der BILD, wie „Wir sind Papst“ (20. April 2005), „Die Flüchtlingskrise 2015. Das wächst uns über den Kopf“ (01. Juni 2016) oder „Grüne Jugend Seite an Seite mit Klima-Extremisten“ (12.01.2023) schreien einem tagtäglich entgegen. Die BILD, begründet am 24. Juni 1952, ist die auflagenstärkste Tageszeitung Deutschlands und das, obwohl sie nicht – wie andere Tageszeitungen – frei Haus geliefert wird. Tagtäglich werden noch immer über eine Million Exemplare des im Axel-Springer-Verlag erscheinenden Printmedium verkauft (Statista 2024). Jede:r kennt sie, viele lesen sie und jede:r hat eine Meinung zu ihr. Für die einen ist es ein Klatschmagazin, ein auf Sensation hin orientiertes konservatives bis rechtes Skandalblatt, für andere ist sie das erste Informationsblatt des Tages. Gerhard Schröder soll mal gesagt haben, dass er zum Regieren nur BILD, BamS und Glotze brauche. Andere Politiker:innen informieren sich vielseitiger, lesen vielleicht auch mal DIE ZEIT, die Frankfurter Rundschau oder die Süddeutsche Zeitung.

Der hauseigene Slogan erzählt selbst, wofür die BILD-Zeitung steht. Redakteure von BILD schreiben nach dem Motto: „Bild Dir Deine Meinung“. Der Stil ist meinungs-, nicht sach-orientiert und so kommt es doch immer wieder vor, dass die BILD mit Falschmeldungen, einseitiger Berichterstattung oder Hetzkampagnen gegen Einzelne für Furore sorgt, mitunter einigen Stars und Sternchen eine nicht unerhebliche Summe Schmerzensgeld zahlen musste und muss. Die BILD ist auf jeden Fall ein Medienorgan, an dem man, will man gesellschaftliches Denken verstehen, nicht vorbeikommt. Sie stellt aus, in Schlagzeilen, Fotos und kurz gehaltenen Texten und ist dem Bild daher nicht unähnlich.

Ein Bild, althochdeutsch *biladi*, ist ein Image, ein Beispiel, eine Form, ein Werk, getragen von einer Gestalt, es ist ein Bildnis oder Gleichnis. Bilder gibt es in der bildenden Kunst, in der Fotografie, in Zeitungen und Zeitschriften, beim Film, im Fernsehen und Theater. Wir sprechen in Bildern, tragen psychologisch gewendet, innere, visuelle, auditive, taktile, kinästhetische und häufig emotional aufgeladene Erinnerungs- oder Vorstellungsbilder von Welt, Natur und Menschen in uns. Bilder können vieles: sie können berühren, verstören, abstoßend wirken, Vorstellungen beeinflussen, kanalisieren. In erster Linie sind Bilder aber „(anschauliche, künstlerische) Darstellungen, Wiedergabe(n) von Dingen und Vorgängen der Wirklichkeit, der Phantasie“. Seit 1946 wurde das Wort „Bild“,

exemplarisch belegt an der Analyse deutschsprachiger Zeitungen, immer häufiger genutzt (dwds 2021). Als Bild benannt werden sicherlich nicht nur Gemälde, Zeichnungen oder Collagen, sondern v. a. Fotografien. Manch einer spricht im Zuge der verstärkten Erzeugung und Verbreitung von Fotografien mittlerweile von einer medialen „Bilderflut" (Bredekamp 2013, S. 13). In der Wissenschaft wurde nach der von Richard Rorty 1967 als „lingustic turn" beschriebenen Wende schon ab den 1990er Jahren der „pictorial turn" (Mitchell 1992) ausgerufen. Die Kanonisierung fotoanalytischer Verfahren beginnt hingegen erst um die 2020er Jahre (Przyborski/Wohlrab-Sahr 2021, S. 396).

Bilder, seien es nun gemalte, gezeichnete oder fotografierte vereint alle einen Sachverhalt: Es sind Gegenstände, die einen (auch indirekten) Rahmen füllen, d. h. einen deutlich abgrenzenden Rand haben (Oevermann 2014, S. 31). Sie können die Wirklichkeit abbilden, in der modernen Kunst aber auch ungegenständliche, in einen Rahmen gefasste Inhalte haben. Zu denken sei hierbei an Bilder von Gerhard Richter, John Olsen oder Frank Stella u. a. m. In der Regel verknüpfen wir mit dem Begriff des Bildes seit der Erfindung der Fotoapparate still gestellte Momentaufnahmen, die aus der Zeit gefallen sind. Roland Barthes zufolge sind Bilder der Tod (Barthes 1996, S. 19). Sie legen Zeugnis ab über eine hinter uns liegende Vergangenheit, sind nie Gegenwart, selbst nicht, wenn sie gerade erst mit dem Smartphone geschossen wurden und anderen gezeigt werden. Der aufgenommene Moment ist vorbei. Die Gegenwart ist eine andere.

Mich selbst ertappe ich immer wieder dabei, wie ich Fotografien in sentimentalen Stunden betrachte, darin mich, meinen Vater, meine Mutter, den Rest meiner Verwandtschaft, Freunde, Weggefährt:innen, Urlaube am Strand und in den Bergen wiederentdecke. Mal sind es Schnappschüsse, mal künstlerisch aufgeladene Abbilder einer gelebten Geschichte, einer → Biografie. In besinnlichen Momenten krame ich sie hervor, schaue sie an, rufe Erinnerungen wach. Manche Bilder betrachte ich in regelmäßigen Abständen. Sie sind aufgeladen, mit zahlreichen Emotionen, meist der Freude, des Abenteuers, des Beisammenseins, aber auch des Schmerzes der Abwesenheit und Vergänglichkeit mancher darauf Abgebildeter und vergangener Momente. Die Bilder sind für mich materialisierte Erinnerungen ans Gewordensein, an eine ohne Bilder wohlmöglich vergessene Zeit. Bewusste Erinnerungen habe ich nur an jüngere Abbildungen. Ich habe nicht miterlebt, wie meine Eltern erwachsen wurden, sich kennenlernten. Doch die Bilder, die ich von ihnen aus jener Zeit besitze, legen Zeugnis ab, von einer Zeit vor meiner Zeit, einer Zeit, ohne die ich nicht geworden wäre. Es sind Abbilder einer Geschichte, meiner Geschichte. Ich kann sie ähnlich eines Gemäldes studieren, mich vom Bildvordergrund in den Bildhintergrund arbeiten, die Inhalts- und Strukturprinzipien des Bildes lesen, Gesten, Mimik, Körperhaltungen analysieren, untersuchen, welches die sinntragenden und bedeutungsgenerierenden Zentren, die kompositorischen Hauptlinien sind, was die szenische Choreographie ausmacht, wie das Verhältnis von Schärfe und Unschärfe, der

Farbgebung und Körnigkeit sind. Ich kann sie mit anderen (Familien-)Bildern vergleichen: älteren, jüngeren, Bildern aus meist fröhlichen Stunden. Ich kann die Verweisstrukturen untersuchen, nach kunst- und kulturwissenschaftlichen Vorbildern suchen u. a. m. Im Studium der Bilder betreibe ich Biografiearbeit: beurteile, bewerte, ordne ein. Manche Bilder sprechen mich dabei besonders an. Es sind ausgewählte Bilder, „die stillen Jubel in mir auslösen" (Barthes 1996, S. 25), mich fesseln, Erinnerungen hervorrufen oder aufladen. Es sind ausgewählte Bilder der Familienbiografie, Bilder, die zu jedem Fest hervorgeholt, gezeigt und kommentiert werden.

Nur wenige Bilder haben solch eine Strahlkraft. Es sind ästhetisch arrangierte Fotografien mit Personen darauf, die für das eigene Leben wichtig waren und sind. Es sind Bilder, in denen der gezeigte Ausdruck genau der ist, der sich in meiner Erinnerung sedimentiert hat. Es sind Abbilder gelebter Authentizität.

Auch Fotografien weltpolitischer → Bedeutung, wie der Kniefall Willy Brandts vom 7. Dezember 1970, das vor dem Napalm-Angriff schreiend weglaufende nackte Mädchen im Kreis ihrer Brüder und Cousinen vom 8. Juni 1972 aus Vietnam oder die 1932 auf einem Wolkenkratzer in New York mittagessenden Bauarbeiter weit über den Dächern der Stadt, bewegen mich. Es sind nicht nur schöne Bilder. Es sind berührende Bilder, wahrhafte Ikonen, die manchmal sogar vor dem inneren Auge aufblitzen, ohne sie in der Hand halten zu müssen. Sie erscheinen wie aus dem Nichts, als Gedankenfetzen, Meilensteine einer Weltgeschichte. Den Fotograf:innen sei Dank.

Irene Leser

Quellenverzeichnis

Barthes, Roland (1996): Die helle Kammer. Bemerkungen zur Photographie, übersetzt von Dietrich Leube. Frankfurt/Main: Suhrkamp • Bredekamp, Horst (2013): Theorie des Bildaktes. Frankfurter Adorno-Vorlesung 2007. Frankfurt/Main: Suhrkamp • Mitchell, William J. Thomas (1992): The pictorial turn. In: Artforum. Rowohlt, März 1992 • Oevermann, Ulrich (2014): Ein Pressefoto als Ausdrucksgestalt der archaischen Rachelogik eines Hegemons. Bildanalyse mit den Verfahren der objektiven Hermeneutik. In: Kauppert, Michael/Leser, Irene (Hrsg.): Hillarys Hand. Zur politischen Ikonographie der Gegenwart. Bielefeld: transcript, S. 31–57 • Przyborski, Aglaja/Wohlrab-Sahr, Monika (2021): Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch. München: Oldenbourg Verlag • Rorty, Richard M. (Hrsg.) (1992): The linguistic turn. Essays in philosophical method, Chicago/London: The University of Chicago Press • Statista (2024): Druckauflage und verkaufte Auflage der BILD/B.Z. Deutschland vom 3. Quartal 2016 bis zum 3. Quartal 2024. In: https://de.statista.com/statistik/daten/studie/221651/umfrage/entwicklung-der-auflage-der-bild-zeitung/ [abgerufen: 21.11.2024].

Bildung, die [ˈbɪldʊŋ]

Alle wissen, was Bildung ist. *Kein* Kriterium für sie ist zum Beispiel die Fähigkeit des fehlerfreien Lesens. Denn: „Er las immer Agamemnon statt ‚angenommen', so sehr hatte er den Homer gelesen" … dies ein bekannter Aphorismus von Lichtenberg (1980, S. 187).

Manche denken, „the German *Bildung*" sei ein schlicht unübersetzbares Wort bzw. ein → Begriff, der außerhalb des deutschsprachigen Kulturraumes gar nicht richtig verstanden werden könne. Diese Meinung könnte ein Kriterium für mangelnde Bildung sein. Vielleicht wäre es reizvoll, dass es Phänomene oder Ideen gibt, die nur in einer Sprache oder Sprachgruppe verstanden werden könnten (und in allen anderen nicht). Doch wäre es nicht höchst eigenartig, wenn nur die Deutschen über Bildung ernsthaft Bescheid wüssten? Ein sich überaus weltbekannt und höchstbegabt wähnender Hirnforscher aus der Gegend um Ulm meinte in einem Vortrag vor Jahren, das Gehirn würde nicht zwischen Erziehung und Bildung unterscheiden, genauso wie die Engländer. Es ist interessant, dass Gehirne wie Engländer:innen sind. Der nicht namentlich genannte Hirnforscher besitzt höchstwahrscheinlich ein deutsches Gehirn, d. h. auch deutschen Gehirnen ist es im Prinzip möglich, die Unterscheidung von Bildung und Erziehung in Frage zu stellen. Doch warum sollte eine begriffliche Unterscheidung aufgegeben werden, die das Unterschiedene zu schärfen vermag?

„Erziehung", „education", ist ein Hinausführen oder -ziehen, von lateinisch „ex" (hinaus, hinweg) und „ducare" (führen), wie auch im althochdeutschen „irziohan" (hinausziehen) anklingt. Dieses Ziehen, die Zucht hat pädagogisch einen angeschlagenen Ruf, außer natürlich es handelt sich um „gute" Erziehung, die ja ganz sicher keine Zucht darstellt. Während hinsichtlich der Erziehung gerne zwischen „guten" und „schlechten" Formen unterschieden wird, entzieht sich die Bildung dieser expliziten Moralisierung, nicht aber der (impliziten) → Bewertung: Hier wird lieber zwischen der „wahren" Bildung und der Bildung als „Ware" unterschieden, wobei die erstere die gute und die letztere die schlechte darstellt.

Manichäische Dichotomisierungen sind typisch für den Bildungsdiskurs, der sich von kitschigen Deutungen kaum befreien kann. Aus ästhetischer Perspektive können die Kitschformen Schmalz und Schwulst unterschieden werden (Gelfert 2000): Wird über Erziehung gesprochen, wird gerne *geschmalzt*, weniger *geschwulstet*, die Rede über Bildung überschreitet hingegen rasch die Grenze zum Schwulst. Schmalziger Kitsch ist für die formal weniger Gebildeten (Stichwort Musikantenstadl), Schwulst hingegen für die Bildungsschicht (Reichenbach 2003). Bildung ist von Dominanz- und Unterwerfungsgelüsten geprägt: Niemand unterwirft sich ernsthaft Hansi Hinterseer, nicht wenige aber Theodor Adorno. Der normale Mensch ist bei der Lektüre großer Denker:innen eingeschüchtert. Einschüchterungskitsch und Bildung bilden ein Zwillingspaar.

Allerdings ist das Bildungsbürgertum eine aussterbende Gattung und akademische Diplome sind als Kriterium für Bildung wenig überzeugend geworden, so massenhaft werden sie mittlerweile ausgestellt. Wohl hätte Sokrates am zweideutigen Begriff des „Bildungsscheins" seine Freude gehabt. Hörte man früher, Herr X sei Arzt oder Frau Y Ärztin, so „wusste" man auch, dass X oder Y zu Hause wohl über eine gewisse → Bibliothek verfügt, Regale voller Klassiker, fast sicher ein Piano, vielleicht sogar ein Flügel, und dass X und Y in ihrer spärlichen Freizeit auch Bildungsreisen unternehmen. Heute weiß man nichts mehr über solche Korrelate, vielleicht vermutet man, X sei Morphinist, oder weiß, dass Y mitten in der Nacht ganze Marathonstrecken läuft. Nichts Normales jedenfalls, und es fehlen die → Bücher und Musikinstrumente.

Wer so über Bildung redet, geht implizit von einem *materialen* Bildungsdenken aus, d. h. glaubt, dass in unterschiedlichen Bildungs*inhalten* ein unterschiedlicher Bildungs*gehalt* steckt, sodass es also auf die Inhalte der Bildung ankommt. Der humanistische Bildungskanon ist oder schien daher „gehaltvoller" als das zufällig in unterschiedlichen Lebensbereichen Gelernte und Übernommene, und Mozart ist gehalt- und wertvoller als Lady Gaga so wie die Illias dem durchschnittlichen Schundroman vorzuziehen sei. Doch wie so oft ist das vielleicht scheinbar weniger Gehaltvolle nur der Beginn der Beschäftigung mit gehaltvolleren Gegenständen; so kann Kitsch ein Tor zur Kunst sein und Karl May zu Karl Marx führen (auch der umgekehrte Weg wird von manchen gewählt, scheint es).

Materiale Bildungsideen bzw. -theorien sind heute jedoch weniger attraktiv, und man behauptet nun, es komme nicht auf die Inhalte, das konkrete Wissen, sondern auf den Erwerb von Kompetenzen an. *Formale* Bildungstheorien passen besser in die sich demokratisch dünkende Zeit. Egal womit du dich beschäftigst, Hauptsache ist, was „hinten rauskommt", heißt es. Feiner ausgedrückt: Outputdenken bzw. -steuerung ist das, was heute interessiert, nicht „träges" Wissen, nicht die Namen der Hauptstädte, der Flüsse oder Berge, nicht Kenntnisse über die Hauptwerke Molières oder über den Streit um Jagdrechte im Südbadischen im ausgehenden Spätmittelalter.

Die Input- und Output-Metaphorik im Bildungsdiskurs erinnert aus hobbypsychoanalytischer Sicht an die orale bzw. anale Entwicklungsphase des Menschen und die damit verbundenen Fixierungen. Output ist anal, so viel ist klar. Gesellschaftlich interessieren ja vor allem Produktion, Zeit und Besitz … als ob die Gesellschaft nicht über diese drei Kriterien hinauskommen – hinaus-geführt (ex-ducare) werden – könnte, die Freud für die Reinlichkeitserziehung des Kindes vorgesehen hatte.

Natürlich ist leicht einzusehen, dass insbesondere Bildungspolitik und Bildungsadministration im Grunde kaum anders können, als Bildung – im Rahmen des institutionalisierten Bildungssystems – als etwas zu betrachten, das innerhalb nützlicher oder eben der erforderten Zeit *herstellbar* sein müsse, als etwas, das die Menschen dann auch tatsächlich erwerben und worüber sie als

höchstpersönlichen Besitz verfügen. Zu Recht ist diese (Verwertungs-)Sicht bedeutsam, und verständlicherweise wird sie kritisiert. Denn die „wahre" Bildung sei eben gerade keine bloße „Ware", heißt es dann pseudo-humboldtianisch, sie sei kein Mittel zum Zweck, sondern Selbstzweck. So kommen instrumentelle und funktionalistische Sichtweisen in der romantisch inspirierten Kritik regelmäßig schlecht weg. Doch die Dichotomie von Selbstzweck und Zweckrationalität ist problematisch, wenn vielleicht auch liebenswürdig. Die anti-instrumentelle und anti-funktionalistische Bildungskritik scheint nicht zu verstehen, dass *für andere* und *für anderes* Instrument zu sein und Funktionen zu haben, für den Menschen wichtig sind. Vielleicht versteht dies erst, wer für andere und anderes als Instrument nicht mehr nachgefragt wird und auch keine weiteren sozialen Funktionen mehr hat. Zur Bildung gehört also auch, Instrument sein zu können und funktionieren zu können, sie kann gar nicht reiner Selbstzweck sein und nie ist sie reine Privatsache. „Bildung ist kein Arsenal, sondern ein Horizont", meinte Blumenberg (1998, S. 24). Das faszinierende an der Metapher des Horizontes ist u. a., dass ein Horizont einem nicht verfügbar ist, man/frau mit ihm sozusagen nichts „anfangen" kann. Dennoch setzen wir uns lieber mit Menschen zusammen, die über einen „breiten" Horizont verfügen, nicht nur wenn wir uns beraten lassen wollen bzw. in schwierigen Erwägungs- und Entscheidungsprozessen stecken. Hierin hat die Selbstzweck-Perspektive der Bildung ihre Berechtigung. Der pragmatischen Bildungsphilosophie ist allerdings die Sichtweise zu verdanken, dass aus Mitteln Zwecke (Ziele) und Zwecke wiederum zu Mittel werden können, d. h. dass es menschlichen Tätigkeiten häufig gar nicht anzusehen ist, ob sie Selbstzweck oder Mittel zum Zweck darstellen. Ein Kind mag Ameisen studieren und lernt dabei beobachten. Es studiert die Ameisen nicht, weil es beobachten lernen will, sondern weil es an Ameisen interessiert ist. Aber sein Interesse, seine selbstzweckhafte „Liebe für Welt" (Arendt 1994) mag zur Entwicklung von durchaus bedeutsamen Fähigkeiten führen, die es später als Mittel einsetzen und für anderes und andere nützlich machen wird.

Flötenspielen, um ein Beispiel von Aristoteles zu nehmen (und umzudeuten), kann *sowohl* Praxis (d. h. Selbstzweck) *als auch* Poiesis (Mittel zum Zweck) sein. Die Flötenspielerin mag ihre Tätigkeit lieben, d. h. als Selbstzweck ausüben, und gleichzeitig damit ihren Lebensunterhalt verdienen. Der Flötenhersteller scheint Flöten allein deshalb herzustellen, damit er sie verkaufen kann, doch auch er kann die Tätigkeit der Flötenproduktion so schätzen, als ob sie reiner Selbstzweck wäre. Bildung kann und muss also sowohl als Selbstzweck als auch als Mittel zum Zweck gedeutet werden. Glücklich kann sich wähnen, wer sich einer Tätigkeit widmen kann, die er oder sie liebt und die gleichzeitig für andere und anderes von → Bedeutung ist.

Bildung ist für Individuen, was Kultur für die Gesellschaft ist; Bildung ist subjektive Aneignung objektivierter oder intersubjektiv geteilter Kultur. Keine Kultur ohne Bildung, keine Bildung ohne Kultur. Bildung ist Ausdruck von Erfahrung

und Arbeit am Ausdruck menschlicher Erfahrung (Gauchet 1985). Bildung und Erfahrung stehen in einem zirkulären, aber nicht tautologischen Verhältnis: Erfahrung ermöglicht Bildungsprozesse, Bildung ermöglicht neue Erfahrungen. Wer mehr und anderes weiß, sieht auch mehr und anderes; wer mehr sieht, weiß dann wiederum mehr. Wer Baumarten und Architekturstile kennt, sieht und erfährt mehr, wenn er in der Stadt einen Spaziergang macht, als wer sich weder für Bäume noch Architektur interessiert. Bildungsprozesse zielen – scheinbar absichtslos – darauf ab, mehr, anders, differenzierter und neu wahrzunehmen. Als welt- und selbstdeutendes Wesen (Taylor 1985) hängt der Mensch von seiner Bildsamkeit ab, d. h. zunächst von der Fähigkeit, sich *beeindrucken* zu lassen. Was beeindruckt, will ausgedrückt werden; Bildung darf daher auch als Arbeit am treffenden Ausdruck betrachtet werden (Park 2022).

Roland Reichenbach

Quellenverzeichnis

Arendt, Hannah (1994): Die Krise in der Erziehung. In: Arendt, Hannah: Zwischen Vergangenheit und Zukunft. München: Piper, S. 255–276 • Blumenberg, Hans (1998): Begriffe in Geschichten. Frankfurt/Main: Suhrkamp • Gauchet, Marcel (1985): La démocratie contre elle-même. Paris: Gallimard • Gelfert, Hans-Dieter (2000): Was ist Kitsch? Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht • Lichtenberg, Georg Christoph (1980): Schriften und Briefe. Sudelbuch G, 1779–1788. München: Hanser • Park, Anna (2022): Die Arbeit am Ausdruck. Zur ästhetischen Dimension von Bildung. Eine artikulationstheoretische Annäherung. Bielefeld: transcript • Reichenbach, Roland (2003): Pädagogischer Kitsch. Zeitschrift für Pädagogik, 49(6), S. 775–789 • Taylor, Charles (1985): Self-interpreting animals. In: Taylor, Charles: Philosophical Papers, Band I., S. 45–76.

Bildungskredit, der [bɪldʊŋskʁeˈdiːt]

„Ich möchte das Studium schon fertigmachen. […] Ich glaube schon. Der dringliche Gedanke ist irgendwie: Für Studienabbruch sind die Schulden zu groß. Ich habe diesen Bildungskredit und da kriegt man so einen Schuldenstand mitgeteilt und das sind jetzt 7.200 Euro und da habe ich gedacht: Du musst das Studium schon fertigmachen, sonst hast du die Schulden" erzählt mir Frau Bergmann aus Bitterfeld als ich sie für ein Forschungsprojekt zu Ihrer Studienentscheidung befrage. Frau Bergmann, Erzieherin, hat einen Bildungskredit aufgenommen, um ein Hochschulstudium (Lehramt an Berufsschulen) zu absolvieren.

Ein Bildungskredit ist ein zweckgebundenes Darlehen zur Finanzierung eines individuellen Bildungsprojekts. Er ist ein bildungspolitisches Instrument, das (jungen) Erwachsenen erlaubt, unabhängig vom eigenen und vom Einkommen der Eltern, ein Bildungsangebot wahrzunehmen. Das Darlehen wird als

einmalige, zinsgünstige Finanzierung gewährt und zu einem festen Zinssatz und einer Laufzeit von bis zu zehn Jahren vergeben. Es können aber nur Ausbildungen gefördert werden, die auch im Rahmen des BAföG anerkannt sind. Ein → Blick in den dazugehörigen Gesetzestext (§ 2, Abs. 1 BAFÖG) verrät, gefördert wird → Bildung, die in weiterführenden allgemeinbildenden Schulen und Berufsfachschulen, Abendhauptschulen, Berufsaufbauschulen, Abendrealschulen, Abendgymnasien und Kollegs, Höheren Fachschulen oder an Hochschulen stattfindet. Das entscheidende Kriterium dafür, ob ein Studienkredit bewilligt wird oder nicht, ist also der Ort, an dem Bildung stattfindet. Koch- oder Häkelkurse sind genauso wenig kreditwürdig wie das Lernen außerhalb von formalen Institutionen.

Das Bildungsverständnis von Bildungskrediten ist folglich eng. Das Angebot beschränkt sich auf jene Bildung, die in den formalen Institutionen des Bildungssystems stattfindet. Die wechselseitige Durchdringung von formaler, nonformaler und informeller Bildung wird in diesem Diskurs weder mitgedacht noch wertgeschätzt. Kreditfähige Bildung darf weder unnütz noch zweckfrei sein oder gar der Arbeitsvermeidung dienen. Fokussiert wird also ausschließlich der Erwerb von (beruflichen) Kompetenzen und Qualifikationen und – noch viel wichtiger – der Erwerb von Bildungstiteln, wenn mittels Bildungskredit in Bildung investiert wird und dadurch eine Hypothek aufgenommen wird.

Was hat Frau Bergmann angetrieben, einen Bildungskredit für ein Studium aufzunehmen? Sie sei in einer typischen Arbeiterfamilie aufgewachsen, erzählt sie mir. Die Mutter kommt als Hundefrisörin abends erschöpft von der Arbeit und kümmerte sich wenig: kein Vorlesen, keine Unterstützung bei den Hausaufgaben, kein Sport, natürlich auch kein Museum. Im Alter von 15 Jahren zieht sie von zu Hause aus. Seither verschlechtern sich ihre schulischen Leistungen. Nach dem MSA findet sie sich in einer Erzieherinnenausbildung wieder, ohne rechte Vorstellungen von dem → Beruf zu haben. Aber sie beißt sich durch und kann sich schließlich gut mit dem Beruf identifizieren. Sie ist letztlich als Erzieherin in einer Grundschule angestellt und kommt dort auch regelmäßig mit Grund- und Sonderpädagog:innen in professionellen Kontakt. Und schon sehr bald reift die Einsicht, dass diese beachtlich mehr Einkommen erzielen als eine Erzieherin wie sie: „Also, wenn man so mitkriegt, wie die Lehrer leben, dann wird man ein bisschen neidisch als Erzieher, ja. Ich hab festgestellt, dass ich eigentlich, zwar nicht ganz, aber eine ähnliche Arbeit dort leiste und viel geringer bezahlt werde. Also ich als Erzieherin bin ganz weit unten. Die Klassenlehrerin und die Sonderschulpädagogin bekommen viel mehr als ich. Die eine verdient das Doppelte, die andere das Dreifache und ich hab immer so innerlich gedacht, sogar der Hausmeister kriegt mehr als ich. Und dann hab ich gedacht, nee, ich muss das für mich und mein Leben tun. Also ich mach es nicht nur wegen des Geldes, aber schon auch deswegen, sag ich mal."

Die Aufnahme des Bildungskredits und die damit verbundene Entscheidung für ein Studium – sie will nun selbst Lehrerin werden – sind bei Frau Bergmann auf eine radikale Weise ökonomisch orientiert. Sie tut es in der Überzeugung, den avisierten Abschluss in ökonomisches Kapital zu konvertieren. Die individuelle Qualifikation, die durch formalisierte und verrechtlichte Bildungsabschlüsse und -titel sichtbar gemacht wird, bezeichnet Pierre Bourdieu (1983) als institutionalisiertes kulturelles Kapital. Bildungstitel verleihen ihren Inhaber:innen soziale Anerkennung und Wertschätzung. Sie markieren symbolische Statusgefälle im sozialen Raum. Der Soziologe und Hochschulforscher Reinhard Kreckel (1992) beschreibt Zeugnisse als symbolische Währungseinheiten, die Vorgriffsrechte auf exklusive berufliche Beschäftigungsfelder und Segmente legitimieren. Kaum einer kann sich heute noch der binären Codierung zwischen Akademiker:in und Nicht-Akademiker:in entziehen. Der Philosoph Julian Nida-Rümelin (2014) etikettiert diesen Trend mit dem → Begriff Akademisierungswahn. Es sei falsch jungen Erwachsenen zu suggerieren, dass sie auf ihrem Bildungsweg gescheitert sind, wenn sie kein Studium aufgenommen haben. Dies zeugt von mangelndem Respekt gegenüber der beruflichen Bildung. Und doch scheint das Verständnis von Bildung im öffentlichen Diskurs v. a. höhere Bildung zu sein. So lese ich in leuchtenden → Buchstaben auf einer kleinen Werbetafel in der U-Bahn den Slogan „Mit Bildung zum Erfolg". Ein privater Bildungsanbieter, der sich selber als „Deutschlands größte Fernschule" etikettiert, macht hier für sich Reklame. Das Portrait eines faden Mittdreißigers mit Photoshop-gefilterter Haut, akkuratem Fassonschnitt, Dreitagebart, Latte-Macchiato-Wohligkeit, kariertem Hemd, blickt selbstzufrieden in die Kamera. Ich frage mich, ob er sich noch bildet oder ob er schon Erfolg hat. Die Werbetafel verspricht: Bachelor und Master in vier statt elf Semestern. Auf der Homepage des Bildungsanbieters lese ich, dass man hier besonders flexibel und zeitsparend lernen könne. Das Lernmaterial sei leicht verständlich und an den „Anforderungen erwachsener Lerner ausgerichtet". Außerdem käme man hier „mit umfassender → Betreuung sicher zum Abschluss". Die Abschlüsse, die erworben werden können, nennen sich Bachelor Professional und Master Professional. Wer hier mit guter Absicht als professionalisierter und dienstleistungsorientierter Bildungsvermarkter akademische Abschlüsse für die berufliche (Weiter-)Bildung sprachlich imitiert, leistet seiner Zunft einen Bärendienst, weil er damit berufliche (Fortbildungs-)Abschlüsse (wie Meister, Techniker, aber auch Mechatroniker oder Erzieher) diskreditiert, obwohl wir die vor dem Hintergrund des Fachkräftemangels doch so dringend benötigen. Bis 2030 werden in Deutschland nach einer Analyse der Bertelsmann-Stiftung (Bock-Famulla et al. 2022) z. B. mehr als 230.000 Erzieher:innen fehlen. Einige davon werden, wie Frau Bergmann Lehrer:innen geworden sein. Man verdient hier einfach mehr.

Die Bildungsexpansion der 1960er Jahre hat – und das trifft z. T. auch auf Frau Bergmann zu – die charismatische Aura von höherer Bildung entmystifiziert. Die wachsende Zahl von Abiturient:innen und Studienanfänger:innen illustriert diesen Trend ebenso wie der Anteil sogenannter Firstgen-Studierenden an deutschen Hochschulen. Gemeint sind diejenigen, die als erste in ihrer Familie eine akademische Bildungslaufbahn einschlagen. Trotz zahlreicher Belege über den Zusammenhang von sozialer Herkunft und Bildungserwerb gelingt einer nicht geringen Zahl von Menschen der Bildungsaufstieg. In der jüngeren Vergangenheit entstanden im deutschsprachigen Raum u. a. drei Arbeiten, die sich mit den ermöglichenden Aspekten von Bildungsaufstiegen auseinandersetzen. Ingrid Miethe et al. (2015) nehmen die Rolle von politischen Gelegenheitsstrukturen und Opportunitätsfenstern auf der Makroebene in den Blick. Antonia Kupfer (2015) unterstreicht auf der Mikroebene bildungsförderliche Effekte einer Bewusstwerdung der eigenen (sozialen) Position sowie der Reflexion gesellschaftlicher Hierarchien. Thomas Spiegler (2015) konstruiert den Bildungsaufstieg anhand der Dimensionen Können (Leistungen und Fähigkeiten), Wollen (Motivation) und Dürfen (Herkunftsfamilie, Schulsystem). Die Frage des Bildungsaufstiegs ist aber immer auch eine ökonomische. Kann und will ich mir das eigentlich finanziell leisten? Boudon (1974) hat darauf verwiesen, dass die → Bedeutung von Bildungskosten nicht für alle die gleichen sind. Ebenso hat er gezeigt, dass Personen unterer sozialer Schichten den Ertrag von Bildung eher unterschätzen. Eine Strategie für den Abbau von Zugangsbarrieren ist die Vergabe von Bildungskrediten. Die individuelle Verschuldung ist dabei die notwendige Bedingung und Risiko des Spiels, wie am Beispiel von Frau Bergmann deutlich wird.

Als ich Frau Bergmann fünf Jahre nach unserem ersten für ein letztes Interview wiedertreffe, ist sie bereits im Lehramtsreferendariat, in derselben Stadt, in der sie auch studiert hat. Alles habe sich so entwickelt, wie sie es sich gewünscht hat. Sie sei gut und erfolgreich durchs Studium gekommen und das Unterrichten bereite ihr Freude und Erfüllung. Außerdem habe sie eine Partnerin gefunden, die sie demnächst heiraten und mit der sie eine Familie gründen wolle. „Aber jetzt muss ich Geld verdienen. Jetzt muss ich erstmal Geld verdienen!" Sie wirkt auf mich glücklich und erleichtert und auch ein bisschen stolz auf sich. Nach Bitterfeld wird sie nicht mehr zurückgehen.

Alexander Otto

Quellenverzeichnis

Bock-Famulla, Kathrin/Girndt, Antje/Vetter, Tim/Kriechel, Ben (2022): Fachkräfte-Radar für KiTa und Grundschule 2022. Gütersloh: Bertelsmann Stiftung • Boudon, Raymond (1974): Education, opportunity, and social inequality. Changing prospects in Western society. New York: Wiley • Bourdieu, Pierre (1983): Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: Kreckel, Reinhard (Hrsg.): ‚Soziale Ungleichheiten'. Soziale Welt, Sonderband 2. Göttingen: Schwartz, S. 183–198

• Kreckel, Reinhard (1992): Politische Soziologie der sozialen Ungleichheit. Frankfurt/Main: Campus • Kupfer, Antonia (2015): Educational upward mobility. Practices of social changes. Basingstoke: Palgrave Macmillan • Miethe, Ingrid/Soremski, Regina/Suderland, Maja/Dierckx, Heike/Kleber, Birthe (2015): Bildungsaufstieg in drei Generationen. Zum Zusammenhang von Herkunftsmilieu und Gesellschaftssystem im Ost-West-Vergleich. Opladen/Berlin/Toronto: Barbara Budrich • Nida-Rümelin, Julian (2014): Der Akademisierungswahn: Zur Krise beruflicher und akademischer Bildung. Hamburg: Edition Körber • Spiegler, Thomas (2015): Erfolgreiche Bildungsaufstiege: Ressourcen und Bedingungen. Weinheim/Basel: Beltz Juventa.

Biografie, die [biogʁaˈfiː]

Das Wort stand über einer Abteilung im Buchladen meiner Eltern: BIOGRAPHIEN, mit „ph“ geschrieben. Und auch bei uns zuhause gab es ein Regal, wo Biografien standen – das wusste ich, auch ohne dass ein Schild aufgeklebt war. Dort standen Bücher meiner Mutter, die ein Faible für die Leben „großer Männer“ hatte, unter anderem ein reich illustriertes → Buch, in dem es um das Leben Napoleons ging. Biografien, das hatte ich früh gelernt, sind Bücher.

Wenn ich allein oder mit meinem Bruder in unserem Wohnzimmer auf dem Telefunken-Kofferplattenspieler Märchen oder Musik hörte, saß ich oft auf dem Boden und sah mir Bücher aus dem elterlichen Regal an: den Brockhaus mit seinen farbigen Bildtafeln, das „Große Gesundheitsbuch“ mit den erstaunlichsten Abbildungen, die mich mit einer Mischung von Neugier und Ekel anzogen, oder großformatige Bildbände über die Pharaonen, Neuguinea und die Osterinseln. Auch das Buch über Napoleon gehörte zu meinen Lektüren. Im Kopf ist mir besonders ein → Bild geblieben, das Napoleon kurz vor seinem Tod in der Verbannung auf St. Helena zeigt, in einem Lehnstuhl sitzend, gezeichnet von seiner Krankheit, der „Wassersucht“. Ohne damals viel vom Sinn der Worte zu verstehen und noch weniger von den historischen Zusammenhängen, beeindruckte mich das Schicksal des Mannes: das Leben von einem, der aus kleinen Verhältnissen gekommen war und Kaiser wurde, der sich selbst die Kaiserkrone aufgesetzt und Europa erobert hatte und am Ende doch besiegt wurde, arm, krank und einsam auf einer abgelegenen Insel gestorben ist. Ein solches Leben passte in meine Märchenwelt, die von Königen, Feen und Schurken bevölkert war, in der es hoch her ging im Kampf zwischen Gut und Böse. Da gab es arme Müllersburschen (so gut wie nie Müllerstöchter, wie ich später begriff), die nach vielen Abenteuern König wurden und fortan in Glück und Reichtum lebten, gelegentlich aber auch tief stürzten und dorthin zurückkehrten, wo sie hergekommen waren, oder – wie der Held meiner Mutter – elend sterben mussten.

Gelesen habe ich die Napoleon-Biografie nie. Und als sie mir kürzlich wieder einfiel, konnte ich sie im Nachlass meiner Mutter nicht mehr finden. Gleiches gilt, trotz der Recherchemöglichkeiten im Internet, für das Bild vom siechen

Napoleon. Hat es überhaupt existiert? Habe ich es mir aus den Erzählungen meiner Mutter, den Bildern im Buch und den Märchen im Kopf bloß zusammengereimt? Meine Kindheitserinnerung könnte als Beleg einer Sozialisation gelesen werden, in der Bücher eine wichtige Rolle spielen: Einerseits tragen sie in Form von Märchen oder historischen Biografien zur frühen Einübung in die narrative Kultur bei, andererseits öffnen sie mit Bildern Fenster in ferne und fremde Welten, wecken Neugier und legen Grundsteine für die Ausbildung von Interessen. Auch wenn es kurzschlüssig wäre, aus der kleinen Szene eine bildungsbürgerliche Kindheit zu diagnostizieren, so liefert sie doch zweifellos Hinweise auf frühe Bildungserfahrungen.

Stellen wir uns vor, die Autorin würde von einer Soziologin interviewt, die sich für solche Erinnerungen interessiert. Entlang des Themas „Buch" ließen sich mühelos weitere Geschichten hervorlocken, und dabei kämen womöglich auch Hinweise auf frühe Begegnungen mit biografischem Erzählen zum Vorschein, die jene Soziologin in ihrer Analyse als biografische Vorerfahrungen und/oder als retrospektive Selbstdeutung der Erzählerin herausarbeiten und auf deren späteren Lebensweg als Biografieforscherin beziehen könnte. Und schon hat sich mit diesem Gedankenexperiment der Zusammenhang zwischen Biografie und → Bildung verdoppelt: Erzählte Lebensgeschichten sind Anstoß und Medium für Bildungsprozesse; letztere werden ihrerseits durch biografisches Erzählen für wissenschaftliche Analysen zugänglich.

Aber kehren wir noch einmal zurück zur Erinnerung an die kindliche Lektüre. Diese eignet sich nämlich, um gleich mehrere Aspekte des Biografiebegriffs anzusprechen, die sowohl im Alltag als auch in seiner wissenschaftlichen Verwendung, etwa in der sozial- und erziehungswissenschaftlichen Biografieforschung, relevant sind.

Beginnen wir mit der simplen Frage, was eine Biografie eigentlich ist. Die Annahme, der Begriff bezeichne eine bestimmte Sorte von Büchern, ist zweifellos unzureichend, zu eng und stark kontextabhängig. Sie funktioniert zwar in manchen Alltagssituationen, z. B. bei der Suche in Bibliotheken und Buchhandlungen, und vielleicht auch in einigen fachlichen Kontexten wie etwa der Literaturwissenschaft, aber nicht als allgemeine Kennzeichnung. Dennoch enthält sie auch Zutreffendes. Im Sinn einer allgemeineren Begriffsklärung könnte man sagen, eine Biografie ist ein Text, eine sprachlich verfasste, geschriebene, aber auch mündlich erzählte Geschichte eines Lebens. Das sagt schon das aus dem Griechischen stammende Wort mit seinen beiden Teilen: „bios", das Leben, und „gráphein", schreiben, ritzen, malen, also: Lebensbeschreibung. Zugleich aber verweist das Wort auf etwas außerhalb des Textes: auf das gelebte Leben Napoleons, des Müllersburschen oder irgendeiner anderen realen oder fiktiven Person. Biografie meint also mehr als ein Buch, auch mehr als einen Text. Der → Begriff bezeichnet, so könnte man sagen, ein Verhältnis zwischen Leben und Text – und dieses lässt sich nicht eindeutig festlegen. Über ein Leben können

viele, auch ganz unterschiedliche Biografien geschrieben und erzählt werden, was nicht zuletzt die umfangreiche Büchersammlung meiner Mutter zu ihren Lieblingshelden dokumentiert und, nebenbei gesagt, zu einem ganz praktischen Problem für mich hat werden lassen, denn der Platz auf den Regalen ist begrenzt.

Dass zwischen Text und Leben kein Eins-zu-eins-Verhältnis besteht, bedeutet andererseits nicht, dass Biografien völlig beliebige, frei konstruierbare Texte sind. Biografien haben eine bestimmte Form, sie erzählen eine – und im Fall einer Autobiografie je meine – Geschichte. Eine inhaltliche Besonderheit besteht in dem Anspruch, ein Leben in seinem Verlauf darzustellen. Ob im Fall der Autobiografie, wie einige Literaturtheoretiker:innen annehmen (Lejeune 1994[1975]), ein besonderes Authentizitätsversprechen impliziert ist – ich erzähle (nur das), was ich selbst erlebt habe, und deshalb ist es wahr –, ist jedoch umstritten. Weitgehender Konsens besteht hingegen über die formale Struktur biografischen Erzählens. Das Format der Narration stellt Ereignisabfolgen, Handlungen und deren Folgen dar und bezieht sich dabei in der Regel auf ein in der Vergangenheit liegendes Geschehen, das freilich in der Retrospektive erzählt wird und deshalb an eine je bestimmte Gegenwart gebunden ist und im Horizont zukünftiger Folgen und → Bewertungen geformt wird. Geschichten sind Zeitgebilde (Fischer 2018), sie bringen die Dinge in Bewegung.

Und: Geschichten sind immer perspektivisch und selektiv. Sie werden aus der Perspektive von Personen erzählt, die in das dargestellte Geschehen involviert waren oder noch sind. Sie werden von einem bestimmten Standpunkt aus und zudem in einer bestimmten Erzählsituation re-konstruiert, sie sind dadurch spezifisch gerichtet und gefärbt. Das gilt für die Geschichte als „große Erzählung" ebenso wie für „kleine Erzählungen" in Form von Märchen, Tatsachenberichten oder eben Lebensgeschichten.

Anders als im Alltag, wo wir biografische Erzählungen meist ohne weiteres Nachdenken als gültige Darstellung eines gelebten Lebens annehmen, werden diese Merkmale biografischen Erzählens in wissenschaftlichen Kontexten systematisch berücksichtigt und in analytische Fragen überführt: Wer erzählt wie und aus welcher Perspektive wessen Biografie? Und auch: Für wen wird eine Geschichte erzählt, wer hört zu, wer liest eine Biografie und wie wird sie von den Rezipient:innen – im Kontext ihrer eigenen Biografien – angeeignet, weiter verarbeitet und dabei immer auch umgeschrieben?

An diese Fragen lassen sich weitere Überlegungen anschließen: Zum einen wird deutlich, dass biografisches Erzählen wie das Zuhören oder Lesen von Lebensgeschichten als komplexer, fortlaufender Prozess gedacht werden muss, in dem Text immer wieder umgeformt wird, mal mehr, mal weniger. Auch wenn Geschichten festgeschrieben werden, z. B. in Büchern oder Denkmälern, und zur Tradition gerinnen, etwa durch mündliche Weitergabe und erinnerungskulturelle Praxen, bleiben sie interpretationsbedürftig – und sie können damit immer wieder neu hinterfragt werden. Die Frage, ob sich eine Lebensgeschichte „genau

so“ zugetragen hat, ob sie „wahr“ oder „erfunden“ ist, macht deshalb wenig Sinn. Ob es das Bild von Napoleon gab oder nicht, ist nicht nur schwer feststellbar, sondern für die Sozialisation der Autorin ebenso wenig relevant wie für ihre autobiografische Erinnerung und Reflexion. Wahrheit ist im Kontext von Biografien keine eindeutig feststellbare Tatsache, sondern ihrerseits eine perspektivische und historisch wandelbare Konstruktion. Und selbst als Konstrukteur:innen unserer eigenen Biografien haben wir keine uneingeschränkte Definitionsmacht, können wir Geltungsanspruch und → Bedeutung nicht abschließend fixieren.

Der Grund dafür liegt nicht nur in der Unmöglichkeit, „alles“ festzuhalten und zu erinnern wie ein „idealer Chronist“ (Danto 1974, S. 241), und auch nicht nur im konstruktiven Charakter des menschlichen Gedächtnisses, der Grund liegt vor allem in den bereits beschriebenen Merkmalen von Biografien: in ihrer Prozesshaftigkeit und Perspektivität und in ihrer sozialen Kontextgebundenheit. Lebensgeschichten werden nicht von isolierten Individuen konstruiert, sie sind Teil und Ergebnis vielschichtiger sozialer Interaktionen, in denen Bedeutungen variiert und immer wieder neu ausgehandelt werden. Biografien sind eingewoben in Beziehungsgeflechte, soziale Welten und Diskurse, aus denen sie nicht beliebig herausgelöst, abstrahiert werden können. Lebensgeschichten sind historisch und sozial konkret situiert, und das bedeutet, dass individuelles Erinnern und Erzählen mit kollektivem Erinnern und Erzählen verwoben ist.

Diese Feststellung betrifft auch die schwierige Frage der Identität, die im biografischen Erzählen hergestellt wird (Hahn 2000): Durch die Rekonstruktion unserer Geschichte vergewissern wir uns, wer wir sind, und entwerfen, wer wir sein wollen, wie sich unser Leben in Zukunft weiterentwickeln soll – und diese „biografische Arbeit“ ist angewiesen auf soziale Resonanz. Biografien bilden sich im Spiegel der Anderen, sie werden in Interaktion mit Anderen anerkannt und gestützt, kritisch hinterfragt oder unterdrückt.

Mit den genannten Eigenarten sind Lebensgeschichten Material und zugleich Gegenstand von Forschungs- und Bildungsprozessen. Über die Rekonstruktion biografischer Erzählungen können wir wissenschaftliches Wissen über historisch-gesellschaftliche Verhältnisse und ihre Subjekte (Dausien 2006; Fischer/Kohli 1987) generieren, aber biografisches Wissen beinhaltet auch das Potenzial, etwas über uns selbst und die soziale Welt, in der wir leben, zu lernen. Solche an biografische Erinnerungen geknüpfte Lernprozesse verlaufen spontan und selbsttätig wie in der Erzählung über die kindliche Lektüreerfahrung, aber sie werden auch systematisch pädagogisch angeregt und moderiert. Die Arbeit mit biografischen Ansätzen hat in diversen Feldern und Settings der Bildungspraxis eine lange Tradition (z. B. Dausien 2011), und sie ist zugleich politisch, denn: Durch die Auseinandersetzung mit Biografien können wir den Umgang mit

Mehrdeutigkeit, Differenz und Perspektivität lernen und wachsam werden für „the danger of a single story", wie die nigerianische Schriftstellerin Chimamanda Ngozi Adichie (2009) überzeugend formuliert hat.

Bettina Dausien

Quellenverzeichnis

Adichie, Chimamanda Ngozi (2009): Die Gefahr einer einzigen Geschichte. In: https://www.youtube.com/watch?v=D9Ihs241zeg [abgerufen: 17.07.2023] • Dausien, Bettina (2006): Biographieforschung. In: Behnke, Joachim/Gschwend, Thomas/Schindler, Delia/Schnapp, Kai-Uwe (Hrsg.): Handbuch Empirische Methoden der Politikwissenschaft. Neuere qualitative und quantitative Analyseverfahren. Baden-Baden: Nomos, S. 59–68 • Danto, Arthur C. (1974): Analytische Philosophie der Geschichte. Frankfurt/Main: Suhrkamp • Dausien, Bettina (2011): „Biographisches Lernen" und „Biographizität" – Überlegungen zu einer pädagogischen Idee und Praxis in der Erwachsenenbildung. In: Hessische Blätter für Volksbildung, 61(2), S. 110–125 • Fischer, Wolfram (2018): Zeit und Biografie. In: Lutz, Helma/Schiebel, Martina/Tuider, Elisabeth (Hrsg.): Handbuch Biographieforschung. Wiesbaden: Springer VS, S. 461–472 • Fischer, Wolfram/Kohli, Martin (1987): Biographieforschung. In: Voges, Wolfgang (Hrsg.), Methoden der Biographie- und Lebenslaufforschung. Opladen: Leske + Budrich, S. 25–49 • Hahn, Alois (2000): Lebenslauf und Biografie. In: Hahn, Alois: Konstruktionen des Selbst, der Welt und der Geschichte. Aufsätze zur Kultursoziologie. Frankfurt/Main: Suhrkamp, S. 97–115 • Lejeune, Philippe (1994): Der autobiographische Pakt. Frankfurt/Main: Suhrkamp [franz. Original 1975: Le pacte autobiographique].

Biologie, die [bjɔlɔʒiː]

Die Biologie ist die Königin der Wissenschaften. Zahlreiche Vertreter der Biologie sind sogar der festen Ansicht, dass die alphabetische Nähe zu ihr den → Bedeutungsrang einer Wissenschaft spiegelt: sind Atomphysik und Chemie noch durchaus relevante Hilfswissenschaften der Biologie, findet sich die Molkereiwissenschaft bereits im mediokren Mittelfeld, ganz zu schweigen von Soziologie, Theologie oder Wirtschaftswissenschaften, deren unambitionierte Erkenntnisgebiete (Gesellschaft, Gott, Geld) schon ohne jedes B auskommen müssen und sich, vom strahlenden Fixstern der Biologie aus betrachtet, im Limbo einer bestenfalls randständigen, sozusagen postplutonisch zu verortenden Position befinden. Man kann darüber streiten, ob sie sich noch am Rand des durch die Biologie erhellten Sonnensystems befinden oder schon frei im Äther des kalten Weltraums flottieren. Was ist nun der Erkenntnisgegenstand der Biologie? In aller Bescheidenheit formuliert: Alles. Die Wissenschaft vom Leben muss notwendigerweise das Belebte vom Unbelebten trennen; erklären, wie das Unbelebte dennoch in lebendigen Systemen genutzt wird, sich dem Leben und dem Tod, dem Werden, Sein und Vergehen stellen. Die Exobiologie weitet diesen Anspruch auf das gesamte

Weltall aus. Und sollte unerwartet dahinter noch etwas existieren, beispielsweise ein kommendes Metaversum, entstanden aus dem Mark süßer Berge, werden Biologen auch dies theoretisch und experimentell zu greifen wissen. Um es mit den Worten des Reiseschriftstellers und Biologen ehrenhalber, Douglas Adams, zusammenzufassen: „Life, the universe and everything" (Adams 1982). Man beachte die Reihung.

Die Ordnung der Dinge, des Lebendigen, seines Entstehens, Vergehens und seiner Übergänge, beschäftigte Menschen schon in den frühesten Zeugnissen, die von ihnen auf uns überkommen sind, man denke neben den zahlreichen über Europa verteilten jungsteinzeitlichen Tierdarstellungen an den „Vogelmenschen" der Höhle von Lascaux. Oder die Venus von Willendorf. Oder an beide.

Aristoteles ordnete in seinem Werk nach dem Prinzip der scala naturae die Dinge und die Lebewesen nach dem Grad ihrer Perfektion auf einer Stufenleiter (Aristoteles 400 v. u.Z.). Rein zufällig standen wir da noch ganz oben. Aber schon Helge Schneider hatte den unbedingten Mut, unseren Platz in der Welt zugunsten des Geschnetz zu hinterfragen („Sind wir denn mehr wert, ist der Mensch mehr wert wie der Wurm?! Die Amöbe, das Geschnetz, die Suppe?" Schneider 1992). Überspringen wir aufgrund des knappen Platzes einmal zwei Jahrtausende, für Biologen übrigens ein Klacks, dann landen wir bei Charles Darwin, der mehrere Jahre existentiell gelangweilt in seinem Deckstuhl auf der HMS Beagle verbrachte, dort bei zahllosen Gin Tonic in den → Büchern von Herbert Spencer blätterte und seine Idee des „Survival of the Fittest" entwickelte, eine der wirkmächtigsten Ideen aller Zeiten (Darwin 1859). Noch heute ist die Frage „How fit is fit enough?" in den unterschiedlichsten Kontexten, wissenschaftlich wie zwischenmenschlich, als ungeklärt zu betrachten. Wer jetzt noch an der universellen Bedeutung der Biologie zweifelt, dem ist nicht zu helfen. Außer mit einer Lobotomie. Vielleicht.

Elementare Grundnahrungsmittel wie → Bordeaux oder Brot, Grundpfeiler akademischer Diskursivität, sind ohne Biologie in Gestalt von Weinhefen und Bakterien nicht denkbar. Dem befreiten Denken wirft sich hier die Blut-Hirn-Schranke entgegen, die es zu überwinden gilt! Wer erinnert sich nicht daran, wie erst Bier und Baguette (Käse-Schinken) in Studentenkneipen en masse genossen werden mussten, um zu bedeutenden Ideen vorzustoßen. Die im morgendlichen Dämmer des Schädelbrummens dann verloren waren und neu erobert werden wollten. Und uns allen, knapp der Pubertät entronnen, tiefgreifende Fragen zum Bewusstsein als solchem stellten. So reiften zahlreiche wirkmächtige akademische Karrieren erst im Schatten der angewandten Biologie heran.

Bazillen töten uns, das Biom in unserem Darm macht den Unterschied zwischen Blähung und positiver Befindlichkeit. Man kann sich schwerlich vorstellen, dass die ersten Siedler in Australien verweilt wären, ohne dem Reiz der Beuteltiere auf diesem ansonsten trostlosen Kontinent zu unterliegen, flugs wäre es nach

Britannien zurückgegangen; ebenso gibt der Beutelteufel Tasmanien erst seinen Reiz, der den Menschen die ansonsten unbefriedigende Positionierung dieser Insel auf dem Planeten vergessen lässt.

Wer außer den Bärtierchen, auch als Tardigrada bekannt, kann schon den Bedingungen des Weltalls selbst trotzen? Von der European Space Agency ohne Rücksprache oder Einverständnis in den erdnahen Orbit geschossen, dort in ihrer dehydrierten Form tiefsten Temperaturen ausgesetzt und dennoch reanimiert nach ihrer Rückkehr auf die Erde (ESA 2008)? Wir Menschen jedenfalls nicht, wie schon Stanley Kubrick zeigte (Kubrick 1968). Und dabei auch noch so süß aussehen? So, so süß! Auf Bären im Allgemeinen wird hier nur verwiesen.

Die dunklen Seiten der Biologie sollen hier allerdings auch nicht verschwiegen werden, so können Biber ganze Wälder zerstören (Alien Sex Fiend 1985). Damit hat es sich aber auch schon.

Nicht Minnesänger oder Lyriker, die Biologie formte auch einige der poetischsten Begrifflichkeiten, deren Sprache überhaupt fähig ist. Ohne den Bäumchenröhrenwurm wäre das Mischwatt nur halb so schön, sein sanftes Schwingen im Gezeitenstrom verwandelt schnöden Nahrungserwerb in Magie. Wer einmal von der Bürzeldrüse hörte, neidet sie den Schwimmvögeln und würde sich gerne mit ihrem Sekret schmücken. Wäre Mutter Natur mit dem Baculum großzügiger verfahren und hätte auch uns Menschenmänner statt der Hunde und Marder bedacht, könnte sich Pfizer seine Milliardengewinne mit blauen Pillen in die Haare schmieren. Und der Spam in den Mailaccounts würde sich halbieren und uns wieder Zeit zur Forschung lassen. Um hier thematisch zu verweilen: was wäre das Begehren ohne Geschlechtlichkeit, wo sollten biologische Uhren zu ticken beginnen und ihre Besitzerinnen zu seltsamen Eskapaden treiben, wenn nicht im Verstreichen der Zeit und dem unumkehrbaren Vergehen biologischer Funktionen; wer wollte die Brunft in seinem Leben missen, wenn der innere Hirsch in uns röhrt?

Aufgrund dieser unbestreitbaren Schnittmengen zwischen Biologie und menschlichem Wohlbefinden wurde durch E.O. Wilson, dem eminenten Vertreter der Soziobiologie, das Konzept der Biophilie (*bios* „Leben“ und *philia* „Liebe“) formuliert (Wilson 1984). Kurz gesagt, dass wir Menschen die lebendige nichtmenschliche Mitwelt brauchen, all das Leben, Wachsen, Gewusel um uns herum, für unsere psychische Gesundheit. Welches aber durch das hartnäckig persistierende menschliche Leben in innerstädtischen Bereichen als widerlegt gilt. Was im Wesentlichen auf die Hartleibigkeit von Soziolog:innen und Kulturwissenschaftler:innen zurückzuführen ist, in ihrem reduzierten Anspruch an ihre ökologische Nische. In sich natürlich wieder ein Phänomen der biologischen Selektion.

Wie angemessen bescheiden es in der → Bibel durch Jesus formuliert wird, „Im Haus meines Vaters gibt es viele Wohnungen“ (Johannes 14,1-6); im Palast der Biologie ist räumliche Beschränkung, anders als in der Bibel oder Berlin, keinerlei

Thema. Jeder findet hier seine Heimstatt. Monogame Paare halten sich an Pärchenegel, auch als Bilharziose bekannt, bei denen das Männchen dauerhaft sein Weibchen in seiner Bauchfalte umschließt. Genderfluide Personen schwimmen mit den Lippfischen am Riff, und beobachten den Geschlechtswechsel hin zum dominanten Männchen, oder erfreuen sich an Pantoffelschnecken, wo die Top Snail später weiblich fungiert. Neokommunist:innen schauen Schleimpilzfilme, in denen sich ungezählte Individuen zu einer amorphen Masse verwandeln. Und beginnen zu träumen … Völlig Unentschiedene studieren die komplexen Generationswechsel der Plasmodien (umgangssprachlich als Malaria bekannt), ein unverständliches, endloses Hin und Her. Asexuelle sehen Hefen beim Knospen zu und experimentieren mit Parthenogenese, die immerhin schon den Eidechsen gelang. Im Silicon Valley betrachten Big Tech Tycoons ihre Aquarien voller *Turritopsis* sp., dem immortal jellyfish (Kubota 2005; aber wer will ernsthaft als Qualle unsterblich sein?). So ist, dank der Fülle der Biologie, für alle gesorgt.

Torsten Richter

Quellenverzeichnis

Adams, Douglas (1982): Life, the universe and everything. London: Pan Books • Aristoteles (ca. 400 v. u.Z.): Historia animalum • Alien Sex Fiend (1985): The beaver destroys forests, auf: Maximum Security. London: Anagram Records • Darwin, Charles (1859): On the origin of species by means of natural selection, or the preservation of favoured races in the struggle for life. London: John Murray • European Space Agency (2008): Tiny animals survive exposure to space. www.esa.int/Science_Exploration/Human_and_Robotic_Exploration/Research/Tiny_animals_survive_exposure_to_space [abgerufen: 27.01.2023] • Kubota, Shin (2005): Distinction of two morphotypes of *Turritopsis nutricula* medusae (Cnidaria, Hydrozoa, Anthomedusae) in Japan, with reference to their different abilities to revert to the hydroid stage and their distinct geographical distributions. Biogeography 7, S. 41–50 • Kubrick, Stanley (1968): 2001 – A Space Odyssey. Metro-Goldwyn-Mayer • Schneider, Helge (1992): Guten Tach. Roof Music: Electrola • Wilson, Edward O. (1984): Biophilia. The human bond with other species. Cambridge, MA, London: Harvard University Press.

Birne, die [ˈbirnə]

Am bekanntesten ist die Birne als Obstsorte. Umgangssprachlich wird aber auch die Glühlampe als solche bezeichnet. Darüber hinaus ist die Birne eine Verbindung zwischen Mund- und Oberstück der Klarinette. In dieser Funktion beeinflusst sie die Grundstimmung der hervorgebrachten Töne. Bezogen auf den Menschen bezeichnet die Birne hauptsächlich eine bestimmte Kopf- oder Körperform. Und gleichzeitig heißt es auch: Wer etwas in der Birne hat, hat etwas im Kopf. Manchen geht dabei ein Licht auf und so ist die Glühbirne das Symbol

einer der größten Organisationen zur Schüler:innenhilfe in Deutschland. Und schließlich zeigt sich ein entwickeltes, kritisches Urteilsvermögen darin, Birnen mit Äpfeln vergleichen zu können – auch wenn der Volksmund anderes behauptet.

In Deutschland zählt die Birne zu den beliebtesten Obstorten. Die Birne, die in reifem Zustand zumeist süß und saftig ist und leicht auf der Zunge zergeht, stammt ursprünglich aus Asien und gelangte über Karawanenstraßen wie die Seidenstraße zunächst unappetitlich durch Tierkot nach Europa, wo sie bereits vor 3000 Jahren von Homer erwähnt wird, schließlich Rom erreicht und als „Römische Schmalzbirne" mit den Legionären der Kaiserzeit über die Alpen nach Deutschland kam (George 2009). Ihren sächsischen Namen „Melanchthonsbirne" erhielt sie nach dem gleichnamigen Reformator (1497–1560), der nach einer Rast im Garten des Pfarrers von Zöschen bei Leipzig einige Exemplare dem Kurfürsten August von Sachsen geschenkt haben soll (ebd.).

Obwohl während der globalen Kleinen Eiszeit, die mit unterschiedlichen regionalen Zeiträumen und Stärken von etwa 1400 bis 1800 andauerte, mehr als 200 Birnensorten eingegangen sind, gibt es inzwischen über 5000 Sorten. Dabei lassen sich zunächst die Koch- von den historisch jüngeren Tafelbirnen unterscheiden. Kochbirnen gehören vor allem in die norddeutsche Küche, so z. B. in Kombination mit Bohnen und Speck im „Gröönen Hein". Während vor 100 Jahren das Anbauverhältnis zwischen Koch- und Tafelbirnen noch ausgeglichen war, werden heute vornehmlich Tafelbirnen angebaut, denn Kochbirnen erfordern mehr Handarbeit und sind erntereif weniger lange haltbar. Birnen können wie Äpfel mit und ohne Schale roh gegessen, gebraten, gekocht oder gebacken und vor allem in der süddeutschen und österreichischen Küche zu Strudeln, aber auch zu Mus und Schnaps verarbeitet werden. In Europa werden vornehmlich vier Birnensorten angebaut, darunter die bekannte Sorte „Williams Christ".

„Williams Christ" wird seit 1770 in England erwähnt. Weil ihr saftig-süßes Aroma kräftig ausgeprägt und sie nur zwei Wochen lagerfähig ist, eignet sie sich besonders gut für die Verarbeitung zum Obstbrand. Das harte und sogenannte geistige Getränk trägt einen männlichen Namen. Dagegen ist die „Birne Helene" als süßes und löffelbares Dessert, das um 1870 von Auguste Escottier kreiert wurde, nach Jacques Offenbachs Operette „Die schöne Helena" benannt. Diese geschlechterdifferenten Bezeichnungen folgen zwar einem althergebrachten Klassifikationsprinzip, beide Verarbeitungsarten sind jedoch schmackhaft, sofern es sich um hochwertige Produkte einer Brenn- bzw. Kochkunst handelt.

Das gegenwärtig weitgehend unterschätzte Dessert taucht als typisches Gericht regelmäßig in DDR-Kochbüchern neueren Datums auf, erfreut sich aber langsam erneuter Wertschätzung, wie die Birne insgesamt. Noch aber hält sich der Prokopfverbrauch in Deutschland kontinuierlich bei etwa 2,5 kg, während er beim Apfel etwa zehnmal so hoch ist (BMEL 2021). Auch in der Weltliteratur kommt der Apfel signifikant häufiger vor als die Birne. Allerdings ist die Birne als einzige Obstsorte direkt mit einem bestimmten Ortsnamen verbunden.

Wer kennt sie nicht, die Birnen von Ribbeck, gelegen im Landkreis Nauen. Theodor Fontanes Ballade „Herr Ribbeck von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland“ wird an Schulen gelehrt, erfreut sich als Kinderbuch nach wie vor großer Beliebtheit und wurde mehrfach vertont. Die 1889 entstandene Ballade gehört zu Fontanes Spätwerk und erzählt vom Gutsherren Hans Georg von Ribbeck (1689–1759), der den Kindern im Ort freigiebig Birnen schenkte. Aber welche Birnen haben die Kinder gegessen?

Der ursprüngliche Baum fiel 1910 einem Sturm zum Opfer und wurde nachgepflanzt. Nach umfangreichen Recherchen des Pomologen Artur Steinhauser kommen acht Birnensorten infrage, darunter die „Römische Schmalzbirne“ oder „Melanchsthonsbirne“ (George 2009). Die ist nicht nur süß, sondern auch klein genug, um in Hosen- oder Rocktaschen zu passen. Die Stadt und der heutige Schlossherr berufen sich zwar auf das literarische Erbe und kulturelle Vermächtnis, die seit 2006 im Birnenhain vor der Kirche und im „Deutschen Birnengarten“ vor dem Schloss angepflanzten und vermarkteten Birnenbäume sind jedoch von anderer Art, was dem Birnentourismus in Ribbeck aber nicht schadet.

Die Pomologie ist eine Subdisziplin der Karpologie, der biologischen Fruchtkunde. Wie der Apfel gehört die Birne zu den Kernobstgewächsen, weshalb Äpfel und Birnen vergleichbar sind. Aus philosophischer Perspektive basiert die Fähigkeit zum Vergleich logisch darauf, Gleichheit nicht mit Identität zu verwechseln und zwischen vergleichbaren Dingen ein gewisses Maß an Verschiedenheit vorauszusetzen, weshalb die Fähigkeit, Äpfel mit Birnen vergleichen zu können, eine Voraussetzung kritischen Urteilsvermögens ist (Pollmann 2020).

Neben philosophischen Überlegungen gibt die Birne Anlass zu technik- und bildungshistorischen Reflexionen. Glühlampen, die auch gerne Glühbirnen genannt werden, arbeiten mit Wärme, nicht erst seit Erfindung des elektrischen Glühlichts. Bekannt sein dürfte, dass die elektrische Glühlampe nicht von Thomas Alva Edison erfunden wurde. So hat auch der schottische Privatdozent James Bowman Lindsay maßgeblich zu ihrer Entwicklung beigetragen und 1835 in Dundee ein konstantes elektrisches Licht vorgeführt (Wikipedia 2023). Er starb 1862 nach einem Leben mit bescheidenem Einkommen und 19 Jahre vor der Gründung des University College Dundee. Dort wurden, damals außergewöhnlich, begabte junge Männer als Professoren berufen und von Beginn an die → Bildung von Frauen gefördert (University of Dundee 2017).

Aufgrund ihrer schlechten Energieeffizienz ist die Glühbirne inzwischen in vielen Staaten verboten. So auch in China, dem weltweit größten Birnenanbaugebiet. Als Baumart gerät die chinesische Birne gegenwärtig ins Visier europäischer Stadtplanungen, weil sie sich hervorragend zum Kampf gegen die im Zuge des Klimawandels gefährlich werdende Stadterhitzung eignet. So gehört sie bspw. zu den Neusser Zukunfts-Straßenbäumen (Steinrücke 2016). Und im Innendesign hält sich die Birnenform hartnäckig, nicht nur als LED-Lampe.

Als Kopfform musste die Birne bislang bevorzugt zur Bezeichnung von Politikern herhalten, um 1830 für den französischen Bürgerkönig Louis Philippe, der 18 Jahre regierte, später auch für den am längsten amtierenden deutschen Bundeskanzler. Auf einem Wahlkampfauftritt am 14. März 1990 in Leipzig hat Helmut Kohl am für diesen Anlass als „Platz vor der Oper" titulierten Karl-Marx-Platz (heute Augustusplatz) den Ostdeutschen zwei Versprechen gegeben. Eines davon hat sich erfüllt und wurde schmerzhaft wahr: Tatsächlich blühen in Ostdeutschland die Landschaften – wie auch in anderen Regionen eines (post-) industriellen Strukturwandels. Dieses Licht ging vielen Ostdeutschen erst im Nachhinein auf und den Birnbäumen hat es wenig genützt. Ihre Anbaufläche ist in Deutschland innerhalb des letzten Vierteljahrhunderts trotz eines Hochs 2004 insgesamt rückläufig und lag 2022 nur noch bei etwa 2000 Hektar (Statistisches Bundesamt 2022).

Als Obstsorte und Verbindungsstück, Balladeninhalt, metaphorisches Vergleichskriterium, technische und Personenbezeichnung sowie als Baumart, Form sowie in Anbau und Verarbeitung erweist sich die Birne als hervorragender Gegenstand biologischer, musischer und ästhetischer, kulinarischer, geschlechtlicher, literarischer, ökonomisch-ökologischer, philosophischer, technischer, historischer und staatsbürgerlicher, kurz: allgemeiner Bildung. Deshalb muss der Baum der Erkenntnis ein Hybridbaum sein: An ihm hängen neben Äpfeln auch Birnen.

Kathrin Audehm

Quellenverzeichnis

Bundesministerium für Ernährung und Landwirtschaft (BMEL) (2021): Statistisches Jahrbuch über Ernährung, Landwirtschaft und Forsten. Kapitel D. Über Ernährung. Tabelle 180. Verbrauch von Obst nach Arten. In: https://www.bmel-statistik.de/fileadmin/daten/SJT-4040800-0000.xlsx [abgerufen: 07.07.2023] • George, Beatrice (2009): DIE BIRNE: Die Suche nach Ribbecks „wahrer" Birne. Göttergabe, Landschaftszierde und Sommerobst. In: https://www.tagesspiegel.de/potsdam/landeshauptstadt/die-suche-nach-ribbecks-wahrer-birne-gottergabe-landschaftszierde-und-sommerobst-7628506.html [abgerufen: 07.07.2023] • Pollmann, Arnd (2020): Äpfel mit Birnen vergleichen? Das geht! In: https://www.deutschlandfunkkultur.de/kritik-der-karpologischen-vernunft-aepfel-mit-birnen-100.html [abgerufen: 07.07.2023] • Statistisches Bundesamt (2022): Baumobstanbauerhebung. Code: 41231-0014: Anbaufläche, Bäume (Baumobstanbau): Bundesländer, Jahre, Baumobstarten. In: Genesis-Online: https://www-genesis.destatis.de/genesis//online?operation=table&code=41231-0014&bypass=true&levelindex=1&levelid=1692089289177#abreadcrumb [abgerufen: 07.07.2023] • Steinrücke, Monika (2016): Klimaanpassungskonzept für die Stadt Neuss. In: https://www.neuss.de/leben/umwelt-und-gruen/klima-und-energie/service/downloads/KlimaanpassungskonzeptNeuss.pdf [abgerufen: 20.07.2023] • University of Dundee (2017): The road to independence 1881–1967. In: https://www.dundee.ac.uk/stories/road-independence-1881-1967 [abgerufen: 20.07.2023] • Wikipedia (2023): Glühlampe. In: https://de.wikipedia.org/wiki/Glühlampe [abgerufen: 07.07.2023].

Bisexualität, die [bisɛksualiˈtɛːt]

„Ein bisschen bi schadet nie!" Diesen Satz habe ich schon in der Grundschule keck über den Schulhof gerufen, lange bevor ich wusste, was er (für mich) bedeutet und welche (Un-)Möglichkeiten sich damit eröffnen.

Was lässt sich unter „Bisexualität" verstehen? Unter Bisexualität bzw. Bi-Romantik wird eine sexuelle und/oder amouröse Orientierung, die sich auf Personen mindestens zweier Geschlechter bezieht, verstanden. Somit begehren *manche* bisexuellen Personen Männer und Frauen, während *manche* bisexuellen Personen alle Geschlechter begehren (Debus/Laumann 2018). In diesem Sinne zeigen sich bei der Nutzung der (Selbst-)Bezeichnung „bisexuell" unterschiedliche Verständnisse des → Begriffs und fließende Übergänge zu Begriffen wie „pansexuell" (potentielles Begehren aller Geschlechter) oder „polysexuell" (Menschen, die sich zu mehr als einem Geschlecht hingezogen fühlen, aber nicht notwendigerweise zu allen Geschlechtern; ebd.). Das Wort „bisexuell", ebenso wie der Begriff „queer", weist somit verschiedene → Bedeutungen auf, die miteinander in Verbindung stehen, sich aufeinander beziehen und zum Teil austauschbar sind (Callis 2009, S. 217). So wurde Bisexualität in der ursprünglichen Bezeichnung als Beschreibung von Intergeschlechtlichkeit verwendet; diese Bedeutung wurde zur Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert abgelöst (MacDowall 2009). Weiterhin wird Bisexualität als Verhaltens- und Handlungsmöglichkeit, die sich in sexuellen Praktiken, aber auch sexuellen Fantasien, ebenso wie in der Identität und (Selbst-)Positionierung von Personen äußern kann, verstanden (Callis 2009, S. 217). So lässt sich eine Vervielfältigung der Bedeutungsebenen und damit verbundenen möglichen Lebensrealitäten von Bisexualität und bisexuellen Menschen beobachten; nichtsdestotrotz oder gerade deswegen zeigen sich am Beispiel von Bisexualität Kämpfe um Bedeutungen, Politiken und Sichtbarkeiten – das Ringen nach Sichtbarkeit und Sagbarem.

Zwanzig Jahre nach meiner Grundschulzeit – es sind die späten Nuller und frühen Zehner-Jahren – sitze ich in der vorlesungsfreien Zeit Stunden und Tage in der Universitätsbibliothek einer süddeutschen Mittelstadt und lese Texte zu Geschlecht, Begehren und Kunst. In diesem Semester habe ich mich das erste Mal mit Judith Butler auseinandergesetzt und erfahren, dass mit ihrer Theorie auch das sogenannte ‚biologische Geschlecht' als Konstruktion verstanden werden kann und dass sex, gender und desire in Relation zu einander stehen und diskursiv erzeugt werden (Butler 2018). Eine Erkenntnis, die mich beflügelt und zugleich enorm verunsichert in ihrer dramatischen Dekonstruktion (Derrida 1995; 2000) von Geschlecht und Begehren. Bestärkt wird dies zudem durch das Erlebnis, dass eine meiner Dozent:innen berichtet, dass sie Freund:innen habe, die sich weder als weiblich noch als männlich identifizieren. Retrospektiv betrachtet, ist es einer der ersten Momente, in dem ich verinnerliche, dass nicht-binär-Sein sowohl

Menschen in meinem Umfeld betreffen kann, ebenso wie meine eigene Person. Die queeren Freund:innen meiner Dozentin leben natürlich alle in Berlin, was sich unendlich weit weg anfühlte, während ich in dieser unsäglichen süddeutschen Kleinstadt sitze und fleißig queertheoretische Texte lese. Ein beunruhigendes und krisenhaftes Gefühl zieht in mir auf: Ein Gefühl, das ich anfangs nicht greifen kann und das die ganze Welt, mein gesamtes Aufwachsen – kurzum alles Da-Gewesene und alles So-Seiende radikal über den Haufen wirft. So sitze ich in der Bibliothek und mir wird das allererste Mal in meinem Leben klar, dass ich entweder ‚bisexuell', ‚lesbisch' oder ‚queer' sein könnte. Bemerkenswert an diesem Gefühl ist aber auch, dass nicht nur der veränderte → Blick auf das eigene Begehren sich als klassisches Coming-Out-Erleben auftut, sondern dass sich vor allem auch die Überforderung darin zeigt, dass sich mein eigenes Begehren, welches ich als solches erkenne, nun auf tatsächlich jede Person unter der Sonne richten könnte. Es ist wohl kein Zufall, dass in der Zeit des eigenen Coming-Outs meine Wege immer wieder nach Berlin führen. So zeigt sich die Hauptstadt als Ort der vielfältigen Möglichkeiten des Lebens, Liebens, aber auch Feierns – eben ‚moralisch flexibler' als süddeutsche Kleinstädte. Und mit Orten wie beispielsweise dem KitKat Club, der sich als „gesellschaftliches Experimentierfeld für freie Geister" versteht, eröffnen sich Räume, in denen bisexuelles L(i)eben, ebenso wie eine performative Dekonstruktion von Zweigeschlechtlichkeit, zum Ausdruck kommen kann.

Heute stellt sich (mir) die Frage, ob sich Personen, die mehr als ein Geschlecht sexuell und amourös begehren, überhaupt noch als „bisexuell" bezeichnen oder ob wir nicht seit den späten 1990ern – oder spätestens seit der einen oder anderen Lektüre von Judith Butler in einer Bibliothek unserer Wahl – nicht längst alle „queer" sind? Denn „[a]ls ‚queer' bezeichnen sich Menschen, die ihre sexuelle Orientierung und/oder ihre Geschlechtsidentität als quer zu vorherrschenden Norm beschreiben und die eine heteronormative Regulierung von Gender und Begehren kritisieren" (Debus/Laumann 2018). Doch weshalb gibt es Kritik und eine Abkehr vom Begriff der Bisexualität und warum zeigt sich hieran ein Ringen um Deutungsmacht?

Das Affix ‚bi-' stammt aus dem lateinischen und bedeutet zwei oder doppelt (dwds 2023). Somit verweist – zumindest die *ursprüngliche* Bedeutung des Wortes „bisexuell" – auf eine kulturgeschichtlich geprägte (und in diesem Sinne nicht so einfach zu dekonstruierende) Ordnung der Zweigeschlechtlichkeit, die sich lange Zeit eben nur auf das Begehren von *zwei* Geschlechtern bezog – nämlich Frau und Mann. Hieran manifestiert sich die Kritik und der Streit um das Wort „bisexuell": Die sich im Begriff manifestierte Bi_narität, die spätestens seit Descartes Idee der Leib-Seele-Spaltung die Welt in ebendiese binären Pole unterteilte, die ein- oder ausschließend wirken und sich in gegenüberliegenden Kategoriensystemen manifestieren (Bernstein/Inowlocki 2015), wurde im Diskurs um Bi-Sex auch als Stabilisierung ebendieser Zweiteilung kritisiert: „Schwierigkeiten mit

einer Selbstbezeichnung als bisexuell werden darüber hinaus oft mit Verweis auf die Unzulänglichkeit einer Begrifflichkeit begründet, die eine binäre Ordnung heraufbeschwöre, welche im betreffenden Begehren eben unterlaufen wird" (Fritzsche 2007, S. 116). Und auch in Bezug auf die Pluralisierung von (Selbst-) Bezeichnungen und damit verbundenen Identitäten stellt sich die Frage, ob der Begriff der Bisexualität (binär gedacht) praktikabel erscheint: Denn, wenn ich als „bisexuelle" Person eine nicht-binäre Person date, liebe, begehre, wirft dies entweder die Lesart und damit verbunden eventuell auch die eigene Positionierung „als zwei Geschlechter liebend" über den Haufen oder verlangt nach einer Erweiterung/Dekonstruktion ebendieser *Lesart* von Bisexualität.

Ein Gegenentwurf zu dieser binären Sichtweise auf Bi-Sex stellt eine Betrachtungsweise von Bisexualität als Supplement im Derrida'schen Sinne – als Überschuss der heterosexuellen Matrix – in dem die Bedeutung niemals endgültig festgelegt ist (Fritzsche 2007, S. 127 f.; Derrida 1990) dar. Mit der Idee des Supplements werden Signifikat und Signifikant (also die Inhalts- und die Ausdrucksseite von Bedeutung) eben nicht lediglich zusammengebracht wie eine luftdurchlässige Folie und etwas zu Verschließendes, die sich übereinanderlegen; vielmehr wird ein „Mehr" an Bedeutung produziert: Luftblasen die Bedeutung bilden, in denen Neues entsteht und die Säulen der heterosexuellen Matrix ins Wanken bringen können.

So verstanden lässt sich Bisexualität auch als ein:e klein:e Störenfried:in beschreiben, die die heterosexuelle Matrix herausfordert, überschreitet und ärgert: Die Position sich gleichzeitig innerhalb und außerhalb der Binarität der heterosexuellen Matrix zu bewegen, sich immer zwischen Homosexualität und Heterosexualität zu befinden, sich nie zu entscheiden (und nie entscheiden zu müssen), zeichnet den dekonstruktiven Charakter von Bisexualität aus.

Und das ist es auch, was Bisexualität so anstrengend macht: Sie ist immer „Mehr", sie ist überall gleichzeitig – all over the place – darf und muss sich beständig ver_ändern, alles ver_schieben, um_deuten, alles ins Wanken bringen, von dem ich glaubte, dass ich es (nicht) sei.

Das Hinter_fragen des eigenen Begehrens und die Auseinandersetzung mit Bisexualität kann herausfordernd sein und ggf. auch als krisenhaft erlebt werden – vor allem wenn durch die (neue) Selbsterkenntnis bisexuell zu sein, das eigene Leben oder biografische Erfahrungen radikal in Frage gestellt werden. Gleichzeitig lässt sich die Entdeckung von und die Auseinandersetzung mit der eigenen (Bi)Sexualität aber auch als Erweiterung des eigenen Denk- und L(i)ebenshorizontes verstehen, die wir auch als Bildungsprozess deuten können. In einem Verständnis von → Bildung als Prozess, in dem sich das Verhältnis vom Subjekt zur Welt, zu anderen und zu sich selbst ver_ändert, kann die Frage danach, wen ich eigentlich begehre, liebe, anziehend finde und die Möglichkeit

des Veränderns ebendieses Begehrens über (m)einen Lebensverlauf als bildsame Erfahrung oder transformatorischer Bildungsprozess (Koller 2023) gedeutet werden im Sinne eines Anderswerdens und Zu-jemand-anderem-Werdens.

Lena Marie Staab

Quellenverzeichnis

Bernstein, Julia/Inowlocki, Lena (2015): Soziale Ungleichheit, Stereotype, Vorurteile, Diskriminierung. In: Bretländer, Bettina, et al. (Hrsg.): Vielfalt und Differenz in der sozialen Arbeit. Perspektiven der Inklusion. Stuttgart: Kohlhammer, S. 15–26 • Butler, Judith (2018): Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt/Main: Suhrkamp • Callis, April (2009): Playing with Butler and Foucault: bisexuality and queer theory. In: Journal of Bisexuality 9(3–4), S. 213–233 • Debus, Katharina/Laumann, Vivien (2018): Glossar zu Begriffen geschlechtlicher, amouröser und sexueller Vielfalt. In: Debus, Katharina/Laumann, Vivien (Hrsg.): Pädagogik geschlechtlicher, amouröser und sexueller Vielfalt. Zwischen Sensibilisierung und Empowerment. Berlin, S. 156–165 • Derrida, Jacques (1995/2000): As if I were dead. An Interview with Jacques Derrida/Als ob ich tot wäre. Ein Interview mit Jacques Derrida. In: Dünkelsbühler, Ulrike et al. (Hrsg.): As if I were dead. An interview with Jacques Derrida/Als ob ich tot wäre. Ein Interview mit Jacques Derrida. Wien: Turia + Kant Verlag • Derrida, Jacques (1990): Die Struktur, das Zeichen und das Spiel. In: Engelmann, Peter (Hrsg.): Postmoderne und Dekonstruktion. Texte französischer Philosophen der Gegenwart. Stuttgart: Reclam, S. 114–139 • DWDS (o. J.): Bi, In: https://www.dwds.de/wb/bi [abgerufen: 12.03.2023] • Fritzsche, Bettina (2007): Das Begehren, das nicht eins ist. Fallstricke beim Reden über Bisexualität. In: Hartmann, Jutta et al. (Hrsg.): Heteronormativität. Empirische Studien zu Geschlecht, Sexualität und Macht. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 115–131 • Koller, Hans-Christoph (2023): Bildung anders denken. Einführung in die Theorie transformatorischer Bildungsprozesse. Stuttgart: Kohlhammer • MacDowall, Lachlan (2009): Historicising contemporary bisexuality. In: Journal of Bisexuality 9(1), S. 3–15.

B-Klasse, die [beˈklasə]

Am Rande Kreuzköllns findet sich eine Bar mit dem Namen „B-Lage“. Obwohl das ursprüngliche Kneipenkollektiv durch die wirtschaftlichen Folgewirkungen der Covid-Pandemie aufgelöst wurde, bleibt trotz neuer Betreiber:innen der Name. Der Name, als spielerische Umgangsweise mit dem als schlecht zugeschriebenen Standort, ist ein gutes Beispiel für gegenwärtige Formen der Subjektivierung und damit einhergehende Positionierungen, Labels und Identitäten. Die B-Lage funktioniert als Aneignung einer negativen Zuschreibung für alle. Aber was hat das mit der B-Klasse zu tun? Einiges, denn die Bar-betreibenden Soziologiekids spielen hier mit einer ursprünglich pädagogischen → Begriffs-Innovation. Deren Prägung führt zurück in die Zeit der Begabungsforschung um 1900 und die dort erarbeitete Form meritokratisch legitimierter (Re-)Produktion gesellschaftlicher Ungleichheit (Kaminski 2011).

Um 1900 gerieten der curriculare Ausbau im Volksschulwesen und Bildungsbestrebungen in den unteren sozialen Klassen zunehmend in Konflikt mit Bildungsbegrenzungsbemühungen der höheren Schichten. → Bildung war gesellschaftlich positiv konnotiert und förderte den Wohlstand, aber es konnten ja nicht alle ans Gymnasium! Als Lösung wurden eine begrenzte Förderung und Zulassung der „Begabten" vorgeschlagen. Aber die musste man erstmal identifizieren. „Der Aufstieg der Begabten" (Petersen 1916) und die damit verbundene Hinwendung zur pädagogischen, aber vor allem psychologischen → Beobachtung, Messung und Prüfung, griff in der Schulverwaltung bereits länger diskutierte Themen und Probleme auf. Wohl am besten hat die diskursiven Vorentwicklungen Willy Heinecker skizziert (1913), der diese anbindet an Formen tatsächlicher Realisierung, von denen die populärste – das Mannheimer System – differenzierte Leistungsklassen für differenzierte Schüler:innenkategorien nebeneinander stellte (Sickinger 1899). Das Realisierungsproblem der schon länger von Fachleuten gewünschten Gliederung innerhalb der Schüler:innenkohorte bestand vielfach beim Publikum der Schulen oder wie Heinecker schreibt: „Den Eltern ist klarzumachen, daß der Aufenthalt der Schwächeren in den B-Klassen keine Schande, sondern eine Wohltat sei" (1913, S. 18). Genau diese „Überzeugung" gelingt Anton Sickinger. Erst die badische Politik, dann die städtischen Würdenträger, dann die Lehrer:innen und schlussendlich auch die Eltern, sie alle folgten Sickingers Lesart der Mannheimer Versetzungsstatistiken, die zur Legitimation seiner Reformen herangezogen wurden. Sickinger argumentierte, dass man in den Statistiken sehen könne, dass die Kinder in Mannheim in ihren Schulkarrieren bei einer Klasse und einem Anforderungsniveau für alle unterschiedlich weit die konsekutiven Klassen durchlaufen. Seiner Meinung nach ist das nur zu erklären durch angenommene unterschiedliche Begabungen der Kinder, da der Einfluss der Lehrer und curriculare Anforderungen als Erklärung ausfielen. Diese seien in Mannheim und der zweiten großen badischen Stadt Karlsruhe ja weitestgehend identisch, so seine Annahme. Das Problem müsse also bei den Kindern liegen, entsprechend seien diese ihrem Leistungsvermögen gemäß auf verschiedene Klassen aufzuteilen.

Die Einführung des Systems gelingt und spätestens ab 1904 mit der Besprechung auf der größten Professionstagung, dem Deutschen Lehrertag, erreicht das Sickinger-System und die damit popularisierte Differenzierung im Diskurs (inter-)nationale Aufmerksamkeit. Unter anderem war ein Erfolgsbeleg, dass sich – Sickingers Auskunft zufolge – kein Elternteil beschwert habe (Sickinger 1904, S. 109). Das System passt sehr gut in die Zeit um 1900, indem nicht länger Talente in der Bevölkerung verschwendet werden durften, sondern jeder nach seiner Fasson ausgebildet werden sollte. Sickingers Argumentation ist eingängig: Es gibt gute und schlechtere Schüler:innen, darum muss es auch Klassen für gute

und schlechtere Schüler:innen geben: A- und B-Klassen eben. Und natürlich ist die nicht direkt gesagte Folge auch: Es gibt gute und schlechtere berufliche und finanzielle Anschlussmöglichkeiten für die Schüler:innen der A- und B-Klassen.

Aber diese lebensweltlichen Folgewirkungen wurden weniger besprochen. Stattdessen gab es Diskussionen zu weiteren Modellen und Klassenbezeichnungsweisen: „Nebenklassen", „Sonderklassen", „Abschlussklassen", „Wiederholungsklassen", „Ramschklassen", „Normalklassen", „Hauptklassen", „Förderklassen", „Parallelklassen", „Vorbereitungsklassen", „Stammklassen", „Hilfsklassen", „Wiederholungsklassen", „Qualitätsklassen", „Fähigkeitsklassen". Sickinger selbst forcierte die Begriffe Hauptklassen und Förderklassen, die nur in der Signaturzeile seiner Darstellung des Modells mit „A"- und „B" markiert wurden, zu denen als „C" die Hilfsschule für die schlechteste Schüler:innenkategorie hinzukam (Sickinger 1905, S. 31). Die statistisch legitimierte und sozial notwendige Differenzierung der Schülerschaft war etabliert und verbunden mit der Aufteilung in A- und B-Klassen.

Was sind also B-Klassen? In Anlehnung an die kanonische Definition der Klasse bei Jenzer (1991, S. 371) ist eine B-Klasse eine formelle Gruppe von etwa gleichaltrigen und etwa gleich *leistungsschwächeren* Schülern, die unter der Leitung eines Lehrers in einem Schulzimmer das *reduzierte Programm* einer Jahrgangsstufe einer bestimmten Schule mit spezifischen Unterrichtstechniken durcharbeitet. Der Unterschied zur Normalklasse oder A-Klasse besteht in der spezifischen Bezogenheit der B-Klasse. Es wird suggeriert, dass die Klassen leistungshomogener und die B-Klasse anforderungsärmer wären als die als Referenz genutzte A-Klasse. Ohne A-Klasse keine B-Klasse, ohne bessere Schüler:innen keine schlechteren Schüler:innen. Der Begriff B-Klasse impliziert diese Verknüpfung. Die Ungleichheit und Hierarchie wurden geschickt verbunden mit der Reihenordnung des Alphabets und obgleich 1935 das Mannheimer System durch die Nationalsozialisten verboten wurde, verbreitete sich die A- und B-Gliederung und die hiermit implizierte Leistungsdifferenzierung international und national weiter. Die Schule hatte eine Differenzierung produziert, die Forderung der Reproduktion ungleicher sozialer Strukturen unter Einbeziehung von scheinbar neutralen Messverfahren meritokratisch gerecht organisierte, das Problem quasi pädagogisiert und damit an die Gesellschaft als zu internalisierende Werthaltung zurückspielte. Wer in die B-Klasse kam, war angehalten, sich als leistungsschwächer zu verstehen.

Diese Popularisierung im System Schule beeinflusste, im Sinne der Luhmann'schen Systemtheorie, auch andere soziale Teilsysteme. Das Erziehungssystem ist so weit selbstständig, dass es autopoietisch eigendynamische Folgewirkungen produziert, zunächst für sich selbst (Lundgreen 2003). Aber diese Eigendynamik und konkret die pädagogische Organisation meritokratischer Differenzierung beeinflusst auch die Kultur im Schul- und weiteren Teilsystemen der Gesellschaft: B-Ware wie auch die B-Klasse werden als schlechter assoziiert.

Das liegt an der Popularisierung des Bezeichnungsrahmens durch das Erziehungssystems, das von Kaufhäusern, Film- und Musikproduzent:innen genutzt wurde, um werthafte Unterschiede in Produktpaletten zu setzen. Und so fährt man natürlich lieber A-Klasse. Und ein → B-Movie ist ein schlechterer Film als der bessere/normale (A-)Film. Die guten Songs finden sich auf der A-Seite der Platte, die B-Ware gibt es in den günstigeren Geschäften und in der B-Lage ist das Bier billiger.

So entwickelte die A- und B-Kategorisierung ihre Eigendynamik und ihr Eigenleben. Die Erwartungen von A und B im Sinne von höher- oder niedrigwertiger wurden sozial rezipiert, akzeptiert, internalisiert und so weit angeeignet, dass es zu besonderen Benennungen wie im Falle der Kneipe kommt. Man könnte diesen Vorgang unter Banalität verbuchen, doch verdeutlicht das Nachdenken über die B-Klasse auch die kulturelle Rolle und Relevanz des Schulsystems. Die Gesellschaft versucht politische Fragen durch die Schule zu lösen – das heißt diese still und zeitlich gestreckt zu bearbeiten. Plump wie Untote aus dem B-Movie kehrt sich diese Verschiebung ins Kulturelle. Diese zeigen sich in sozialen Annahmen, Erfahrungen und habituellen Prägungen. Indem sie durch kreatives Aneignen, Abstoßen, Affirmieren und Verwerfen ihrerseits zur Dekonstruktion der fingierten Kategorisierungen beitragen, zeigen die Bar-Betreiber:innen einerseits die langfristige Wirkmächtigkeit schulischer Sozialisation aber auch den fortgesetzten kulturell artikulierten Dissens mit Versuchen der institutionellen Legitimierung von Ungleichheiten.

Daniel Töpper

Quellenverzeichnis

Heinecker, Willy (1913): Das Problem der Schulorganisation auf Grund der Begabung der Kinder. Jena, Phil. Diss. Langensalza: Beyer & Mann • Jenzer, Carlo (1991): Die Schulklasse. Eine historisch-systematische Untersuchung. Bern: Lang • Kaminski, Andreas (2011): Prüfungen um 1900. Zur Genese einer Subjektivierungsform. In: Historische Anthropologie 19(3), S. 331–353 • Lundgreen, Peter (2003): „Bildungspolitik" und „Eigendynamik" in den Wachstumsschüben des deutschen Bildungssystems seit dem 19. Jahrhundert. In: Zeitschrift für Pädagogik 49(1), S. 34–41 • Petersen, Peter (Hrsg.) (1916): Der Aufstieg der Begabten. Vorfragen. Leipzig: Teubner • Sickinger, Anton (1899): Zur Frage der Organisation der Volksschule in Mannheim. Mannheim: Haasche Druckerei • Sickinger, Anton (1904): Der Unterrichtsbetrieb in großen Volksschulkörpern sei nicht schematisch-einheitlich, sondern differenziert-einheitlich. Mannheim: Bensheimer • Sickinger, Anton (1905): Mehr Licht und Wärme den Sorgenkindern unserer Volksschule! Ein Vermächtnis Heinrich Pestalozzis. Zürich: Füssli.

Blick, der [ˈblɪk]

Auf einem berühmten Foto von Henri Cartier-Bresson sieht man zwei vor einer textilen Absperrung stehende Männer, die hingebungsvoll ins Beobachten vertieft sind. Das Besondere an dieser Szene sind die unterschiedlich gerichteten Blicke beider Herren. Während die Person links im → Bild über die Durchlässigkeit des Absperrungsmaterials neugierig das Dahinterliegende zu ergründen versucht, wurde die neben ihm befindliche Person scheinbar gerade von ebendiesem Vorhaben abgelenkt. Sein Kopf ist nach rechts gewandt, sein Blick auf etwas gerichtet, das sich außerhalb des fotografisch eröffneten Sichtbereichs befindet. Fühlte er sich selbst beobachtet und nun ertappt in seinem Tun? Oder hat er etwas entdeckt, das seinen Blick noch stärker als das geheimnisvoll vor ihm Liegende zu fesseln vermochte? Unvermittelt finden wir uns als Betrachtende damit in einer zugespitzten Blicksituation wieder, das Auge angeregt durch die beiden nicht einsehbaren Blickfänge und zugleich voyeuristisch den Blick auf die Blickenden fixiert. In dieser Verdichtung wird die Allgegenwart des Blickes deutlich, die den Menschen als Sinnsucher zwischen Sehen und Gesehenwerden aufs Engste mit seiner Sinnlichkeit verbunden zeigt. Auch sprachlich präsentiert sich die Verbindung unserer optisch orientierten Seins- und Denkweise vielgestaltig: Von der Einsicht und Absicht, dem Durchblick, der Beschaulichkeit oder Augenwischerei, über die Sehenswürdigkeit bis hin zum Versehen – das Auge ist weit mehr als nur ein Instrument zur Erfassung der Umwelt. Es ist ein Seismograph für das um uns herum mitschwingende Bedeutungsgeflecht, aber zugleich auch ein Schau-Fenster, das der Innerlichkeit des Betrachtenden auch unwillentlich Ausdruck geben kann. Der Blick ist in diesem Zusammenhang als Phänomen ganz besonders interessant, weil er selbst tief blicken lässt – in unsere Vorstellungen von Zeit und Raum sowie unser Konzept vom Selbst.

Im Augen-Blick wird der Blick zum Kairos als Ausdruck eines ereignishaften Zeitpunktes im Unterschied zur chronologischen, aus Sekunden, Minuten und Stunden bestehenden Zeit, die unseren Alltag als plan- und messbare Taktung linear ordnet und strukturiert. Im Kairos regiert das Offene des Möglichen, das sich zu einer unerwarteten Erscheinung verdichtet. In dieser Hinsicht korrespondiert der Augen-Blick ganz wunderbar mit der Etymologie des Blick-Begriffs, die „glänzen“ und „leuchten“, im mittelhochdeutschen Sprachgebrauch „aufleuchten“ und „aufblitzen“ umfasste (Kluge 2011, S. 133). Im Augenblick wohnt die Überraschung als aufblitzende günstige Gelegenheit, die flüchtig ist, wenn wir sie nicht nutzen. Ein Wimpernschlag ist kurz. Das macht ihn wertvoll. Und wenn jede Entscheidung, die wir treffen, ein kreatives Spiel mit den (Un-)Möglichkeiten zur Kreierung bestimmter Augenblicke darstellt, dann erklärt sich schnell, warum die Wahl eines Restaurants, die Wegentscheidung durch eine Stadt oder die morgendliche Outfit-Festlegung manchmal gar nicht so leichtfallen können. Im

Kontext der Zeit verbindet die Tiefe des Augenblicks Auge und Blick miteinander, während der Blick dem Auge sonst so einiges voraushat. Er kann bohrend, entblößend, prüfend, schmachtend, verschlingend, unschuldig, verschmitzt, offen oder nach innen gekehrt, stolz oder schamerfüllt sein und das Sehen und Gesehenwerden damit expressiv erfüllen. Blicke sprechen Bände. Das bringt uns in existenzialistische Gefilde. Immerhin entzündete Jean-Paul Sartre an der Auge-Blick-Betrachtung bereits eine Grundsatzdiskussion über das Sein und das Nichts (Sartre 1962). Er bezeichnet das Auge als Trägermedium für den Blick, der dem Menschen die Quelle seiner Ich-Erkenntnis sei und offenbart damit womöglich gar den Ursprung der sprichwörtlichen → Beziehung „Wer A(uge) sagt, muss auch B(lick) sagen." als Kern jedweder Selbstbeziehung. Sprach Martin Buber davon, dass das Ich am Du werde (Buber 2008, S. 12), es sich im Miteinander aneinander bilde, spitzt Sartre diese Idee in seiner Blicktheorie zu, wenn er das bloße Gesehenwerden zum Auslöser für ein konkretes Ich-Bewusstsein macht (Schürmann 2008, S. 196). Unsere Abhängigkeit vom betrachtenden Gegenüber und seinen Zuschreibungen macht den Blick des Anderen zu einer gewichtigen sozialen Geste, die Minderwertigkeitsgefühle auslösen, aber auch Selbstbewusstseinsschübe erzeugen kann. Während der liebende Blick einen wahren Rausch an Selbstwertschätzung auslösen kann, können neid- oder hasserfüllte Blicke dagegen nicht nur einschüchtern, sondern auch zur Verinnerlichung der kommunizierten Abwertungen im Gegenüber führen. Damit entzündet sich die Kraft des Blicks an einem Paradox: Weil der Mensch durch die Blicke Anderer in seinem ganzheitlichen Mit-sich-Sein gestört wird und sich von sich selbst löst, erhält er im Umkehrschluss erst ein Gefühl für sein Selbst. Das funktioniert übrigens nur deshalb, weil wir eine exzentrische Positionalität besitzen, also zugleich bei uns und außer uns sein können (Plessner 1981). Selbstbewusstsein braucht – dieser Denkweise folgend – Impulse zur Selbstdistanz, weil die Reflexion der eigenen Person erst durch Ankerpunkte im Außen, durch lebendige Spiegel, möglich wird. Blicken heißt damit nicht nur Anschauen, sondern überhaupt erst Sichtbarmachen. Und weil wir uns voreinander sichtbarmachen können, können wir auch Nähe herstellen. Damit bedeutet ein Anblicken auch ein Entblättern und Entblößen. Sich in die Augen zu sehen, ist ein kultureller Akt, der mit zunehmender Länge auch an Intimität gewinnt. Man denke an den Satz „Schau mir in die Augen, Kleines!" aus dem Film Casablanca. Da die eindringende Kraft des Blicks und ihre Störung des monadischen Mit-sich-Seins „machtvoll-entmächtigend" (Schürmann 2008, S. 194) erfahren werden kann, ist es ein Privileg, jemand anderem lange Blicke schenken zu dürfen.

Während im Tierreich die distanzüberschreitende Kraft des Blickes über das Starren als Fixieren der Beute oder Ausdruck von Kampfeslust vorkommt, setzt der gesellschaftlich auf Distanz sozialisierte Mensch dieses höchstens noch als Mittel der Provokation ein. Die von Georg Simmel beschriebene Blasiertheit des Großstädters, die das vornehme Wegschauen und allenfalls

Durch-den-Anderen-Hindurchsehen meint, das man beim Gang durch Straßen, Geschäfte, in der Bahn und im Aufzug regelmäßig erlebt und ausführt (Simmel 2006), ist ein kulturell eingeübtes Entblicken mit dem Ergebnis, sich als Mensch unter Menschen anonym und damit identitätsbefreit bewegen und hierbei temporär zum ungestörten Mit-sich-Sein zurückkehren zu können. Ausnahmen bilden Kinder, die ihre Blicke erkenntnishungrig auf ihre Gegenüber richten und auch bei gezieltem Zurückschauen nicht abwenden, wohl auch deshalb, weil sie – entwicklungspsychologisch betrachtet – noch nicht Gefahr laufen, dem entmächtigenden Reflexionsgeschehen im Blicketauschen und prüfenden Angeblicktwerden vollends auf den Leim zu gehen. Sie bleiben bis zu einem gewissen Alter noch identisch mit ihrer Handlung, auch wenn die Blicke Anderer auf sie gerichtet sind. Wohl auch, weil sie Suchende sind und im Anblick ihrer Umgebung Eindrücke sammeln müssen, die ihr Weltverstehen hervorbringen helfen. Dabei geraten nicht nur Menschen in ihren Fokus, sondern auch Dinge. Neue und schon mal Erblickte. Gerade die schon Erblickten werden zu stummen Zeugen einer Beständigkeit von Welt, die der fortlaufenden Beheimatung auch im Wechselspiel mit Entfremdungsmomenten Raum geben, vor allem noch bevor das Sprachvermögen seine kommunikativen Türen immer weiter öffnet. Die Welt als beredtes Schau-Fenster und blickevozierende Landschaft, die es Wimpernschlag um Wimpernschlag zu ergründen gilt, führt im Laufe des Lebens zu einer Aneinanderreihung von sich wiederholenden, gedehnten Blicken auf etwas oder jemanden (Genazino 2007). Im Blicken berühren wir nicht nur unsere Umgebung, auch wir werden ständig von ihr berührt, weil wir qualitativ sehen (Massumi 2010, S. 136 f.), also keine objektiven Blickbeziehungen aufbauen können. Wir sehen, was uns anspricht und übersehen, was uns sprichwörtlich nichts sagt. Dabei spielen auch die Bewertungen eine Rolle, mit denen wir das Erfasste versehen. Doch auch wenn sich uns Menschen, Dinge und Orte (noch) nicht direkt gezeigt haben, kann der Blick, mit dem wir ihnen begegnen, vorgefertigt sein. Angebote für vorgefertigte Blicke finden sich gesellschaftlich zuhauf. Die Bilderflut unseres visuell geprägten Medienzeitalters erzeugt innere Vorstellungswelten von Schönheit, Alter, Partnerschaft oder Erfolg, die als sogenannte Blickregime (Silverman 2015) unseren Blick lenken und zu mentalen Programmen werden können. Man denke nur daran, wie sich Tourist:innen durch eine Stadt bewegen, die ihnen zuvor nur durch einen Reiseführer schmackhaft gemacht wurde. Sie erfassen im Sightseeing-Modus. Der touristische Blick eilt ihnen voraus und lenkt ihre Raumwahrnehmung (Urry 2009).

In medialen Kontexten werden Blickregime häufig als Inszenierungsmuster zur Stabilisierung einer auf soziale Anerkennung basierenden Ich-Bildung genutzt. Schließlich wissen die medial Erblickten oft nicht nur um ihre Sichtbarkeit, sie stellen sie häufig auch gezielt her über wiederkehrende Posen und Gesten als Formensprachen, die schnell stilbildend wirken. Wenn diese Performanzen Zuspruch erhalten und als selbstverständlich kommuniziert werden, bündeln und

stabilisieren sie als Blickregime unsere gesellschaftlichen Zuschreibungen und machen uns blind für ihre Kontingenz. Um im Geflecht gesellschaftlicher Sinnzusammenhänge nicht allen Zuschreibungen unhinterfragt ins Netz zu gehen, bietet sich Kunst als aktives Blickangebot an. Kunst ermöglicht Differenzerfahrungen, indem sie mit konventionellen Blickregimen bricht und Blickbeziehungen neu stiftet bzw. in ihrer Prozesshaftigkeit anders organisiert. Wenn Bilder – wie das eingangs erwähnte Foto von Cartier-Bresson – uns herausfordern, sie anzuschauen, dann blicken sie uns demonstrativ, neugierig und provokativ an. Auch sie stellen einen Moment der Nähe her, schaffen Intimitäten und führen vor, um unseren Blick und all jene Blickregime, durch die er gespeist wird, zu entblößen.

Sandra Maria Geschke

Quellenverzeichnis

Buber, Martin (1995): Ich und Du. Stuttgart: Reclam • Genazino, Wilhelm (2007): Der gedehnte Blick. In: Genazino, Wilhelm: Der gedehnte Blick. München: dtv, S. 38–61 • Kluge, Friedrich (2011): Kluge – Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Berlin: De Gruyter • Massumi, Brian (2010): Ontomacht. Kunst, Affekt und das Ereignis des Politischen. Berlin: Merve • Plessner, Helmuth (1981): Gesammelte Schriften IV. Die Stufen des Organischen und der Mensch. Frankfurt/Main: Suhrkamp • Sartre, Jean-Paul (1962): Der Blick. In: Sartre, Jean-Paul: Das Sein und das Nichts. Versuch einer phänomenologischen Ontologie. Hamburg: Rowohlt, S. 338–397 • Schürmann, Eva (2008): Sehen als Praxis. Ethisch-ästhetische Studien zum Verhältnis von Sicht und Einsicht. Frankfurt/Main: Suhrkamp • Silverman, Kaja [2015|1997]: Dem Blickregime begegnen. In: Reckwitz, Andreas et al. (Hrsg.): Ästhetik und Gesellschaft. Grundlagentexte aus Soziologie und Kulturwissenschaften. Berlin: Suhrkamp, S. 399–414 • Simmel, Georg (2006): Die Großstädte und das Geistesleben. Frankfurt/Main: Suhrkamp • Urry, John (2009): The tourist gaze. Los Angeles: Sage.

Blowjob, der [bləʊdʒɑːb]

Vorspiel: Der alltagssprachliche, ursprünglich amerikanische und mittlerweile international gebräuchliche → Begriff „Blowjob“ benennt die verbreitetste unter denjenigen Sexualtechniken, die unter dem Obergriff „Oralsex“ zusammengefasst werden. Darunter fällt jede Art von sexueller Stimulation, bei der Lippen, Mundhöhle, Zähne, Rachen und vor allem die Zunge mit den Genitalien oder dem Anus in Kontakt gebracht werden. Obwohl solche Techniken auch unter Tieren ausgeübt werden, assoziiert man mit Oralsex für gewöhnlich sexuelle Interaktionen zwischen Menschen. Bemerkenswerterweise wird der Kuss – selbst in der Spielform des Zungenkusses – eher selten als Oralsex verbucht. Dies unterstreicht, dass „Oralsex“ in alltäglichen, aber auch wissenschaftlichen Kontexten primär die orale Stimulation der Genitalien meint. Beachtenswert ist auch, dass etwa im Prostitutionsgewerbe der Kuss als Dienstleistung entweder gar nicht angeboten

oder besonders teuer verkauft wird. Dies legt nahe, dass die orale Stimulation der Genitalien von den aktiven Akteur:innen als emotional schwächer besetzt und daher als weniger intim empfunden werden kann, als der Kuss.

Zwischenstück: Mit „Blowjob" – in englischer Aussprache als „BJ" abgekürzt – wird diejenige Technik bezeichnet, die der oralen Stimulation des Penis dient. Da sie deutlich stärker mit dem Saug- als dem Blasvorgang verbunden ist, gilt als unklar, warum sie als *Blow*job bezeichnet wird und man den Vorgang etwa im Deutschen auch mit „Blasen" beschreibt. Es könnte sich um eine metaphorische Deutung handeln, wonach dem noch leblosen Penis Leben eingehaucht bzw. eingeblasen wird, so dass er wiederaufersteht und jedem „kleinen Tod" (als den man den Orgasmus gelegentlich beschreibt) gewissermaßen neue Leben folgen lassen kann. Diese eher christlich inspirierte Deutung, für die etwa Michelangelos berühmter Freskenausschnitt von der Erschaffung und Belebung des schlappen Adams als Illustration gelten kann, hat allerdings auch vorchristliche Wurzeln: Im altägyptischen Göttermythos von Osiris und seiner Gemahlin Isis heißt es, dass Osiris von seinem missgünstigen Bruder zerstückelt und über Ägypten verteilt wurde. Isis ließ alle Stücke suchen und wieder zusammensetzen, doch fehlte der Penis. So formte sie einen neuen aus Lehm, fügte ihn hinzu und blies dem Leichnam durch das Ersatzteil neues Leben ein. Über diese etymologischen Bezüge hinaus ist feststellbar, dass der Blowjob für viele Kulturen, u. a. China, Indien, Japan, Papua-Neuguinea, Peru, Griechenland und Italien in → Bildern und Texten gut und über lange Zeit häufig tabulos dokumentiert ist (Leguay 2014). Das vielleicht berühmteste Beispiel dafür findet sich in Gestalt des altindischen Kamasutras, dessen Ausführungen zum Blowjob und anderen Oraltechniken auch die bildenden Künste und die Tempelarchitektur in Südasien stark beeinflusst haben (wo sich auch zahlreiche antike und mittelalterliche Darstellungen von Menschen beim Oralsex mit Göttern, Dämonen und Tieren finden). Dies ist allein schon deshalb erwähnenswert, da orale Sexpraktiken, inklusive des Blowjobs, in vielen Religionen noch heute starken negativen Bewertungen unterliegen und in einigen Ländern, so auch in manchen Bundesstaaten der USA, bis ins frühe 21. Jahrhundert hinein gesetzlich verboten waren.

In heterosexuellen Interaktionen wird der Blowjob von weiblichen, in gleichgeschlechtlichen Interaktionen von männlichen Personen ausgeübt. Interessanterweise hat sich in jüngerer Zeit für Blowjobs unter Männern, die darauf bestehen, heterosexuell zu sein, aber ihre Partnerin bzw. ihr eigenes sexuelles Selbstverständnis nicht betrügen wollen, der Ausdruck „brojob" eingebürgert (Jones 2017). Dieses Phänomen mitsamt der dafür erfundenen Bezeichnung veranschaulicht vielleicht noch eindrücklicher als der Blowjob, wie kulturell tiefsitzende Diskurspraktiken auch in Sexualpraktiken eindringen können (Foucault 1978). Der Blowjob kann von besonders bewegungsbegabten Personen auch als Technik der Selbstbefriedigung eingesetzt werden. Im wissenschaftlichen Sprachgebrauch wird der Blowjob mit dem Begriff „Fellatio" bezeichnet, der

vom lateinischen Verb „fellare“ (deutsch: saugen) abgeleitet ist; die Selbstbefriedigung mittels Blowjob wird „Autofellatio“ genannt. Die penetranteste Form des Blowjobs, bei der das erigierte männliche Geschlechtsteil bis in den Rachenraum eingeführt oder auch gerammt wird, bezeichnet man fachsprachlich mit dem lateinischen „irrumatio“, das allgemein als „deep throating“ bekannt ist – ein Ausdruck, der seine Bekanntheit dem Pornofilm „Deep Throat“ von 1972 verdankt, der diese Form des Blowjobs, damit verbundene Gewalt- und Machtfantasien wie auch sexuell konnotierte Geschlechterrollen als Standardrepertoire des pornografischen Films etabliert hat. In der wissenschaftlichen Unterscheidung oraler Sexualpraktiken werden die unterschiedlichen Spielarten der Fellatio von „Cunnilingus“ (der oralen Stimulation der weiblichen Vulva und Klitoris) und „Anilingus“ (der oralen Stimulation des Anus) unterschieden. Dass diese Ausdrücke das lateinische „lingua“ (deutsch: Zunge) beinhalten, zeigt an, dass Cunnilingus und Anilingus das Zungenspiel betonen, während der Blowjob darüber hinaus vergleichsweise leicht vom gesamten Mund- und Rachenraum Gebrauch machen, folglich facettenreicher inszeniert werden kann und daher auch in der medialen, vor allem pornografischen Darstellung oraler Sexualtechniken besondere Beliebtheit genießt. Gefördert wird dies dadurch, dass der Blowjob vor allem dann als vorbildlich erledigt gilt, wenn er dem Penis zur sichtbar ansteigenden Erektion und sogar zur sichtbaren Ejakulation verhilft und dadurch gängige dramaturgische Vorstellungen von Exposition, Spannungsaufbau, erregendem und retardierendem Moment, Klimax und lösendem Spannungsabbau wachruft (Freytag 1863). Dass der Blowjob in den letzten Jahrzehnten auch und gerade unter Jugendlichen in vornehmlich westlichen Gesellschaften häufiger praktiziert wird als zuvor, korreliert vermutlich nicht zufällig mit dem deutlich angestiegenen Konsum von Pornofilmen durch immer jüngeres Publikum (Robb/Mann 2023). Eine Rolle dürfte dabei auch spielen, dass der Blowjob zwar einen gewissen Grad an sexueller Intimität, mitunter auch Befriedigung, aber – entgegen anders lautender Gerüchte – keine Nachkommen erzeugt und daher als empfängnisverhütende Technik anzusehen ist; er gilt daher bei manchen Gruppen und Individuen nicht mal als Sexualverkehr. Ebenfalls entgegen anders lautender Gerüchte ist aber darauf hinzuweisen, dass auch durch Blowjobs eine ganze Reihe von Geschlechtskrankheiten übertragen werden kann.

Höhepunkt: Der Blowjob muss nicht zwingend zur Ejakulation führen, doch wie gesagt gilt der Job erst dann als vollständig erledigt, wenn der Samenerguss herbeigeführt ist, was für gewöhnlich mit dem Orgasmus des Mannes und der Erschlaffung seines Geschlechtsteils einhergeht. Danach kann der Blowjob helfen, eine erneute Erektion zu beschleunigen, wobei die Erfolgsaussichten je nach bearbeitender und bearbeiteter Person variieren. Variieren können auch die Erwartungen an den perfekten Blowjob. So empfinden sich manche Personen durch

den Blowjob erst dann als befriedigt, wenn das Ejakulat von der ausführenden Person geschluckt, also nicht nur oral *be*-, sondern auch gleich oral *ent*sorgt wird. Oraler geht es nicht mehr.

Nachspiel: Lässt sich auch nicht bestreiten, dass es Personen gibt, die den Geschmack und das Schlucken des Ejakulats selbst als erregend empfinden, so lässt sich doch feststellen, dass es die meisten Menschen Überwindung kostet, Sperma – wie auch andere Körperflüssigkeiten, die einen Körper bereits verlassen haben – im Mund aufzunehmen oder gar zu schlucken. Da das Erregungs- und Orgasmuserleben des einen Parts folglich zumeist mit einem Abneigungs- und Ekelgefühl des anderen Parts einhergeht, wird der Blowjob häufig als eine von männlichen Machtbedürfnissen durchzogene, soziokulturell durchgesetzte und erniedrigende Sexualpraktik betrachtet, die u. a. auf Beschämung ziele. Versinnbildlicht sei dies in der geradezu ikonischen Pose des stehenden Mannes, vor dem die dienstleistende Person – zumeist eine Frau – kniet und sich somit klein macht. Bestimmte Formen des Blowjobs, wie das bereits erwähnte „deep throating", das bei der aufnehmenden Person für gewöhnlich den Würgereflex auslöst, werden in dieser Auffassung als besonders entwürdigend bewertet. Einen ähnlich kritischen → Blick legen oft auch psychoanalytisch beeinflusste Deutungen an, in denen beispielsweise der Penis als das zentrale Objekt, um das der Blowjob kreist, nicht nur als Organ, sondern auch als Phallus gesehen wird, d. h. als Symbol für allerlei Potentiale (z. B. Kraft, Macht und Fruchtbarkeit), die mit dem Penis gesellschaftlich in Verbindung gebracht werden und dadurch asymmetrische Geschlechterpositionen markieren. Abgesehen davon, dass in jüngerer Zeit der Cunnilingus sich auch unter heterosexuellen Paaren wachsender Beliebtheit erfreut und offenbar immer mehr Männer zu Dienstleistern werden (Robb/Mann 2023), eröffnet jedoch auch das Symbol- und Deutungsarsenal der Psychoanalyse Sichtweisen, in denen die Fellatio als Machtinstrument derjenigen Seite erscheint, die den Blowjob gewährt und in der Lage ist, den Penis seines neuen Lebens auch gleich wieder zu beschneiden. Dass der Penis zwischen den Kiefern und Zähnen der lebensspendenden Person auch als Phallus stets von Kastration und Aneignung durch Andere bedroht ist, mahnt zur Vorsicht, die Frage der Machtverteilung zumindest hinsichtlich der Rolle des Blowjobs allzu vorschnell zu beantworten.

Pradeep Chakkarath

Quellenverzeichnis

Foucault, Michel (1978): Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit. Berlin: Merve • Freitag, Gustav (1863): Die Technik des Dramas. Leipzig: Hirzel • Jones, Joseph, R. (2017): Brojobs, bro culture, and hegemonic masculinity. In: Jones, Joseph, R. (Hrsg.): Feather boas, black hoodies,

and John Deere hats. Leiden: Sense Publishers, S. 101–103 • Leguay, Thierry (2014): La fabuleuse histoire de la fellation. Paris: La Musardine • Robb, Michael B./Mann, Supreet (2023): Teens and pornography. San Francisco: Common Sense.

Blues, der [bluːs]

Unter diesem Stichwort könnte es viel um kulturelle Aneignung gehen. Große Teile dessen, was spätestens seit den 1930er Jahren zu populärer Musik wurde, basiert auf der Aneignung von Formelementen des Bluesstils; rhythmisch, melodisch und harmonisch, und nicht zuletzt habituell-mental. Am Jazz, Rhythm & Blues, Rock 'n' Roll, Soul, Beat, Pop ist das zu hören (Jost 1982, Behrendt 1991). Tatsächlich kenne ich in meiner Generation (den → Babyboomern) keine Musikrichtung, die öfter anzueignen versucht wurde, insbesondere von jungen Männern, die von einer Karriere als Popstar träumten und es schafften mindestens drei Akkorde auf der Gitarre zu schrammeln. Dies ist selbstverständlich ein westlich-eurozentrischer → Blick unter besonderer Berücksichtigung der alten BRD. Es soll aber – wie einige Leute (Rauhut/Kochan 2004) versichern – auch im Spreewald und anderswo zwischen Elbe und Oder zu Ähnlichem gekommen sein.

Auch wenn Jazz und Pop einiges aus dem Blues adaptierten (etwa die Blue Note[s]), ist es bereits ziemlich irreführend, dass prominente Jazzhistoriker wie Joachim-Ernst Behrendt den Jazz als „kulturelle Aneignung" des Blues begreifen. Zur Veranschaulichung dieser These simuliert Behrendt (1991) ein Gespräch zwischen Jazzkritikern, an dessen Ende Aussagen stehen wie, „dass der Blues die Essenz des Jazz ist" (Behrendt 1991, S. 215). Es gehe „einfach" um „dieses gewisse nebulöse Bluesfeeling" (ebd.). Dies mache den Unterschied aus „zwischen einem ‚Body and Soul', das Coleman Hawkins bläst, und dem gleichen Stück, gespielt von dem Tenorsaxophonisten irgendeiner kommerziellen Tanzband" (ebd.). In diesem Zusammenhang ist gerne von „empfindungsmäßige(r) ‚Richtigkeit'" (Behrendt 1991, S. 218) die Rede. Von Huddie Ledbetter, „Leadbelly" genannt, gilt der Satz als überliefert: „Kein weißer Mann hatte jemals den Blues, denn der Weiße hat keine Sorgen …". Dass Leadbelly echte Sorgen hatte (er saß zweimal im Gefängnis, unter anderem wegen Totschlags), oder dass Afro-Amerikaner:innen in den 1930er Jahren und noch lange darüber hinaus aufgrund ihrer Lebenslage ungleich mehr Sorgen hatten als weiße Nordamerikaner:innen, dürfte unstrittig sein. Wenn Leadbelly aber davon spricht, wie er morgens aufsteht „und auf dem Bettrand sitzen bleibt", obwohl die ganze Verwandtschaft im Haus ist, nur weil er mit „keinem von ihnen sprechen will" (zit. n. Behrendt, ebd.), dann dürfte so etwas auch in ‚nicht-schwarzen' Sozialmilieus oder transkulturellen Lebensformen genauso gut vorkommen.

Wovon handelt also das „gewisse nebulöse Bluesfeeling"?

„I'm going down the road and feeling bad. Bad luck is all I ever had", heißt es im Blues-Traditional. „There is a house in New Orleans", heißt es in einem alten Folksong, der übrigens von Leadbelly 1945 ‚verbluest' wurde – lange bevor The Animals 1964 damit „White Blues" erschafften. Immer nur „Bad Luck" gehabt zu haben, könnte die Nummer eines Pechvogels sein; sich in einem Bordell in New Orleans herumzutreiben, dazu gehört etwas mehr Eigenanteil. Ist der Blues nun einfach eine „Trajektorie" (Corbin/Strauss 1988)? Oder ist es eine Art großer Depression? „Der Blues hat dich" – so zitiert Behrendt „Leadbelly". Dem Blues wird zugeschrieben von Personen, die ihn verspüren, Besitz ergriffen zu haben. So paraphrasiert ein deutscher Kommentar eine ähnlich lautende Aussage von Ezra Cornell mit „der Weltschmerz habe ihn gepackt" (Schulz-Köhn 1962). Wenn Blues musik- und sozialgeschichtlich auf die nordamerikanische Sklaverei zurückverweist, was ist dann die → Bedeutung dieser Verschiebung des Besitzergreifens vom Sklavenhalter auf eine Musik, deren Stimmung den Sklaven und deren Nachfahren packt? „Der Blues hat dich" wäre dann die Symbolisierung einer gefühlten Ausweglosigkeit der Lebenslage. Vordergründig erschiene der Blues so fatalistisch, und würde sich in dieser Haltung deutlich anders stilisieren als etwa der Gospel, der von Erlösung singt, der Soul, der diese Erlösung verweltlicht (meist auf Liebe und Sex zwischen Mann und Frau überträgt) oder der Rap, der gegen die Verlegenheiten im Leben anschimpft. Wäre Blues nur das fatalistische Feeling, dann wäre er eine musikalisch-affektive Fixierung. Aber der Blues kann auch anders und ist anders.

„*I've got in mind to give up livin',*
– yes – and went shoppin' instead,
Picked me a tombstone
and be pronounced dead" (Butterfield Blues Band 1966); oder:

„*I got my mojo working,*
it just don't work on you.
I got my mojo working,
but it just don't work on you" (Muddy Waters 1969).

Kulturelle Aneignung bedeutet: Weiterentwicklung, Fortschreibung, neue Ideen, „fighting the old ennui" (Cole Porter 1934). Immer nur die drei Akkorde und die verminderte Terz mit der kleinen Septime; da war es schon eine Wohltat, dass – andere schwarze Musiker:innen später die „flatted fifth" im Bebop ausprobierten, und damit den Jazz fortgeschrieben haben. Niemand muss zu dieser „flatted fifth" übergehen. Die oben zitierten „Butterfield Blues Band" (Tombstone Blues) und Muddy Waters („Mojo Working") haben nicht einfach die triste Stimmung des Blues weitergeschrieben – sie haben mit ihren Songs gelacht. Der Blues kann eben auch ironisch. Diese Experimente im Chicago der 1960er Jahre sind in die

Geschichte des „White Blues" eingegangen; einer Musikrichtung in der schwarze, weiße und halb-weiß-schwarze Musiker:innen zusammenspielten, und mit dem das Album „Fathers and Sons" auf einen Generationenwechsel im Blues angespielt haben. Gitarristen wie Muddy Waters, B.B. King, Mike Bloomfield oder Elvin Bishop spielten flüssiger, launiger und immer auch leicht hüpfend. Muddy Waters oder John Lee Hookers Shoutings waren so klar intoniert wie das „I have a dream" von Martin Luther King (1963). Ebenso nicht elegisch weinerlich, sondern fest und überzeugt ist das „Didn't it rain" von Sister Loretta Tharpe (1964) auf einem Konzert in der Bahnhofsruine in Manchester. Der Blues zeigt sich hier verwandt mit dem Gospel und im Übergang zum Soul. Nicht zufällig endet das Soulstück „Let 'em in" von Billy Paul mit Sätzen aus Kings Washingtoner Rede: „We will be able to speed up that day when all of God's children, black men and white men, Jews and Gentiles, Protestants and Catholics, will be able to join hands and sing in the words of the old Negro spiritual: Free at last! Free at last!" (King 1963 in Paul 1976). Die Grenzen, nicht nur der Musik, nicht nur des Blues, sind fließend.

Warum ist der Blues trotzdem oft so fixiert? Ein Beispiel: Der tschechische Gitarrist Sammy Vomáčka hat 1975 eine Platte mit Blues-Traditionals wie „Dust my broom", „Worried Blues" und „I'm going down the road feeling bad" aufgenommen. Daneben findet sich ein Stück von Lonnie Johnson aus dem Jahr 1937. Der Bluessong handelt von einer „Man killing broad", von der das männliche Sänger-Ich weiß: „you want to whip my head". Auf der Welt und leider ebenso im Popsong, noch dazu im Blues werden einfach zu viele Frauen getötet, im US-amerikanischen oft auch erschossen. „Hey Joe, where you goin' with that gun in your hand"? mag man mit dem ‚halb-schwarzen Halbi*d*a*n*r-Halbgott' der Gitarre fragen, der dem Blues nicht fernstand.

Bluessänger sind empirisch meist Bluessänger, also männlich. Und sie singen Männerphantasien über Frauen, von denen sie verlassen oder nicht geliebt wurden, die gemein („mean") zu ihnen waren, obwohl sie ihnen z. B. Geld gaben. Denn im Blues haben Frauen nichts anderes im Sinn als ihre Männer loszuwerden. Johnson: „You try to steal my life so you can have your own to be." Und wenn er von der Geliebten am Ende als der „roughest little broad in town" spricht, wieso ist sie denn nicht die „toughest"? Unabhängig sein zu wollen, von Männern, die wenig auf die Reihe bekommen, ständig mit dem Gesetz in Konflikt geraten und sie auch sonst nicht sonderlich zu respektieren scheinen, ist nicht gerade ein vollkommen unverständliches Motiv. Der Blues als das vermeintlich authentische Beklagen des widrigen Schicksals eines ewigen Pechvogels hat nicht zuletzt musikalisch ausgedient. Der letzte einigermaßen erfolgreiche Versuch von Gary Moore „still got the blues for you" spielt zwar im Titel auf den Blues an, bricht jedoch mit dem 12-taktigen 3-Akkord-Schema.

Ob die berühmten Frauen des Blues – „Empress" Bessie Smith, „Ma" Rainey oder Alberta Hunter – ausschließlich dem Blues zugewandt waren, oder ob nicht auch sie weitergingen, vor allem in den Jazz der 1930er Jahre, kann hier nicht

vollends beantwortet werden. Aber wahrscheinlich sind auch bei ihnen die Grenzen zwischen Blues und Jazz fließend. Billie Holliday jedenfalls, die Bessie Smith kurz vor ihrem Tod 1939 nochmals ersetzen sollte, wurde eine Lady des Jazz, auch wenn sie vom Blues sang: „lady sings the blues, she's got it bad".

Michael Corsten

Quellenverzeichnis

Behrendt, Joachim-Ernst (1991|1953): Das Jazzbuch. Frankfurt/Main: Fischer • Butterfield Blues Band (1966): East-West. Chicago: Elektra • Corbin, Juliet/Strauss, Anselm (1988): „Unending work and care: managing chronic illness at home". San Francisco: Jossey-Bass • Jost, Ekkehard (1982): Die Sozialgeschichte des Jazz. Frankfurt/Main: Fischer • Paul, Billy (1976): Let 'em in. Auf: Let 'em in. (Album). 1. Song, Seite 1. Philadelphia: International Records • Porter, Cole (1934): I got a kick out of you. In: Anything goes. Broadway Musical aus 1934 • Rauhut, Michael/Kochan, Thomas (2004) (Hrsg.): Bye, Bye, Lübben City. Bluesfreaks, Tramps und Hippies in der DDR. Berlin: Schwarzkopf & Schwarzkopf • Schulz-Köhn, Dietrich (1962): Kommentar. In: Musikkunde in Beispielen: Der Blues. Berlin: Deutsche Grammophon Gesellschaft • Tharpe, Sister Rosetta (1964): Didn't it rain. (recorded live by Granada Television at the disused railway station at Wilbraham Road, Manchester), https://www.youtube.com/watch?v=Y9a49oFalZE [abgerufen: 28.02.2023] • Vomáčka, Sammy (1975): Come to my kitchen. Braunschweig: Stockfisch • Waters, Muddy et al. (1969): Fathers & Sons. Chicago: Chess Records.

B-Movie, der [ˈbəˈːˌmuː.vi/]

Viele meiner Nächte in den 1980ern habe ich nach Kneipenschluss der „Lagerhalle", einem kommunalen Kulturzentrum in Osnabrück, in dem ich jahrelang arbeitete, in Programmkinos verbracht. In der Lagerhalle selbst gab es ein Filmteam, das nicht müde wurde, ein „Programm für Cineasten" aufzulegen. Zu den beliebtesten Genres gehörten „Experimental-/Underground-/Subversiver Film, Erotik, Film Noir, Frauenfilm (u.ä.), Horror und Science-Fiction und last but not least Literatur-Verfilmungen" (Clasen 1986, S. 106). Die Lagerhalle als Treffpunkt für Cinephile war ab 1981 auch Austragungsort des „Internationalen Experimentalfilm-Workshops", der 1988 umbenannt und bis heute fortgeführt wird als „European Media Art Festival", um dort die Interdependenz von Kunst, Kultur, Gesellschaft und Technologie zu ergründen.

So gut das Filmprogramm in der Lagerhalle auch war, sie schloss immer früh, sodass das Kino am Rosenplatz der ideale Ort war, um weiterzuschauen. Hier wurden nach den „normalen Abendvorstellungen" ab Mitternacht immer Filme jenseits des Mainstreams gezeigt. Passend zum „Antiprogramm" durfte (damals üblich) im Kino geraucht werden.

Als ich dann einst mit einer befreundeten Berliner Feministin im „Rosenhof"-Kino war (ich weiß nicht mehr, welcher Film lief), wurden die kommenden Russ-Meyer-Film-Nächte angekündigt. Bei den Trailern zu „Faster, Pussycat! Kill! Kill!" (1965; dt. Titel: „Die Satansweiber von Tittfield") und „Supervixens" (1975) war sie fast so weit, aus Protest die Leinwand zu zerschneiden, sagte aber nur: „Das gibt es doch gar nicht!". Meyers Vorliebe für Frauen mit überdimensionierten Brüsten war für sie einfach nur sexistisch, keine künstlerische Freiheit und Kunst schon gar nicht!

Bei all meinen Kinobesuchen damals habe ich gar nicht in Filmgattungen gedacht, und die heute – anders als ab den 1930ern und v. a. in den USA – nicht mehr ganz so gängige Unterscheidung von B- in Abgrenzung zu A-Movies war für mich nicht handlungsleitend. Ebenso wenig wie die Kategorie B-Promis: weder in der Wissenschaft noch bei solchen, die als Hauptdarstellende in B-Movies oder als Nebendarstellende in A-Filmen agieren.

B-Movies, umgangssprachlich häufig als Billigfilme bezeichnet, sind Produktionen mit geringen Mitteln und werden daher zuweilen auch als Low-Budget-Filme bezeichnet. No-Budget ist dagegen etwas Anderes: ich war selbst auf solchen „No-Budget-Festivals"/„Tage des unabhängigen Films" vertreten: mit zwei Dokumentarfilmen und einem Experimentalfilm. Weniger Gefallen bei der Jury fand dagegen mein Super-8-Film „B()LEBT", ganz B-Movie-mäßig war er vielleicht zu geschmacklos (oder auch einfach nur schlecht/einfallslos). Er ist bis heute ungezeigt und damit nicht einmal Anwärter für einen Negativpreis. Der bekannteste ist die seit 1981 – als „Anti-Oskar" bekannt – vergebene „goldene Himbeere".

Eine Kategorisierung aber nur über ökonomische Kriterien (No-/Low-Budget- oder „Billigfilm") greift zu kurz. Die Einteilung in A- und B-Movie (zuweilen beliebig um C-/D-Movie erweiterbar) ist nicht stringent einzuhalten. Denn Filme mit vergleichsweise niedrigem Budget, wie „Terminator" (1984, Regie: James Cameron, der 1997 mit „Titanic" den für damalige Zeiten – und bis heute einen der – teuersten Film drehte) werden zu Blockbustern, den Teil 2 und folgende A-Produktionen folgen. Auch taugt B-Movie als Sammelbegriff so wenig wie sein A-Pendant, um Genres zu kartieren. Dennoch verbinden sich mit B-Movie in „grauen" Vorzeiten oft Western, z. B. solche, in denen der spätere von 1981–89 amtierende US-Präsident, Ronald Reagan, mitspielte – was auch crossmediale Referenzen fand: „Graue B-Filmhelden regieren bald die Welt. Es geht voran!" (Fehlfarben 1980). Vielleicht noch mehr zur B-Gattung gehören die „Mumien, Monstren, Mutationen" aus Sciencefiction oder Horror, die ab 1969 als „Gruselkabinett" auf das deutsche Couchkino strahlten (Auf dem Dritten sieht man besser!). Ed Wood und andere amerikanische B-Film-Meister – Elixier für deutsche Splatter-Movies (wie jene von Jörg Buttgereit) – standen Pate für weitere

Trash-Produktionen („Das deutsche Kettensägenmassaker", 1990 als bizarre Wendegeschichte von Christoph Schlingensief gedreht) und drangen – wenn auch zeitversetzt – auf den Kunstmarkt vor.

Für das Subversive auf der einen Seite und das Experimentelle – bis zum Artifiziellen – auf der anderen Seite stehen die (B[illig]-)Filme von Russ Meyer. Ihm wurde 1972 auf der 5. documenta eine eigene Retrospektive gewidmet und seine Werke gehören zur Sammlung des Museum of Modern Art (was meine feministische Freundin bis heute wenig überzeugt). Auch finden sich Referenzen auf ihn in einem anderen popkulturellen Kontext: So ließen sich offensichtlich die → Grunge-Band „Mudhoney", aber auch Rockgruppen wie „Vixen", „Motorpsycho" und „Faster Pussycat", bei ihrer Namensgebung inspirieren.

Einmal davon abgesehen, dass es möglicherweise eine Reihe „zweitklassiger" Filme geben mag, die mit B-Movie gelabelt werden, sind solche jenseits des Mainstreams stattfindende Produktionen, jene die Spielräume bieten, um überhaupt Neues auszuprobieren, bei dem das Subversive leitend ist oder Experimentelles möglich macht. Zuweilen fördern monetäre Limitationen auch ästhetische Explorationen und lassen überhaupt erst in der Peripherie (dem Off-Kino) ganz andere Optionen entstehen (Scheugl/Schmidt jr. 1974). Insofern eröffnen sich dann ganz unabhängig (independent eben) auf der Leinwand Filmkunst-Schauspiele, wie der mehrfach ausgezeichnete „Down by Law" (1986) von Jim Jarmush mit John Lurie und Toms Waits, die sowohl als Akteure als auch für die Filmmusik verantwortlich waren. Oder Filme von Andy Warhol: in seinem „The Chelsea Girls" von 1966 mit Musik von Velvet Underground werden auf jeder Leinwandhälfte parallele Handlungen projiziert. Ein Double Feature ganz anderer Art bieten Robert Rodriguez (mit „Planet Terror") und Quentin Tarantino („Death Proof") 2007 mit ihrem Action-Horror-Thriller-Double Feature „Grindhouse" – in Anspielung an „Grindhouses" als gängige Bezeichnung für Kinos, die (im Doppelpack ist es billiger) zwei B-Movies zeigten.

Mit dem Nicht-A-Film (ob nun genrespezifisch oder einfach nur anders irgendwo zwischen Trash und Kult) verbindet sich – jenseits der mit B-Movie hinterrücks mitgelieferten Be-/Ab-Wertungskategorie (Maase 2018) – eine kulturelle Praxis der Zugehörigkeitsanzeige und eine Identitätsofferte, da sich über die Hinwendung zum B bei gleichzeitiger Abwendung vom A Distinktionsangebote eröffnen, ganz so wie es sich bei der A- und B-Seite bei Singles verhält. Für „richtige" Fans sind oft die B-Seiten die wahren Perlen, wo es etwas zu entdecken gibt – etwas Sperriges möglich ist – und mittlerweile Kompilationen von „The Complete B-Sides" das eigentlich Besondere sind. Ganz ähnlich verstehen sich Programmkinos, die sich B-Movie nennen, wie das auf St. Pauli. Es ist ein im Selbstverständnis fester Bestandteil im kulturellen Angebot Hamburgs: frei von kommerziellen Zwängen und Abhängigkeiten, ein Kino, das ein vielschichtiges unkonventionelles Film- und Kulturprogramm bietet.

Und wenn es noch eines Belegs bedarf, dass die Bezeichnung B-Movie eine Auszeichnung ist, dann darf der Hinweis auf „Lust & Sound in West-Berlin 1979–1989“, dem „B-Movie“ von Mark Reeder von 2015 nicht fehlen, eine Hommage an das West-Berliner (Musik)Szene-Leben in der Mauerstadt. Gesampelt werden etliche Filmaufnahmen, Interviews, Statements aus dem Berliner Untergrund. Als Essayfilm kompiliert Reeder seine biografische Spurensuche und Streifzüge durch Bars und Privatwohnungen der ganzen A-Riege der damaligen Off-Kultur, den „Genialen Dilletanten“ (Blixa Bargeld, Malaria u. v. a.), die vom Mainstream gesehen wohl „nur“ B-Promis wären.

Als ich den Film sah (nicht in einem B-Movie-Programmkino, sondern rauchfrei im Delphi an der Kantstraße in Berlin-Charlottenburg), wurden darin so viele Zitate (ehemals gesehener Filme und → Bilder) gezeigt und vor allem die auch dystopische (aber ebenso energie-geladene) Stimmung dieser „No Future“-Epoche lebendig, dass mir erst später gewahr wurde, dass ich all das Gesagte/Gezeigte gar nicht selbst erlebt hatte (Spoiler zum Film: „If you can remember the 80's, you weren't there“). Vieles in diesem B-Movie kannte ich nur aufgrund einiger Berlin-Besuche und daher nur ausschnitthaft als Zaungast (und nicht als Mitakteur). Ich zog erst 1988 nach Berlin, dem Ende von Reeders Odyssee. Insofern erlebte ich diese kulturell geteilten und „als meine Zeit“ verinnerlichten (ikonischen) Versatzstücke einer bestimmten Generation wohl filmisch – damals in den 1980ern in der Lagerhalle oder nachts im Rosenhof in Osnabrück, als ich das kulturelle B-Movie-Programm konsumierte. Ganz in diesem Sinne lässt Luhmann grüßen: „Was wir über unsere Gesellschaft, ja über die Welt, in der wir leben, wissen, wissen wir durch die Massenmedien“ (1998/2017, S. 9.).

Günter Mey

Quellenverzeichnis

Clasen, Peter (1986): Chronik der laufenden Kino-Ereignisse – Highlights und wichtige Daten zum Kino in der Lagerhalle. In: Lagerhalle e.V. (Hrsg.): Lagerhalle. Das Buch. Osnabrück: Kulturforum Osnabrück, S. 106–110 • Luhmann, Niklas (2017|1998): Die Realität der Massenmedien. Wiesbaden: Springer VS • Maase, Kaspar (2018): Schundfilm/Trashfilm. In: Geimer, Alexander/Heinze, Carsten/Winter, Rainer (Hrsg.): Handbuch Filmsoziologie. Wiesbaden: Springer VS, S. 1–13 • Scheugl, Hans/Schmidt jr., Ernst (1974): Eine Subgeschichte des Films – Lexikon des Avantgarde-, Experimental- und Undergroundfilms. 2 Bände. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Bochum [boːxʊm]

Bochum ist der Name einer deutschen Großstadt, die aktuell (2025) ca. 374.000 Einwohner:innen zählt und im westdeutschen Bundesland Nordrhein-Westfalen, genauer in derjenigen Region gelegen ist, die auch als Ruhrgebiet, im Lokaljargon salopp als „Ruhrpott", „Pott" oder „Revier" bezeichnet wird und zwischen den Flüssen Ruhr und Emscher auf dem so genannten Hellweg liegt. Entlang dieser im Mittelalter angelegten einstigen Heer- und Handelsstraße liegen weitere Städte der Region wie Duisburg, Essen und Dortmund. Dass es sich bei Bochum aber nicht um einen beliebigen Ort handelt, unterstreicht ein von Herbert Grönemeyer (1984) komponierter, über Deutschland hinaus bekannter Song, in dem die Stadt hymnisch als „Perle des Reviers" besungen und angemessen verklärt wird. Heute ist die Stadt vom Song nicht mehr zu trennen, weshalb Bochum als urbane Manifestation der postmodernen These von der zunehmenden Ununterscheidbarkeit von Realität und Fiktion gelten darf, wobei die Existenz der Stadt aber außer Frage steht, anders etwa als im Falle von Bielefeld.

Nach unzuverlässigen Quellen schuf Gott persönlich das Ruhrgebiet, sah, dass es gut war und sprach: „Essen ist fertig." Dass Bochum unerwähnt bleibt, macht die Erzählung dubios, denn abseits von solch fiktiven Berichten belegt ein versteinerter Fußabdruck, dass Bochum schon weit vor der Erschaffung des Potts Geschichte machte: Diese früheste und erst 2013 entdeckte Spur hinterließ im heutigen Stadtgebiet vor über 300 Millionen Jahren ein Saurier. Evolutionsbiologisch darf er als früher Vorfahre der Bochumer:innen gelten, denen bis heute eine gewisse Urtümlichkeit nachgesagt wird. Ausgrabungsfunde wie Keramik und Steinklingen belegen, dass Menschen hier schon seit über 25.000 Jahren gearbeitet und produziert oder – wie man im Ruhrpott sagt – *malocht* haben. Dass das bislang älteste Fundstück, ein Schaber aus Quarzit, ausgerechnet im Stadtteil Querenburg gefunden wurde, wo sich heute mit der Universität ein Zentrum Bochumer Innovationsgeistes befindet, ist wahrscheinlich Zufall; eine gerade Linie von steinzeitlichen Werkzeugen zu den Material- und Ingenieurwissenschaften der Ruhr-Universität Bochum (RUB) lässt sich jedenfalls nicht ziehen.

Auch die Entwicklung von einer seit ca. 5000 v. Chr. lose besiedelten Fläche über eine dörfliche Gemeinschaft bis hin zur Stadt lässt sich nur vage rekonstruieren. Ein Reichshof, wie ihn Karl der Große im 9. Jahrhundert als Versorgungsstation auch in Bochum hatte anlegen lassen, dürfte den Anstoß für die Niederlassung von → Bauern und Handwerkern und die Entstehung einer Gemeinde gegeben haben, die um 1400 Markt- und Stadtrechte erhielt (Bleidick 2020). 1517 dann die erste Katastrophe: ein Brand legte fast alle Gebäude in Schutt und Asche. Eine weitere Feuersbrunst und mehrere Pestwellen folgten. Dass eine Bochumer Spirituosenmanufaktur über 400 Jahre später auf die Schnapsidee kam, den Kartoffelschnaps „Bochumer Stadtbrand 1517" auf den Markt

zu bringen, versinnbildlicht, was die Bochumer:innen so alles mit Humor und Spiritu wegstecken. Sinnbildlich für das Bochumer Naturell ist auch, dass hier nicht → Braunkohle, sondern Steinkohle abgebaut wurde, die härtere Variante, die aber viel mehr Wärme ausstrahlt.

Im Vergleich zu Nachbarstädten verlief die weitere Entwicklung langsam. Das änderte sich mit dem Einzug von Bergbau und Stahlindustrie, dem Eisenbahnanschluss und der Einrichtung von Krankenhäusern, Schulen, Kaufhäusern und Hotels (Pätzold 2017). Hatte die Bevölkerungszahl um 1800 gerade mal ca. 1.600 betragen, so war sie 50 Jahre später bereits auf ca. 5.000, um 1900 auf ca. 60.000 und 40 Jahre später, nach Eingliederung umliegender Gemeinden, auf über 300.000 angewachsen. Wichtigen Anteil daran hatte die Entwicklung eines revolutionären Stahlgussverfahrens durch Jakob Meyer, dessen Fabrik 1854 unter dem Namen „Bochumer Verein" in eine Aktiengesellschaft umgewandelt wurde und die Stadt zu einem Zentrum der internationalen Stahlindustrie und der Produktion von Stahlglocken machte. Bereits vor 1939 beschäftigte der Verein an die 20.000 Menschen.

Der Bochumer Verein, der seit Jahrzehnten auch Geschützrohre produzierte und schon 1937 zum „Nationalsozialistischen Musterbetrieb" erklärt worden war, steht auch für die Verstrickungen der deutschen Schwerindustrie in die NS-Diktatur (Wagner 1993). Während des 2. Weltkriegs setzte er etwa 7.000 Zwangsarbeiter:innen ein; Mitte 1944 wurde auf dem Werksgelände ein Außenlager des Konzentrationslagers Buchenwald mit mehrheitlich jüdischen Häftlingen untergebracht, von denen viele hier den Tod fanden. Insgesamt gab es über Bochum verteilt über 100 Lager mit über 32.000 Zwangsarbeiter:innen. Das Ruhrgebiet als Waffenschmiede des Deutschen Reiches wurde seit 1940 Ziel der alliierten Streitkräfte. Bochum erlebte den schwersten Angriff am 4. November 1944, als die britische Luftwaffe über der Stadt tausende Sprengbomben und zigtausende Brandbomben abwarf. An die 1300 Menschen kamen um, große Teile der Stadt wurden dem Erdboden gleichgemacht, etwa 70.000 Menschen wurden obdachlos.

Wiederaufbau, Strukturwandel, neue Akzentsetzungen als Ort von Wissenschaft, Kunst, Unterhaltung und Gastronomie, Immigration sowie wachsende Weltoffenheit prägten die Entwicklung der Stadt seit den 1950er Jahren. Der Anteil der ausländischen, vor allem türkischen Bevölkerung wuchs mit der Ankunft der ersten „Gastarbeiter" seit 1961. Der zügige Wiederaufbau nach Kriegsende zielte unübersehbar eher auf Zweckmäßigkeit als auf Ästhetik. Auf die frühneuzeitlichen Pestwellen folgten nun spätkapitalistische Entlassungswellen. Die Schließung der Zechen seit den 1960er Jahren machte über 20.000 Bergleute arbeitslos, was durch die Ansiedlung des Opel-Werkes 1960 kaum abgemildert wurde: nur ca. 2500 Bergleute wechselten in die Fahrzeugindustrie. In seinen Spitzenzeiten beschäftigte Opel in Bochum 20.000 Arbeiter:innen, stellte aber 2015 die Produktion ein. Seit 1989 produzierte Nokia in Bochum seine Mobiltelefone;

2008 wurde auch dieses Werk geschlossen, was erneut 2000 Menschen in die Arbeitslosigkeit führte. Eine langfristig erfolgreichere Unternehmung war die Eröffnung des Lehrbetriebs an der neugegründeten RUB im Jahre 1965. Die Campus-Universität – eine von insgesamt neun Hochschulen – zählt heute mit ca. 39.000 Studierenden, 6000 Beschäftigten, ca. 28.000 Räumen und rund 72.000 Türen zu den fünf größten Universitäten Deutschlands, architektonisch zu den eindrucksvollsten Beispielen des Brutalismus, eines Baustils, der auch schon mal als ästhetischer Vandalismus abgewertet wird und sich daher laut mancher Spötter harmonisch in das Stadtbild einfügt.

Die Spötter tun der Stadt Unrecht. Das französische „brut", das dem Beton seine Brutalität und Champagner seine Trockenheit gibt, bedeutet nicht nur grob und herb, sondern auch unverfälscht und ehrlich. Zu Recht heißt es in Grönemeyers Hymne an die Stadt: „Du bist keine Schönheit, vor Arbeit ganz grau! Du liebst dich ohne Schminke; bist ne ehrliche Haut; leider total verbaut, aber gerade das macht dich aus!" Bochum versteckt seine Wunden nicht; es trägt seine Narben offen und weiß mit ihnen zu leben. Im Bochumer Westpark befindet sich auf dem ehemaligen Areal des Bochumer Vereins die Jahrhunderthalle, einst eine Fabrikhalle, heute ein überregional bekannter Veranstaltungsort für Musik und Theater, Tagungen und Messen und Spielort der berühmten Ruhr-Triennale. Der Park hat sich die alten Werksgebäude allmählich angeeignet und den einstigen Schauplatz industrieller Schwerstarbeit in ein Freizeitgelände verwandelt. Wer über den Uni-Campus an monumentalen Betonbauten vorbei zum Botanischen Garten spaziert, wird dort aufatmen und im Chinesischen Garten, den die Tongji-Universität Shanghai der RUB zu ihrem 25. Jubiläum schenkte, unergründlich lächeln können. Wer aus der Innenstadt in den nahegelegenen Stadtpark spaziert, entdeckt nicht unweit kriegsverschonter Villen und eines der meistbesuchten Planetarien Europas einen der größten und schönsten Stadtparks Nordrhein-Westfalens. Wem der Sinn nach Wald steht, findet 80 Hektar davon im Weitmarer Holz. Und wer sich lieber maritimen Fantasien, einem Ruder-, Segel- oder Schiffsausflug, dem Angeln, Wandern oder Radeln hingeben möchte, kann das unweit der Universität am Kemnader See tun, einem Stausee, dessen zahlreichen Besucher:innen sich ganz in der Nähe u. a. auch ein Golfplatz und mit Haus Kemnade ein Wasserschloss anbieten. Statt dem Fabrik- und Bergwerkslärm oder feindlichen Bombengeschwadern lauscht man heute den Bochumer Symphonikern oder setzt sich dem Starlight-Express aus, dem Musical, das in Bochum ein eigenes Theater bekam und dort seit 1988 ununterbrochen aufgeführt wird – ein Weltrekord in der Musical-Szene. Wer es noch etwas lauter mag, gibt sich im Sommer die Dröhnung auf Bochum Total, einem kostenlosen mehrtägigen Rock- und Pop-Festival, das mit mehreren hunderttausend Besucher:innen zu den größten in Europa zählt. Arrangiert sind die → Bühnen in und um das legendäre Bermuda3eck, das Bochumer Ausgehviertel, das mit seiner hohen Kneipendichte Menschen aus der ganzen Region anlockt. Musischeres bieten

das renommierte Schauspielhaus, das Kunstmuseum oder die Situation Kunst; wer eher auf Technik steht, geht ins Eisenbahn- oder das Bergwerksmuseum – weltweit das größte seiner Art. Apropos „weltweit": Bochum hat Partnerstädte in England, Spanien, Japan, der Ukraine und sogar in Thüringen!

Na, Lust auf Bochum? Dann mal los: Arbeiten Sie an Ihrer Leidensfähigkeit, werden Sie Fan des VfL Bochum und erleben Sie im Ruhrstadion, was es wirklich heißt, Krisen zu überstehen. – Tja, das war's dann auch, kurz und knackig wie eine Bochumer Curry-Wurst. Und jetzt ist Schicht im Schacht.

Pradeep Chakkarath

Quellenverzeichnis

Bleidick, Dietmar (2020): Bochum für Klugscheißer. Populäre Irrtümer und andere Wahrheiten. Essen: Klartext • Grönemeyer, Herbert (1984): 4630 Bochum. Köln: EMI • Pätzold, Stefan (2017): Bochum. Kleine Stadtgeschichte. Regensburg: Verlag Friedrich Pustet • Wagner, Johannes V. (1993): Hakenkreuz über Bochum. Essen: Klartext.

Bologna [boˈlɔnjaˈ]

„Bologna, meine Stadt." Bologna, mein Leipzig Italiens. Ein kleines Berlin, das zugleich Metropolitanstadt und Regionshauptstadt von *Emilia-Romagna* ist. Um in der Analogie zu bleiben: Stellen Sie sich vor, Berlin würde auch noch die Landeshauptstadt von Brandenburg sein. Eine beängstigende Fiktion, in der wir vorm geistigen Auge eine riesige Baustelle für einen internationalen Flughafen in der Uckermark sehen, dessen Zufahrtsstraßen nach erfolgter Fertigstellung mit 30 km/h-Zonen versehen sind. Unnütz, aber ökologisch, so wie Berlin: arm, aber sexy.

Vergessen Sie meine Berlin-Fixierung und vergessen Sie, hier, in diesem auf → Bildung spezialisierten Band, etwas Gutes über die mit der hier beschriebenen Stadt benannten Reform zu lesen. Ich sag nur so viel: 1999 trafen sich 29 europäische Bildungsminister:innen im kulturreichen Verkehrsknotenpunkt des italienischen Nordens. In einem polit-symbolischen Akt beschloss die illustre Runde in der ältesten Universitätsstadt Europas – die *Università di Bologna* datiert die Gründung auf das Jahr 1088 (Unipo 2023) – die größte paneuropäische Bildungsreform zur Vereinheitlichung des europäischen Hochschulraums. Zielsetzung: die Neoliberalisierung des Bildungssystems, um im globalen Kapitalismus leistungsfähige Absolvent:innen für den Arbeitsmarkt zu produzieren. Maßnahmen waren: die Vereinheitlichung kulturhistorischer Bildungspfade der Länder zur Herstellung von „[…] international competitiveness of the European

system of higher education“ [Konkurrenzfähigkeit], „[…] in order to promote European citizens employability“ [Beschäftigungsfähigkeit], „[…] [adapt] easily readable and comparable degrees“ [Bachelor-, Master- und Doktor-Abschlüsse] „[…] [and establish] a system of credits“ [ECTS = Leistungspunkte] (The Bologna Declaration of 19 June 1999). Ergebnis dieser Reform: ICH muss sowohl über Bologna in diesem → Buch schreiben als auch über den Bologna-Prozess. Diese Doppelbelastung wäre kein originärer Grund zur Beschwerde. Gibt es in diesem Buch doch einige Autor:innen, die sich mehreren → Begriffen zuwenden. Angesichts der Seminararbeiten der Studierenden zur Erfüllung ihrer ‚Leistungspunkte' im angestrebten ‚Bachelor' oder ‚Master', die sich auf meinem Schreibtisch als ihr Dozent stapeln, leidet jedoch in Folge der Umsetzung der Bolognareform mein akademischer Freigeist. Der Grund dafür: kontinuierlicher Zeitmangel durch verschulte Lehrveranstaltungen und Effizienzsteigerung versprechende Bürokratisierungen. Der Gedanke an einen Jobwechsel mit zielgerichteter ‚Beschäftigungsfähigkeit' ist ein ständiger Begleiter in meinem Kopf.

Eine gute Sache hat die als gut gemeinte, aber schlecht umgesetzte Reform des Bildungswesens, deren unfreiwillige Namensgeberin die Stadt Bologna war, dann doch gehabt: „[…] the creation of the European area of higher education as a key way to promote citizens' mobility […]“ (ebd.). Die neuerliche Mobilität führte immerhin dazu, dass weitaus mehr Interrail-Tickets verkauft wurden als je zuvor. Immer mehr junge Menschen machen sich mit ihrem Rucksack auf, um Europa zu entdecken. Wer nach Italien mit dem Flugzeug, dem Auto oder Zug fährt, der merkt schnell: Nicht alle Wege führen nach Rom, sondern mindestens genauso viele nach Bologna. „Wenn jemand fragt, wohin du gehst, sag, nach Bologna.“ Was wäre dieser Ort ohne junge Menschen?

Die Älteren unter Ihnen werden sagen: die Stadt, wo das *ragù* → bolognese seinen Ursprung hat. Ich könnte Ihnen nun kulinarisch von weiteren typischen Speisen der Küche Bolognas erzählen, wo nicht nur die weltweit beliebte Mortadella ihren Ursprung hat, die Tortellini in Hühnerbrühe (*brodo*) oder Sahne (*panna*) serviert werden, während die Hackfleischbällchen in einem Meer aus Erbsen liegen (*polpette con piselli*). Oder ich könnte Ihnen vom politisch links geprägten Bologna erzählen, das mit dem neofaschistischen Bombenanschlag auf den Hauptbahnhof am 2. August 1980 als Stadtgesellschaft eine unsäglich traurige Erfahrung mit modernem Terror machen musste, bei der 85 Personen starben und über 200 verletzt wurden; oder Ihnen von der italienischen Architektur der Arkaden vorschwärmen (*Portici di Bologna*), den mit Rundbögen überdachten Bürgersteigen auf bis zu 40 Kilometer Länge, die einen trockenen Fußes durch die Stadt bringen und in der die unbeschreibliche Schönheit der Baukunst ihren Ausdruck findet, welche nur von den von weitem sichtbaren und um das 12. Jahrhundert erbauten Wahrzeichen der Stadt, den zwei Türmen (*Torre Garisenda* und der *Torre degli Asinelli*), übertrumpft werden können (Stadler 2020, S. 168). Über diese Vielzahl von Sehenswürdigkeiten und kulturellem Charme sticht aber

etwas ganz Einzigartiges hervor: Bologna ist ein Ort, den Sie in jungen Jahren besuchen sollten, sonst laufen Sie Gefahr, sich alt zu fühlen. Die Stadt ist fest in der Hand der *ragazzi*! (Plural für „junge Leute").

Bologna ist jung. 82.000 Studierende kommen auf knapp 400.000 Einwohner:innen. Wenn abends die Zeit für den *aperitivo* geschlagen hat, tummeln sich in den Kneipen (*osterie*) bei einem alkoholischen Getränk und einem Häppchen zu Essen schlagartig die ausgehwilligen Italiener:innen. Eine solche Bar hat meist nur drei Tische, aber vor dem Laden sammeln sich gerne über 100 Trinkwillige, denn Kioske oder Spätis sind aufgrund eines Alkoholverbots nach 22 Uhr auf der Straße in vielen italienischen Städten keine Anlaufstelle mehr für Nachschub. Das hindert die vor allem jungen Nachtschwärmenden natürlich nicht, sich ganz dem anarchischen Flair der Stadt hinzugeben und scharenweise die bekannten Plätze (*piazza*) zu besetzen. Ja, auf dem Boden sitzen ist eine Eigenart der zumindest jungen Einwohnerschaft. In Bologna sitzen die gesellig-eingestellten (*socievole*) Feierwilligen auf dem ehrwürdigen Boden der *Piazza Giuseppe Verdi* oder der *Piazza Maggiore*. Seit einigen Jahren schwingt sich auch das Arbeiterviertel *Bolognina* zu einem soziokulturellen Zentrum progressiver Kräfte auf. Einst als Bronx von Bologna verschrien, zeugten hohe Arbeitslosigkeits- und Kriminalitätsraten von einer Vergangenheit als sozialer → Brennpunkt am Rande des Altstadtrings, hinter dem großen Schienengelände des Bahnhofs. Gegenwärtig ist das Viertel ein multikultureller Schmelztiegel, der einen urban-dynamischen Flair versprüht, wo sich Künstler:innen und Erasmus-Studierende unter die Arbeiterschaft mischen und Menschen anlockt, die auf einem authentischen lokalen Markt ihre Einkäufe erledigen wollen (*Mercato Albani*) oder in angesagten Clubs mit subkulturellem Charme feiern gehen (*Binario69*). Das lange Zeit als besetztes Projekt und Kulturzentrum fungierende *XM24* wurde vor drei Jahren geräumt – ein Verlust für das Viertel ebenso wie für die Hausbesetzer:innen-Szene in ganz Europa. Das Autonome Zentrum *Laboratorio Crash* hält weiterhin die Stellung und arbeitet daran, dass unter Giorgia Melonis postfaschistischer Regierungspartei *Fratelli d'Italia* Bologna weiterhin linke Gegenbewegungen initiiert, wie es 2019 noch die „Sardinen-Bewegung" unter Beweis gestellt hat.

Die italienische Lebensart wird gerade im roten Bologna auf der Grenzlinie zum ökonomisch prosperierendem, eher rechtskonservativem und wie man aus dem Süden nach oben blickend sagt ‚diszipliniertem' Norden Italiens Abend für Abend von einer jungen, bildungsaffinen Generation kultiviert. Wer eine Nacht in der sizilianischen Altstadt von Palermo verbracht hat, der kann diesen aus dem noch viel anarchischeren Spektakel im italienischen Süden stammenden Vergleich unterschreiben. Aus der Perspektive weiter nördlich wiederum, also aus Sicht eines geübten → Blicks durch die Nacht in Berlin, welches als Partyhauptstadt Europas gilt, scheinen die abendlich-ausgelassenen Rituale der Geselligkeit in Bologna eine Allgegenwärtigkeit von sozialer Diffusion, Offenheit und Liebe für das

Leben zu zeigen, wie es in der deutschen Hauptstadt nur an bestimmten Tagen, in bestimmten Milieus und an ganz bestimmten Orten der Fall ist. Tauchen Sie einmal in Ihrem Leben ein in das Getümmel der Nacht von Bologna oder entscheiden Sie sich bei Vorliegen geeigneter Lebensverlaufsstrukturen gleich für ein Auslandssemester vor Ort. Egal wofür Sie sich entscheiden: Es gibt sicher nichts zu bereuen, im Gegenteil zu manch einem Kollateralschaden der gleichnamigen Reformbemühung im Bildungssektor!

Per Holderberg

Quellenverzeichnis

Stadler, Eva (2020): Bologna. In: Bella Italia. München: Gräfer und Unzer, S. 168–173 • The Bologna Declaration of 19 June 1999. In: https://web.archive.org/web/20090325102650/http://www.ond.vlaanderen.be/hogeronderwijs/bologna/documents/MDC/BOLOGNA_DECLARATION1.pdf [abgerufen: 09.01.2023] • Unibo (2023): La nostra storia. In: https://www.unibo.it/it/ateneo/chi-siamo/la-nostra-storia/la-nostra-storia [abgerufen: 09.01.2023].

Bolognese, die [ˈbolonɛːse]**; bzw. bolognese ADJ** [boloˈɲeːse]

Es ist 1996 und ich betrete mit meinem Vater eine Skihütte im Skigebiet Belpiano/Schöneben (Südtirol). Mein Vater studiert die nicht sehr umfangreiche Speisekarte und sagt dann: Ah, schau mal, wir nehmen heute mal Ragù alla bolognese. Ich bin sowieso immer hungrig und esse eigentlich alles, höre aber hier zuerst nur: Bolognese. Mein Lieblingsessen! Als wir am Tisch sitzen und die Bedienung die Teller bringt, findet sich darauf aber statt der von mir erwarteten großen Portion Spaghetti und einer tiefroten Tomatensoße mit einigen Hackfleischkrümeln etwas anderes: breite Bandnudeln, vermengt mit bräunlich-roter, sämiger Soße, in der kleine Fitzelchen Fleisch zu sehen sind – eine Art Gulasch, aber ohne Paprika und irgendwie kleinteiliger.

So oder so ähnlich könnte es sich zugetragen haben, als ich zum ersten Mal auf die Differenz zwischen dem, was mein elfjähriges Ich (und mit mir wahrscheinlich das vieler anderer Kinder) als mein Lieblingsgericht bezeichnete, und dem italienischen Original hingewiesen wurde. In einer Ent-täuschung im besten Sinne des Wortes musste ich damals erfahren: Es gibt *eigentlich* (und die Problematik eines solchen Wortes in einer spätmodernen, globalisierten Welt ist meinem heutigen Ich durchaus bewusst) gar keine Spaghetti Bolognese! Es gibt höchstens ein Ragù alla bolognese, das traditionell dann aber auch nicht mit Spaghetti, sondern mit Tagliatelle gegessen wird. Wobei auch das wieder strittig

ist: Pellegrino Artusi, der Erstbeschreiber der italienischen Speise, schlägt als passende Pasta auch sogenannte *denti di cavallo* vor, eine Maccheroni-ähnliche Röhrenpasta (Artusi 1895, S. 58). Und auch über die entsprechende Soße, die in Deutschland und in weiten Teilen der Welt unter ‚Bolognese' firmiert, klärt Artusi auf: Diese ist in Italien ein Ragout, also ein fleischbasiertes Schmorgericht, bei dem traditionell nicht Hackfleisch verwendet wird, sondern fein gewürfeltes, mageres Kalbfleisch (Artusi 1895, S. 58 f.). In Artusis immer noch zur kulinarischen Standartliteratur Italiens zählenden Rezeptsammlung hatte der Feinschmecker und selbsternannte *food critic* 1891 zum ersten Mal ein Rezept für die *Maccheroni alla bolognese* veröffentlicht.

Die Rezeptsammlung Artusis fällt in eine Umbruchzeit. 1861 erst war die in viele kleine Fürstentümer aufgeteilte italienische Halbinsel zu einem Nationalstaat bzw. Königreich geeint worden. Artusi verstand seine Rezeptsammlung als Beitrag zum *nation-building* (Frosini/Montanari 2012, S. XVI) – ähnlich wie es vielleicht die Gebrüder Grimm oder Wagner in Deutschland übernahmen (auch das wieder interessant: Deutschland braucht als nationenbildende Agenten staubtrockene Buchgelehrte oder größenwahnsinnige, antisemitische Pathoskomponisten, Italien einen detailverliebten Feinschmecker). In Italien sind Pastafragen also durchaus auch nationale Fragen.

Aber zurück zum Rezept: Es fällt auf, dass die in Deutschland zur Grundlage gehörenden Dosentomaten (bzw. passierte Tomaten, Tomatenmark) im ursprünglichen, italienischen Ragù nicht auftauchen, dafür aber auf jeden Fall Speck (pancetta), mageres Kalbfleisch, Sellerie und Karotten. Allerdings wird das minimalistische artusianische Grundrezept im Laufe der Zeit aufgeweicht bzw. erweitert: Anna Maria di Monari, die aufgrund der Apodiktizität ihrer Aussagen zum kulinarischen Reglement der bologneser Küche als ein nicht zu umgehender Referenzpunkt gelten muss, erlaubt in ihrem Ragù alla bolognese einige Esslöffel Tomatenmark (Goethe o. J.). Inzwischen ist also auch die italienische Küche nicht mehr ganz so strikt: Man kocht die Bolognese ggf. mit Hack, mit ein bisschen Tomatenmark, und in einigen Bologneser Restaurants wohl mit ziemlich viel Vollmilch – alles nicht vorgesehen von Artusi.

Die Bolognese, wie wir sie in Deutschland kennen, hat hingegen nur wenig mit dem italienischen Vorbild zu tun, gleichzeitig ist auch dieses über die Jahrzehnte einigen Veränderungen unterworfen gewesen. Es bleibt die Frage, warum sich ein doch relativ banales Rezept, das in einem postkolonialen Import zur Spaghetti Bolognese (oder: Spaghetti Bollo) wurde, zu solch einem unglaublich populären Gericht entwickeln konnte. Die Bolognese ist, so die These hier, ein Versprechen. Und als solches steht sie stellvertretend für zwei größere Versprechen – das italienische Versprechen und das Bildungsversprechen –, die eng miteinander zusammenhängen. Möchte man diesen Versprechen nachgehen, muss man zuerst auf das Verhältnis ‚der' Deutschen zu Italien blicken und auf die disruptiven Erfahrungen, die sie dort machten und immer noch machen.

Beginnen wir mit dem, was allgemein als *dolce farniente*, *bella figura* und *dolce vita* bezeichnet wird, und was als Haltungen oder Praktiken den Deutschen wohl eher fremd war (und ggf. noch immer ist). Trotzdem entdecken die Deutschen aber spätestens mit dem Aufkommen der humboldtschen und herderschen Bildungsentwürfe (Humboldt 1963/1793; Herder 2021/1774) eine gewisse Parallelität zwischen diesen italienischen Nationaltugenden und zentralen Bezugspunkten der Höherbildung des Menschen: → Bildung ist für beide Selbstzweck, sie wird nur in Muße betrieben (*farniente*); im Zentrum steht das Individuum, das sich selbst bildet und vervollkommnet (*bella figura*) und dabei das gute Leben im Modus der Selbstsorge sucht (*dolce vita*), jenseits aller von außen auferlegten Ziele und Zwänge. Diese Kernpunkte eines neuhumanistischen Bildungsdenkens amalgamieren dann in den Italienreisen (Goethe 2007/1786). Von Goethe bis zur Toskana-Fraktion der 1990er Jahre wurde davon ausgegangen, dass all das in einem Italienaufenthalt zu haben ist und dass man sich gleichzeitig noch an den überall auffindbaren Kondensaten einer fast dreitausendjährigen römisch-italienischen Kulturgeschichte bilden könne. Das Paket umfasst dann alles: Essen, Wein, Wetter, Meer, Kunst und die Begegnung mit den italienischen Menschen, in denen Ursprung und Vollendung der Kultur gleichsam anzutreffen seien. So ‚bildeten' sich z. B. Johann Wolfgang von Goethe an Faustina oder Adolf Henning an Fortunata Segatori. Beide Male mussten hier, wenig überraschend, Frauen für das Bildungsstreben der deutschen, männlichen Kulturmenschen herhalten. Nicht zuletzt durch die Stilisierung einiger der frühen Italientouristen als Künstler von nationaler → Bedeutung wurde Italien so zum Sehnsuchtsort des Bildungs- und Kulturbürgers des 19. Jahrhunderts.

Von da an sind zwei Stränge des Italienbezugs zu verfolgen, die beide auf den genannten Versprechen basieren: Zum einen begeistert sich das ‚neue' Bildungsbürgertum der Bundesrepublik für Italien, was ab den 1960ern in einen kulturbürgerlich-hedonistischen, weil durch entsprechende Finanzen gesicherten Italientourismus gipfelt. Hier geht es um den ‚Geheimtipp', um die kleine Osteria, die noch niemand kennt, und um geradebrechtes Italienisch, erlernt in Volkshochschulkursen. Das alles wird getragen vom Versprechen, durch das Eintauchen in eine andere Kultur die eigene Kultur zu entstauben, das piefig-deutsche, bleiche Leben durch ein bisschen mediterrane Leichtigkeit aufzufrischen. Damit verbunden ist auch eine Abwertung der anderen Italienreisenden, die ebenfalls nach dieser Form der kulturellen Verjüngung streben: denn die Tourist:innen sind immer nur die anderen, man selbst ist eigentlich schon fast Einheimische:r. En passant und begleitet durch *GEO Saison* bzw. den Reiseteil der *Süddeutschen Zeitung* wird so auch eine (subjektive) Theorie der touristischen Halbbildung entworfen.

Zum anderen infiziert dieses über zwei Jahrhunderte kumulierte Repertoire an ‚italienischen Erzählungen' auch die in der Wirtschaftswunderzeit solventer werdende Arbeiter:innen- und Angestelltenklasse (Spode 2018). Es entsteht

daraus die Italiensehnsucht der breiten Gesellschaft in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Man fährt – so berichtet es zumindest Oma Anni in der Familiensaga – im VW Käfer zu sechst (!) über den Brenner nach Rimini und verbringt dort zwei Wochen, isst zum ersten Mal und dann auch gleich jeden Tag Spaghetti (Bolognese?), schwitzt, verbrennt sich in der Sonne und empfindet die Italiener:innen allgemein als ‚sehr laut' – aber fährt im nächsten Jahr wieder hin. Sonne, Strand, günstige Urlaube, die langsam zur Massenware werden, gerade noch zu prozessierende Exotik (und Erotik: *il bagnino*), und das alles in einem naheliegenden und trotzdem doch sehr fremden Land. Es ist das Versprechen eines mondänen Lebens, das sich auch in einer gewissen „Italomanie" (Spode 2018) niederschlägt – Eisdielen, Lambrusco, Ravioli, Miracoli, Capri-Fischer und Capri-Hose. Aber ähnlich wie das durch die anderen Tourist:innen gestörte Bildungsversprechen, dem die Kulturbürger:innen nachlaufen, wird auch dieses unterminiert: Die Adriaküste wird zum „Teutonengrill" (Spode 2018) und der Jahresurlaub zum allzu kurzen Tapetenwechsel, mit dem Versprechen, dass es im nächsten Jahr vielleicht auch für die nächsthöhere Hotelkategorie reichen wird.

Bildung, Bolognese, Italien – all das scheint also in gegenseitiger Verweisung miteinander verwoben und jeweils auf der wackligen, aber gleichsam Aspirationen fördernden Struktur eines Versprechens aufgebaut zu sein. Versprechen, so Alfred Schäfer, führen Transzendenz und Immanenz zusammen, d. h. sie versprechen, aus dem Bestehenden herauszuführen (ohne es zu zerstören) und einen gleichsam an einen anderen (geistigen, moralischen, kulturellen) Ort zu heben (Schäfer 2011, S. 12). Und das Konzept der Bildung als spezifisch modernes verkörpert ein solches Versprechen in Reinform: Bildung verweist auf das Mögliche und bindet einen aber gerade dadurch an das Wirkliche, von dem es verspricht, wegzuführen (Schäfer 2011, S. 13). Das Konzept der Bildung wird hier natürlich entsprechend trivialisiert (Schäfer 2011, S. 13): Der/die Kulturbürger:in versucht verzweifelt, Bildung als Distinktionsmerkmal in Stellung zu bringen und der/die Pauschaltourist:in erträumt mit der Italienreise eine Bildungsgeschichte als Klassenaufstieg. Aber selbst unter Bedingungen der Trivialisierung kann es noch als Versprechen fungieren und Sehnsuchtsorte immer wieder neu aufladen.

So führt die ‚Übersetzung' des Ragù alla bolognese ins Deutsche (und jede Übersetzung ist, so lehrt uns der großartige Eliot Weinberger (2016), auch immer eine Neuinterpretation) den/die Esser:in also vom Rand der Schwäbischen Alb zurück an den Lido und eigentlich noch weiter: in eine Welt des ewigen Sonnenscheins, die sonst nur den Reichen vorbehalten ist. Und umgekehrt kann sich der/die Bildungsbürger:in an der deutschen ‚Spaghetti Bollo' abarbeiten, in die kulinarische Historie von → Bologna „la grassa" (Montanari 2004, S. 9) eintauchen und in detektivischer Kleinarbeit herausfinden, wie das *eigentliche*, *wirkliche*, *ursprüngliche* Ragù gekocht wird – was ja hier eingangs auch betrieben wurde – und in welcher Trattoria es serviert wird. Gesteht man der Bolognese/dem

Ragù diese weit über seine sättigende Wirkung hinausreichenden Funktionen zu, so wird vielleicht auch klarer, warum diesem Gericht über alle Landes- und Milieugrenzen hinweg ein so durchschlagender Erfolg beschieden sein muss.

Severin Sales Rödel

Quellenverzeichnis

Artusi, Pellegrino (1895): La Scienza in Cucina e l'Arte di mangiar bene. Manuale pratico per le famiglie. Igiene * Economia * Buon gusto. Florenz: Tipografia di Salvatore Landi • Frosini, Giovanna/Montanari, Massimo (2012): Il sapore di una nazione. In: Frosini, Giovanna/Montanari, Massimo/Artusi, Pellegrino (Hrsg.): Il secolo artusiano. Firenze: Accad. della Crusca, S. XV-XX • Goethe, Johann Wolfgang von (2007|1786): Italienische Reise. Hamburger Ausg. München: Dt. Taschenbuch-Verlag • Goethe, Nicola (o. J.): Das echte, das einzig wahre Ragù alla Bolognese. In: https://www.effilee.de/die-echte-die-einzig-wahre-bolognese/ [abgerufen: 19.11.2024] • Herder, Johann Gottfried (2021|1774): Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit. Ditzingen: Reclam • Humboldt, Wilhelm von (1963): Theorie der Bildung des Menschen. In: Flitner, Andreas/Giel, Klaus (Hrsg.): Werke in fünf Bänden. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, S. 234–240 • Montanari, Massimo (2004): Come nasco un mito gastronomico. Bologna fra localismo e internazionalismo. In: Montanari, Massimo (Hrsg.): Bologna grassa. La costruzione di un mito. Bologna: CLUEB, S. 9–24 • Schäfer, Alfred (2011): Das Versprechen der Bildung. Paderborn: Ferdinand Schöningh • Spode, Hasso (2018): „Deutschlands Sonne scheint in Italien!" Entwicklung der Reiselust und des Tourismus in der Bundesrepublik. https://www.bpb.de/themen/deutschlandarchiv/269661/deutschlands-sonne-scheint-in-italien/ [abgerufen: 19.11.2024] • Weinberger, Eliot (2016): 19 ways of looking at Wang Wei. New York: New Directions Books.

Bordeaux, der [bɔʁˈdoː]

Forschungsanträge, pflegt ein befreundeter Kollege zu sagen, sollten so verfasst sein, dass die Gutachtenden sie mit einem Glas guten Rotweins am Abend auf dem Sofa immer noch verstehen können. Derselbe Kollege empfiehlt auch Promovierenden, ihr Thema so zu formulieren, dass sie es ihrer Großmutter erklären können. „Down to earth" and „keep it simple" sind hier also die Botschaften. Das erste Beispiel macht zudem darauf aufmerksam, dass Wissenschaftler:innen ein Alltagsleben haben, auch wenn es im Modus der „feinen Unterschiede" imaginiert wird. Denn schließlich stattet das → Bild den gutachtenden homo academicus nicht mit Bier und auch nicht mit Weißwein, sondern mit einem ‚guten Rotwein' aus, vermutlich eher mit einem Bordeaux als mit einem Pfälzer Wein, selbst wenn 2021 aus dieser Region ein trockener Dornfelder Rotwein mit dem Namen „geistesblitz" angeboten wird. Allerdings, so zeigt Pierre Bourdieu anhand seiner Analyse von Gutachten und Bewertungen aus Frankreich, die „professorale Werte zur Geltung" bringen, dass das Urteil „treffend waren seine Geistesblitze" eher Teil „Ritueller Beschimpfung" ist, wie sie der „Elitelehrer den Eliteschülern an

den Kopf wirft“ (Bourdieu 1992, S. 368). Während also der „Geistesblitz“ auch auf einen Modus der Abwertung verweisen kann, verspricht der Bordeaux eine andere Form der Selbstvergewisserung von Bürgerlichkeit, Weltläufigkeit, Wohlleben und „savoir vivre“, tragen doch die französischen Bordeaux-Spitzenweine so wohlklingende Namen wie „chateau de bon ami“, „Schloss der guten Freundschaft“ oder „bel-air“, schöne Luft.

Das Bild der weintrinkenden Gutachtenden verweist jedoch nicht nur auf eine alltagsweltliche Existenz von Wissenschaftler:innen, die seit der Pandemie mit ihren digitalen Einblicken in private Lebenswelten allerdings nicht mehr ganz so überraschend ist, sondern zugleich auf die → Bedeutung von Essen und Trinken in der Wissenschaft, wozu auch deren Rolle bei Tagungen, Workshops oder Begutachtungsprozessen zählt. Damit hat sich die Bourdieu-Expertin Eva Barlösius in ihrer „Soziologie des Essens“ (2016) befasst. Was sowohl soziologischen Erkenntnissen als auch den lebensweltlichen Erfahrungen entspricht, nämlich das Essen, Trinken und Geselligkeit auch für die Wissenschaft bedeutsam sind und zum Gelingen von Veranstaltungen beitragen können, wird jedoch angesichts von Abrechnungsmodalitäten und Landesrechnungshöfen immer schwieriger. Während sich für die Verköstigung von Kolleg:innen von außen noch Wege der Finanzierung finden lassen, wird die Einladung von Wissenschaftler:innen aus der eigenen Universität immer verzwickter und ist mit mühsamen bürokratischen Nachweisprozeduren der Relationierung von internen und externen Gästen sowie dem Jonglieren mit Kostenstellen verbunden. Dies konterkariert die Idee einer wissenschaftlichen Geselligkeit, die manchmal sogar zu Freundschaften führen kann und nach der Pandemie umso wichtiger geworden ist, um den gemeinsamen Austausch zu pflegen.

‚Einen guten Rotwein‘ erhalten Wissenschaftler:innen ab und an auch als Geschenk für eine externe Begutachtung oder für eine Veranstaltung, die sie mit der ein oder anderen Expertise unterstützt haben. Warum aber stets Rotwein? Beim Nachdenken über diese Frage und über die Bedeutung von Rotwein führen die Spuren zu mythischen und heiligen Geschichten von „Brot und Wein“ und damit auch zum Abendmahl. In der Literatur und der Philosophie ist dieses Motiv, wie der Literaturwissenschaftler Jochen Hörisch herausarbeitet, vielfältig ausgedeutet: Gottfried Keller und Goethe, Schiller und Rilke, Hegel und Heidegger, Friedrich Schlegel und Hölderlin, sie alle haben über das Thema geschrieben. Von Hölderlin etwa stammt die Elegie „Brod und Wein“, in der, wie Hörisch entfaltet, das Platonische Gastmahl, der griechische Gott des Weins, Dionysos, die pluralen Götter der Antike und das christliche Abendmahl, also die Präsenz des Leibs und Bluts Christi, angesprochen werden (Hörisch 1992, S. 205). Rotwein passt besser zu diesen mythischen Erzählungen rund um „Brot und Wein“, zu Dionysos, dem Sorgenbrecher mit seinen Scharen und Bacchantinnen. Die verschwundene Pluralität der griechischen Götter vermisst dann auch Hölderlin, wie er seiner Geliebten Susette Gontard während der Arbeit an „Brod und

Wein“ schrieb (ebd., S. 201). Susette Gontard ist Vorbild für „Diotima“ in Hölderlins Briefroman „Hyperion“ (1797/1799). Als Hauslehrer hatte Hölderlin sich in die Ehefrau des Frankfurter Bankiers Gontard verliebt und musste deshalb den Dienst quittieren. 1802 trat er eine weitere Hauslehrerstelle in Bordeaux an, zu der er sich im Dezember 1801 von Nürtingen zu Fuß bei Eiseskälte auf den Weg machte. In Bordeaux sollte er die fünf Töchter des Konsul Meyer, eines Deutschen, unterrichten. Meyer war ein erfolgreicher Hamburger Weinhändler gewesen, der ein Weingut im Médoc erworben hatte und 1797 in Bordeaux Konsul geworden war. Hölderlin, der dieses Weingut besuchte und in einigen Gedichtzeilen die „schöne Garonne“ und „die Gärten von Bordeaux“ pries, kehrte jedoch wenige Monate später, größtenteils wieder zu Fuß, nach Deutschland zurück. Vermutlich hatte er von der schweren Krankheit von Susette Gontard erfahren, die wenig Tage nach seiner Rückkehr im Juni 1802 verstarb. Über den miserablen Zustand Hölderlins, Anlass für vielfältige Deutungen der ungeklärten Ereignisse im Juni 1802, berichtete sein Freund aus Tübinger Studienzeiten, August Wilhelm Schelling. Auf die Spuren von Hölderlins Wanderungen begaben sich fast 200 Jahre später der Kulturwissenschaftler Thomas Knubben wie auch der Filmemacher Werner Herzog, die ihre Erfahrungen in Büchern über das Wandern und „Gehen im Eis“ festhielten.

Hölderlin, dessen Stiefvater ebenfalls Weinhändler und zugleich Bürgermeister von Nürtingen war, verbrachte lediglich einige Monate im Haus des Weinhändlers in Bordeaux, der Hauptstadt der gleichnamigen, weltweit bekanntesten Rotwein-Region. Bürgermeister von Bordeaux war von 1581–1585 auch der berühmte Essayist Michel de Montaigne, nachdem er zuvor über viele Jahre ein hohes Richteramt in der Stadt innehatte. Als Bürgermeister trat er in die Fußstapfen seines Vaters, ebenfalls Bürgermeister von Bordeaux und erfolgreicher Weinhändler. Montaigne, der, wie Hölderlin, auch über Erziehung und → Bildung reflektierte, verdanken wir einen der schönsten Texte über Freundschaft, allerdings hatte er dabei eher die Freundschaft unter Männern im → Blick. Ein anderer Essay Montaignes „Über die Trunksucht“ widmete sich – mit negativen Beispielen aus der Region Bordeaux – der „Macht des Weines“. Dieses Laster sei von den antiken Philosophen nicht sonderlich verurteilt worden, monierte Montaigne. Von einer die Wahrheit beanspruchenden Wissenschaft verlange er jedoch, „dass sie Laster von Laster“ unterscheide und somit die zerstörerische Wirkung des Weins durch die „Trunksucht“ stärker und kritischer im Blick habe. Hoffen wir, dass die heutigen rotweintrinkenden Wissenschaftler:innen bei ihren Begutachtungen auf dem Sofa diese Differenz zu beherzigen wissen.

Meike Sophia Baader

Quellenverzeichnis

Barlösius, Eva (2016): Soziologie des Essens. Weinheim/Basel: Beltz Juventa • Bourdieu, Pierre (1992): Homo academicus. Frankfurt/Main: Suhrkamp • Hölderlin, Friedrich (1997): Hyperion. Stuttgart: Reclam • Hörisch, Jochen (1992): Brot und Wein. Frankfurt/Main: Suhrkamp • Montaigne, Michel de (1998): Essais. Drei Bücher. Übersetzt von Hans Stilett. Frankfurt/Main: Eichborn.

Bourgeoisie, die [bʊʁʒo̯aˈziː]

2016 sorgte ein Bericht der Oxfam-Group für Aufsehen. Zu lesen ist, dass gerade einmal 62 Menschen der Welt genauso viel haben, wie die ärmere Hälfte der Weltbevölkerung (Oxfam Deutschland 2016, S. 1). „Noch nie waren die Reichen so reich wie heute und noch nie waren die Vermögen so ungleich verteilt. Die Armen werden immer ärmer und die Reichen immer reicher", heißt es dann in der 2019 in der ARD ausgestrahlten Dokumentation „Ganz oben – die diskrete Welt der Superreichen" (Regie: Opitz). Schaut man sich die Vermögenslisten der Reichsten der Welt an, kommt man aus dem Staunen nicht raus: Elon Musk (u. a. Mitinhaber, technischer Leiter und Mitgründer von X.com, Leiter des Raumfahrtunternehmens SpaceX und des Elektroautoherstellers Tesla) wird 2024 mit einem Vermögen von 303,7 Milliarden US-Dollar ausgewiesen. Larry Ellison (Gründer des US-Softwarekonzerns Oracle) soll 224,8 Milliarden haben und Jeff Bezos (Gründer des Onlineversandhandels Amazon) 219,4 Milliarden (Statista 2024a). Im Vergleich dazu ist das Vermögen der Reichsten in Deutschland recht bescheiden. Klaus-Michael Kühne (Mehrheitseigentümer des Logistikdienstleisters Kühne + Nagel International AG, Beteiligter der Hapag-Lloyd AG, Lufthansa AG sowie der HSV Fußball AG), dem 2024 wohl Vermögendsten der Bundesrepublik, wird ein Besitz von 39,7 Milliarden US-Dollar nachgesagt, Dieter Schwarz (u. a. Begründer der Discounter-Kette Lidl) 36,6 Milliarden und Reinhold Würth & Familie (Begründer des weltweit erfolgreichen Würth-Großhandels) 36,5 Milliarden (Statista 2024b). Die Vermögenden besitzen ein Vielfaches von dem, was die Durchschnittsbevölkerung hat. Und auch wenn der → Begriff der Bourgeoisie seit der Wiedervereinigung wohl nahezu ausgestorben zu sein scheint (DWDS 2023), fasst er vortrefflich das Leben und Wirken der oberen Zehntausend. In Deutschland gehören zu ihr v. a. Männer, Unternehmer und Erben, wie Steffen Klusmann, Chefredakteur des Manager Magazins zu berichten weiß. Die Vermögenden segeln gerne unterhalb der öffentlichen Wahrnehmungsschwelle, halten sich versteckt und wollen nicht viel von sich preisgeben (Opitz 2019). Wer sind sie also?

Nähern wir uns ihnen über die schon 1848 festgehaltenen Beschreibungen von Marx und Engels. Im *Kommunistischen Manifest* schreiben sie: „Die Bourgeoisie hat in ihrer kaum hundertjährigen Klassenherrschaft massenhaftere und kolossalere Produktionskräfte geschaffen als alle vergangenen Generationen zusammen. Unterjochung der Naturkräfte, Maschinerie, Anwendung der Chemie auf Industrie und Ackerbau, Dampfschifffahrt, Eisenbahnen, elektrische Telegraphen, Urbarmachung ganzer Weltteile, Schiffbarmachung von Flüssen, ganz aus dem Boden hervorgestampfte Bevölkerungen – welch früheres Jahrhundert ahnte, daß solche Produktionskräfte im Schoß der gesellschaftlichen Arbeit schlummerten" (Marx/Engels 1946|1848, S. 38). Die Bourgeoisie hat Geld, Unternehmergeist und Mut. Sie investiert Marx zufolge, um ihr Kapital zu mehren und das gelingt hervorragend durch die von ihr geschaffene Lohnarbeit, in der ein jeder Arbeiter (und eine jede Arbeiterin) sich, weil er kein oder kaum eigenes Kapital besitzt, ähnlich einer Ware auf dem Markt verdingen muss, um seinen Lebensunterhalt zu bestreiten. Für die Bourgeoisie schafft er einen Mehrwert, der dann von dieser reinvestiert werden kann. Der Bourgeoisie geht es auf dem Markt ausschließlich darum, Kapital zu erzielen. Und „[d]as Kapital hat […] einen einzigen Lebenstrieb, den Trieb, sich zu verwerten, Mehrwert zu schaffen, mit seinem konstanten Teil, den Produktionsmitteln, die größtmögliche Masse Mehrarbeit einzusaugen. Das Kapital ist verstorbene Arbeit, die sich nur vampyrmäßig belebt durch Einsaugung lebendiger Arbeit und um so mehr lebt, je mehr sie davon einsaugt" (Marx 1968|1867, S. 248). Um mehr Kapital zu erzielen, braucht es gewinnträchtigere Produktionen sowie eine weltweite Expansion. Und genau das verschärft die Klassenspaltung, eine Diagnose, die spätestens seit der Finanzkrise 2008 verstärkt von unterschiedlichen Gesellschaftsdiagnostiker:innen wieder aufgegriffen wurde (Koppetsch 2013; Nachtwey 2016; Reckwitz 2017 u. a.). Jene Klassenspaltung ist aber nicht nur eine ökonomische, sondern auch eine kulturelle: „Die ehemalige Mitte erodiert, es bildet sich mehr und mehr eine Polarität zwischen einer Klasse mit hohem kulturellen (sowie mittlerem bis hohem ökonomischen) Kapital sowie eine Klasse mit niedrigem kulturellen und ökonomischen Kapital heraus" (Reckwitz 2017, S. 277).

Die aktuellen Gesellschaftsdiagnosen schreiben also nicht nur über Ökonomisches und eine daraus abgeleitete Klassengesellschaft, sondern auch über die Ungleichverteilung des kulturellen, sozialen und symbolischen Kapitals und bedienen sich damit der von Pierre Bourdieu in den 1970er Jahren ausgearbeiteten Analyse der „feinen Unterschiede" (1987|1979). Bourdieu begreift die Bourgeoisie als die dominierende bzw. herrschende Klasse, die aufgrund ihres Habitus als strukturierte und strukturierende Struktur (Bourdieu 1987, S. 280) ihre Klassenherrschaft über Generationen hinweg reproduzieren kann. Zur herrschenden Klasse gehören für ihn Industrie- und Handelsunternehmer, aber auch Ingenieure, freiberuflich Tätige, Lehrer höherer Schulen und Hochschulen sowie Kunstproduzenten. Sie alle vererben der nachwachsenden Generation einen bestimmten

Umfang an sozialem, kulturellem, symbolischem und ökonomischem Kapital, das zusammengenommen in ungefähr gleicher Wahrscheinlichkeit für die nachwachsende Generation in einem objektiv gegebenen Möglichkeitsfeld eine ungefähr gleichwertige Position im individuellen Lebenslauf ermöglicht. Das am Ende eines jeden Lebens erreichte Kapital steht in engem Zusammenhang mit dem vererbten Startkapital. Entsprechend bleibt die gehobene Klasse – gibt es keine kollektiven Kriege, Krisen oder anderweitigen glücklichen oder unglücklichen Zufälle – in aller Regel oben und die niederen Klassen unten, wobei in den jeweiligen sozialen Feldern die verschiedenen Kapitalsorten unterschiedlich wirksam sind (Bourdieu 1987, S. 188–195). So zählen z. B. für Unternehmer:innen stärker das ökonomische Kapital und für Professor:innen wie auch Kulturschaffende das kulturelle Kapital (Bourdieu 1987, S. 197).

Neben dem Mechanismus der Reproduktion erkennt Bourdieu in seinen Analysen aber auch eine Veränderung des Lebensstils der gehobenen Klasse, ein Thema das sich in den Gesellschaftsdiagnosen von Koppetsch, Nachtwey und Reckwitz fortsetzt. Die neue Bourgeoisie lebe einen moderneren, jüngeren, dynamisch und kosmopolitisch orientierten Lebensstil, der weniger traditionsverhaftet ist, als der der alten Bourgeoisie. „An die Stelle der asketischen Moral von Produktion und Akkumulation, die sich auf Enthaltsamkeit, Nüchternheit, Sparsamkeit und Kalkül gründete, setzt die neue Wirtschaftslogik eine hedonistische Moral des Konsums, gegründet auf Kredit, Ausgaben, Genuss. […] Sie [die neue Bourgeoisie] erfinden oder importieren (aus den USA) die neue Herrschaftsform der ‚*sanften Tour*', die sie in Schule und Kirche wie im Unternehmen einführt, und des entkrampften Stils, der sich in erster Linie in der Abschwächung aller äußeren Merkmale sozialer Distanz – besonders auf dem Gebiet der Kleidung – und der kalkulierten Zurücknahme aristokratischer Steifheit bemerkbar macht. […] Der ganze Gegensatz zwischen ‚altmodisch' und ‚neumodisch', altbackener und modernistischer, über die neuesten Techniken auf dem Gebiet von *Management, Public Relation* und Gruppendynamik unterrichteter Unternehmensleitung findet seinen sinnfälligen Ausdruck in dem äußeren Gegensatz zwischen schmerbäuchigem, steifem Direktor und schlankem, gebräunten Cadre, der auf Cocktails ebenso ‚ungezwungen' aufzutreten weiß wie im Umgang mit denen, die er seine ‚Sozialpartner' nennt. […] [W]ährend die jüngeren Angehörigen der herrschenden Klasse und die neue Bourgeoisie das verkrampfte Stehkragengebaren der alten aufkündigt und einen ‚entkrampften', ‚lockeren' Lebensstil proklamiert, verwirft die alte Bourgeoisie den ‚schlaffen' Lebensstil der neuen und mahnt zu mehr Haltung und Zurückhaltung in Sprache und Lebensart" (Bourdieu 1987, S. 489 f.). Es scheint fast so, als seien die neueren Zeitdiagnosen in der Zeit stehen geblieben. Wie auch Bourdieu nehmen sie kaum Notiz von diversitätssensiblen Unterschieden, seien es Unterschiede in Bezug auf geschlechtliche Identität, sexuelle Orientierung, Religion, → Behinderung und ethnische Herkunft, Nationalität oder dem Spiel mit den Identitäten. All

jene werden eher nachrangig beschrieben, obwohl auch diese die Möglichkeit bieten, um über den sich wandelnden Lebensstil intensiver und variationsreich nachzudenken und darüber zu reflektieren, warum sich die Bourgeoisie über so viele Jahre im Klassengefüge oben halten konnte und kann.

Irene Leser

Quellenverzeichnis

Bourdieu, Pierre (1987|1979): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt/Main: Suhrkamp • DWDS (2023): Bourgeoisie, die. In: https://www.dwds.de/wb/Bourgeoisie [abgerufen: 05.09.2023] • Koppetsch, Cornelia (2013): Die Wiederkehr der Konformität. Streifzüge durch die gefährdete Mitte. Frankfurt/Main: Campus • Marx, Karl/Engels, Friedrich (1946|1848): Das kommunistische Manifest. Hamburg: Phönix-Verlag • Marx, Karl (1968|1867): Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Erster Band. Buch I: Der Produktionsprozeß des Kapitals. In: Karl Marx. Friedrich Engels. Werke. Band 23. Berlin: Dietz Verlag Berlin • Nachtwey, Oliver (2016): Die Abstiegsgesellschaft. Über das Aufbegehren in der regressiven Moderne. Berlin: Edition Suhrkamp • Opitz, Florian (2019) (Regie): Ganz oben – die diskrete Welt der Milliardäre, In: https://www.youtube.com/watch?v=2urgKGcVNJQ [abgerufen: 21.11.2024] • Oxfam Deutschland (2016): Ein Wirtschaftssystem für die Superreichen. Wie ein unfaires Steuersystem und Steueroasen die soziale Ungleichheit verschärft. In: https://www.oxfam.de/system/files/20160118-wirtschaftssystem-superreiche.pdf [abgerufen: 21.11.2024] • Reckwitz, Andreas (2017): Die Gesellschaft der Singularitäten. Berlin: Suhrkamp • Statista (2024a): Die 25 reichsten Menschen weltweit im Jahr 2024. In: https://de.statista.com/statistik/daten/studie/181482/umfrage/liste-der-top-25-milliardaere-weltweit/ [abgerufen: 21.11.2024] • Statista (2024b): Die 25 reichsten Deutschen im Jahr 2024 nach Vermögen. In: https://de.statista.com/statistik/daten/studie/162320/umfrage/die-reichsten-deutschen/ [abgerufen: 21.11.2024].

Brandanschlag, der [ˈbʁantʔanˌʃlaːk]

Eine seit Jahrhunderten angewandte Kulturtechnik der Deutschen ist der bewusste politische Einsatz eines der vier Elemente. Dafür fertigen meist männlich gelesene Personen in ihren Garagen, Hobbykellern oder Man Caves Objekte an, die gefährlich sind, heiß und manchmal sogar tödlich. Die Ergebnisse dieser Bastelei nennt man Brandsätze. Diese Molotow-Cocktails und andere Wurfbrandsätze werden gefertigt, um damit Brandanschläge zu verüben. Mit dem Einsatz dieser Waffe verbinden die Nutzer:innen oft den Wunsch, ihren meist ideologischen oder weltanschaulichen Positionen Nachdruck zu verleihen oder gar die Agenda des gesellschaftlichen Diskurses in eine Richtung zu lenken.

Dieser besondere Fall einer Brandstiftung richtet sich oft gegen Immobilien, mobile Fahrzeuge oder öffentliche Gebäude. Durch die Erzeugung einer nachhaltigen Feuereinwirkung möchten die Täter:innen einen möglichst großen Schaden erzeugen. Die Beschädigung benachbarter Einrichtungen oder gar die

Verletzung oder Tötung anwesender Personen wird meist billigend in Kauf genommen oder gar beabsichtigt. Brandanschläge finden oft des nachts statt, da die Brandanschläger:innen mit der taktischen Wahl der Uhrzeit hoffen, sich der erfolgreichen Strafverfolgung zu entziehen (Wikipedia 2023).

Um ihren politischen oder religiösen Zielen dennoch Aufmerksamkeit zu verschaffen, hat sich die Tradition herausgebildet, ein Bekennerschreiben am Tatort oder im 21. Jahrhundert vermehrt auch im digitalen Raum zu hinterlassen. Dafür werden gern Nachrichtenkanäle extremistischer Szenen wie die Webseite Amaq, die von der Terrormiliz „Islamischer Staat" (IS) betrieben wird, oder die bei Linksextremist:innen beliebten Seite Indymedia genutzt. Eher ungewöhnlich sind Bekennervideos oder -texte jedoch bei Brandanschlägen durch extreme Rechte. Einen Videoclip mit dem → Bekenntnis zur tödlichsten rechtsextremen Terrorserie der BRD nach der Angliederung der DDR an Westdeutschland – durch den selbsternannten „Nationalsozialistischen Untergrund (NSU)" – fanden Ermittler:innen beispielsweise erst nach Enttarnung der terroristischen Vereinigung im November 2011. Die Rechtsterrorist:innen hatten viele Jahre unerkannt im Untergrund gelebt und zwischen 1999 und 2007 insgesamt 43 Mordversuche verübt, unter anderem durch drei Sprengstoffanschläge in Nürnberg und Köln (Fuchs/Goetz 2012).

Bei Rechtsextremist:innen spielt neben der Verunsicherung von Teilen der Bevölkerung durch die Tat auch der Vernichtungswille der konkreten Opfer eine dominante Rolle für die Wahl dieses aktivistischen Mittels.

Die ersten Todesopfer rechtsextremer Gewalt durch Brandanschläge nach Ende des Zweiten Weltkriegs fanden nicht in Brandenburg, Bitterfeld oder dem Gebiet des heutigen Ostdeutschlands statt, sondern in Bayern. Einige der ersten Opfer in der BRD nach Ende des Nationalsozialismus starben am 13. Februar 1970 bei einem Brandanschlag auf das Altenheim der Israelitischen Kultusgemeinde München und Oberbayern. Während dieses heute im kollektiven Gedächtnis der deutschen Gesellschaft vollkommen in Vergessenheit geratenen antisemitischen Massenmords starben sieben jüdische Hausbewohner:innen, nachdem der oder die Täter:innen am Sabbat ein Öl-Benzin-Gemisch verteilt und später angezündet hatten. Auch die Namen dieser Opfer sind heute weitgehend unbekannt. Rivka Regina Becher, Meir Max Blum, Rosa Drucker, Arie Leib Leopold Gimpel, David Jakubovicz, Siegfried Offenbacher und Eliakim Georg Pfau hatten allesamt die Zeit des Nationalsozialismus überlebt, zwei von ihnen gar NS-Vernichtungslager. Auch der Brandanschlag auf ein Übergangsheim für Geflüchtete in Hamburg durch Mitglieder der neonazistischen Terrororganisation „Deutsche Aktionsgruppen" am 22. August 1980 ist weitgehend unbekannt. Dabei starben bei dem Mordanschlag die beiden Vietnamesen Nguyễn Ngọc Châu und Đỗ Anh Lân. Das Attentat gilt als einer der ersten rassistischen Morde in der Geschichte der Bundesrepublik. Viel diskutiert wurden hingegen die rechtsextremen Brandanschläge in Hoyerswerda und Rostock-Lichtenhagen Anfang der Neunziger Jahre

(bei denen glücklicherweise niemand getötet wurde) sowie die schrecklichen Brandanschläge durch Neo-Nationalsozialisten im westdeutschen Mölln 1992 (drei Todesopfer) und Solingen 1993 (fünf Todesopfer). Diese Angriffe lösten viele Nachahmungstaten aus. Allein im Oktober 1991 soll es 150 Brandanschläge auf Unterkünfte von Geflüchteten gegeben haben. In Saarlouis war bereits am 19. September 1991 der aus Ghana stammende Samuel Kofi Yeboah gestorben, nachdem extreme Rechte das Asylbewerberheim angezündet hatten. Immer wieder wurden Bewohner:innen durch Verbrennungen, Rauchvergiftungen und Sprünge aus oberen Stockwerken verletzt (Steuwer/Kössler 2022).

Ob sich die rechtsextremen Täter:innen bei der Wahl ihrer Anschlagsmethode in den 1990er Jahren Vorbild am sogenannten „Reichstagsbrand" 1933 genommen haben; bei dem bis heute vermutet wird, die Nationalsozialist:innen hätten ihn selbst initiiert, um damit demokratische Grundrechte mit der „Reichstagsbrandverordnung" auszuhebeln und in Folge eine nationalsozialistische Diktatur zu errichten (Deiseroth 2006), ist unbekannt. Es ist auch vorstellbar, dass die Aktionen der linksterroristischen sogenannten „Roten Armee Fraktion (RAF)" Pate standen bei der Auswahl der arme de guerre der Rechtsextremist:innen. Die ersten Aktionen der späteren Führungsriege der RAF waren 1968 zwei Brandanschläge auf Frankfurter Kaufhäuser (Aust 2020).

Bis heute erfreuen sich Brandanschläge einer großen Bedeutsamkeit unter extremistisch gesinnten Aktivist:innen. Im Jahr 2015 überzog eine Welle an Brandanschlägen auf potentielle oder tatsächliche Unterkünfte von Geflüchteten die BRD. Die ZEIT recherchierte allein in diesem Jahr 93 Brandanschläge auf Flüchtlingsheime bei denen über 100 Personen verletzt wurden. Am stärksten betroffen war das Bundesland Sachsen (Blickle et al. 2015). Auch wenn vereinzelt autonomistisch kurdische, islamistische oder linke Themen wie Gentrifizierungskritik oder Tierrechte (Fuchs/Taubert 2014) Anlässe für Brandanschläge sind, so bilden rechtsextrem motivierte Brandanschläge weiter den Hauptanteil, sowohl von Anzahl als auch von Tödlichkeit der Anschläge. Linksgerichtete Gruppen verzichten meist bewusst auf Gewalt gegen Personen und zünden ausschließlich materielle Güter wie parkende Polizeiautos, SUVs oder leerstehende Gebäude wie Ställe für die intensive Nutztierhaltung an.

Vollkommen anders gelagert sind indessen Brandanschläge durch weniger politisch und eher psychologisch oder wirtschaftskriminell motivierte Täter:innengruppen. Diese zeigen sich unter anderem in Waldbränden, die durch Feuerwehrleute ausgelöst worden, oder Brandanschläge gegen brandschutzversicherte Immobilien und Unternehmen oder gar Taubenschläge eines Brieftaubenzüchters in einer Duisburger Kleingartenanlage (WAZ 2017).

Christian Fuchs

Quellenverzeichnis

Aust, Stefan (2020): Der Baader-Meinhof-Komplex. München: Piper • Blickle, Paul et al. (2015): Es brennt in Deutschland • Mehr als 200 Mal haben Täter in diesem Jahr Flüchtlingsheime angegriffen. Gefasst wurde kaum jemand. Wie kann das sein? In: https://www.zeit.de/politik/deutschland/2015-11/rechtsextremismus-fluechtlingsunterkuenfte-gewalt-gegen-fluechtlinge-justiz-taeter-urteile [abgerufen: 13.01.2023] • Fuchs, Christian/Goetz, John (2012): Die Zelle. Rechter Terror in Deutschland. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt • Fuchs, Christian/Taubert, Greta (2014): Die Vegane Armee Fraktion. In Niedersachsen brennen Hühnerställe, in Hessen erhält eine Pelzlobbyistin Morddrohungen: Wie radikale Aktivisten mit Gewalt für Tierrechte kämpfen. In: Die Zeit. 14.09.2014 • Deiseroth, Dieter (Hrsg.) (2006): Der Reichstagsbrand und der Prozess vor dem Reichsgericht. Berlin: Verlagsgesellschaft Tischler • Steuwer, Janosch/Kössler, Till (2022): Deutscher Herbst 1991. Rechte Gewalt und nationale Selbstbetrachtung: Bonn. In: Aus Politik und Zeitgeschichte (ApuZ). Rechte Gewalt in den 1990er Jahren. 05.12.2022 • Westdeutsche Allgemeine Zeitung (2017): Duisburg. In: https://www.waz.de/staedte/duisburg/200-tauben-sterben-bei-feuer-in-duisburger-taubenschlag-id211123845.html [abgerufen: 08.01.2023].

Braunkohle, die [ˈbʁaʊ̯nˌkoːlə]

Braunkohle ist gespeicherte Sonnenenergie und ein faszinierendes Naturmaterial. Sie ist ein potentieller einheimischer Energie- und Kohlenstoffträger mit einem großen energetischen und rohstofflichen Nutzungspotential … Der kritische Leser wird sich nun fragen, ob der Autor geschlafen hat in Zeiten der Energiewende, der Klimaveränderungen, der „Letzten Generation". Braunkohle ist doch fossil und hat den energiespezifisch höchsten CO_2-Fußabdruck und die Gewinnung ist mit dem Abriss von Ortschaften sowie Grundwasser- und Umweltbeeinträchtigungen verbunden … Beide Sichtweisen sind richtig.

Sachlich betrachtet ist Braunkohle ein Sedimentgestein, das sich vor vielen Millionen Jahren über geologische Zeiträume aus pflanzlichem Ausgangsmaterial vor allem durch biochemische Prozesse gebildet hat. Damit ist Braunkohle gespeicherte Sonnenenergie, wofür die Syntheseleistung der Natur genutzt wurde. Die dabei entstandenen dreidimensional vernetzten makromolekularen Strukturen bestehen hauptsächlich aus Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff. Auch Stickstoff, Schwefel und andere Spurstoffe und Aschebildner können enthalten sein.

Grundvoraussetzung für die → Bildung von nutzbaren Kohlelagerstätten ist einerseits eine üppige Vegetation, für die nährstoffreiche Böden und feuchtwarme Klimabedingungen hilfreich sind. Andererseits ist ein langsames Absinken der abgestorbenen Biomasse unter den Grundwasserspiegel erforderlich. Das Absinken der Sedimentschichten erfolgt während geotektonischer Veränderungen im Zuge von Gebirgsbildungen. Entscheidend ist dabei die Geschwindigkeit des Absinkens und damit der Zeitraum, bis zu dem die Biomasse vom Grundwasser luftdicht bedeckt wird. Ist die Absinkgeschwindigkeit zu hoch, kann nicht

ausreichend Biomasse zur Sedimentbildung nachwachsen, ist sie zu niedrig zersetzt sich die Biomasse an der Luft. In beiden Fällen kommt es nicht zur Bildung nutzbarer Flözschichten. Das erfolgt nur dann, wenn durch biochemische Prozesse zunächst unter Luftzutritt und später unter Luftabschluss aus ausreichend großen Mengen an Biomasse Torf entsteht. Je nachdem, wie lange (geologisch betrachtet) die Vegetationsphase anhält und wie langsam das Absinken von statten geht, können mehr oder weniger mächtige Torfschichten von wenigen Zentimetern bis mehreren hundert Metern entstehen. Dieser Vorgang kann sich mehrfach wiederholen, so dass mehrere Flözschichten getrennt durch andere Sedimente wie Sand, Kies und Ton übereinander lagern (Krug/Naundorf 1984). Durch fortschreitende anaerobe Vorgänge wird in geologischen Zeiträumen aus Torf Braunkohle und durch geochemische Prozesse aus Braunkohle Steinkohle. Der Gesamtprozess wird als Inkohlung bezeichnet. Bei der Umwandlung von Braunkohle zu Steinkohle und weiter zu Anthrazit spielt nicht nur die Zeit eine Rolle – so gibt es Braunkohle, die älter als manche Steinkohle ist –, sondern es sind auch höhere Drücke und Temperaturen z. B. infolge eines tieferen Absinkens und stärkeren Überlagerns der Flözschichten mit anderen Sedimenten erforderlich. Der weitaus überwiegende Anteil der Braunkohle in Deutschland ist vor ca. 5 bis 58 Millionen Jahren entstanden.

Über einen Großteil der Menschheitsgeschichte war Biomasse, insbesondere Holz und Holzkohle, der einzige Brennstoff, um zu heizen und zu kochen oder um Metalle zu gewinnen und Keramik zu brennen. Zwar war Kohle bereits im antiken Griechenland bekannt, wurden englische Steinkohlenvorkommen schon im 9. Jahrhundert erwähnt und begann in Deutschland der Steinkohlenbergbau im 12. Jahrhundert, jedoch der eigentliche Durchbruch der Kohlenutzung erfolgte erst mit der industriellen Revolution ausgehend von England. Durch den Einsatz von Kohle als preiswerten und in großen Mengen verfügbaren Energieträger war die Gewinnung von Eisen und Stahl, der Antrieb von Maschinen, die Gewinnung von Prozesswärme oder der Eisenbahnbetrieb im großen Stil erst möglich. Nun kann den Altvorderen vorgehalten werden, durch den Übergang von den bis dahin fast ausschließlich genutzten regenerativen Energiequellen zu der fossilen Kohle den anthropogenen Klimawandeln angestoßen zu haben. Allerdings muss auch beachtet werden, dass ohne die Kohle der epochale Entwicklungssprung in Technik und Gesellschaft einschließlich des heutigen Wohlstandes nicht möglich gewesen wäre.

Die Nutzbarkeit von Braunkohle wurde aufgrund ihres erdigen Aussehens und des hohen Wassergehaltes erst sehr viel später erkannt als die der Steinkohle. Braunkohlenbergbau wird in Deutschland seit dem 16. Jahrhundert betrieben (Kleinebeckel 1986). Zunächst nur händisch abgebaut, wurden erst ab etwa der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert maschinelle Methoden in Form von Baggern angewendet. Die Braunkohle kann sowohl im Tiefbau, d. h. untertage, als auch im Tagebau gewonnen werden. In den drei heute in Deutschland aktiven

Braunkohlerevieren Rheinland, Lausitz und Mitteldeutschland wird ausschließlich die Tagebautechnik angewendet. Um die Kohle auf diese Weise gewinnen zu können, muss zunächst die Deckschicht, die bis zu mehreren Hundert Metern mächtig sein kann und den sogenannten Abraum bildet, entfernt werden. Die dafür verwendeten Tagebaugeräte zählen zu den größten mechanischen Anlagen der Welt und können u. a. in Mitteldeutschland in Ferropolis besichtigt werden. Außerdem müssen für den Tagebaubetrieb große Mengen an Wasser gehoben werden, wodurch der Grundwasserspiegel regional absinken kann.

Die in Deutschland geförderte Weichbraunkohle hat einen Wassergehalt von 50 bis 60 Prozent, so dass es sich energetisch i. d. R. nicht lohnt, die Rohbraunkohle so wie Steinkohle über größere Strecken zu transportieren. Deshalb erfolgt deren Verwertung bzw. Veredlung meist unmittelbar im Förderrevier.

Der mit Abstand größte Anteil der Rohbraunkohle wird heute in Kraftwerken zur Stromerzeugung eingesetzt, wobei in Deutschland hinsichtlich Wirkungsgrad und Emissionsminderung im weltweiten Vergleich sehr moderne Anlagen betrieben werden. Ein kleiner Anteil wird zu Brennstaub und Wirbelschichtkohle veredelt und in Heiz- bzw. Heizkraftwerken oder in der Industrie zur Prozesswärmeerzeugung genutzt. Braunkohlebriketts werden in kleinerem Maßstab auch noch zur Raumheizung verwendet. Braunkohle ist neben den regenerativen Energiequellen der einzige genutzte Energieträger, der zu einhundert Prozent im Land gewonnen wird. Außerdem ist sie auch ohne Subventionen zu importierten fossilen Energieträgern preislich konkurrenzfähig. Nichtsdestotrotz ist Braunkohle wie alle fossilen Energieträger eine endliche Energiequelle (wenn auch noch mit großer Reichweite) und bei deren energetischen Nutzung entsteht klimarelevantes Kohlendioxid. Zwar gibt es Technologien, um die Abgabe des CO_2 in die Atmosphäre zu verhindern, jedoch ist deren Realisierung in Deutschland im Unterschied zu anderen Ländern wie Dänemark (EEK 2023) bisher politisch nicht gewollt.

Braunkohle ist nicht nur Energieträger, sondern kann aufgrund ihrer komplexen Struktur vielfältig stofflich genutzt werden. Braunkohle selbst kann zur Verbesserung der Qualität von Böden hinsichtlich des Wasserhaushalts, der Kohlenstoffbilanz und der Bodenstruktur Verwendung finden. Ferner können aus Braunkohle Stoffgruppen wie Huminsäuren als Depotdünger und Pharmarohstoff oder Montanwachs als vielfältig einsetzbarer Chemierohstoff gewonnen werden. Über technologische Prozesse wie Pyrolyse, Verkokung, Verflüssigung und Vergasung ist es möglich, Braunkohle in die unterschiedlichsten Produkte umzuwandeln (Krzack 2018). Letztendlich können aus Kohle weitestgehend die gleichen Produkte wie aus Erdöl gewonnen werden. Allerdings sind der technische Aufwand und damit die Kosten deutlich höher. Im einstigen Kohleland Deutschland sind dazu zahlreiche Technologien entwickelt und im Industriemaßstab genutzt worden (Gutte 2018). Dazu zählt die Benzinherstellung durch Direktverflüssigung in Leuna und Wesseling, die Ammoniak- und

damit Düngemittelherstellung über den Weg der Synthesegaserzeugung mit anschließender Synthese in Leuna, die Gewinnung von Schwelteer in Böhlen und Espenhain und dessen Weiterverarbeitung in Rositz und Zeitz (Wagenbreth 2011). Ganze Industriecluster haben sich von Braunkohle ausgehend gebildet, wie z. B. die chemische Industrie in Bitterfeld-Wolfen oder Leuna Merseburg, die bis heute bestehen, allerdings auf Basis anderer Energieträger. Ein anderes Beispiel ist die Erzeugung von Koks als Reduktionsmittel für die Metallurgie oder als heizwertreicher Brennstoff in Lauchhammer und Schwarze Pumpe (Jähnig 2008). Im Osten Deutschlands, insbesondere in Schwarze Pumpe und auch in Hirschfelde, wurde wie in anderen Ländern aus Braunkohle Stadtgas als Erdgasersatz für die dezentrale Wärmeversorgung nahezu flächendeckend bereitgestellt (Modde 2008). Heute werden in kleinerem Umfang in Deutschland noch Montanwachs als chemischer Rohstoff (in Amsdorf) und sog. Herdofenkoks insbesondere als Reinigungsmittel für Rauchgase und Abwässer (in Niederaußem) aus Braunkohle gewonnen (Jüssen 2008).

Deutschland war über viele Jahrzehnte weltweit der bedeutendste Braunkohlenförderer der Welt. Allein in der DDR wurden zu Spitzenzeiten 320 Millionen Tonnen Rohbraunkohle gefördert (etwa ein Viertel der damaligen Weltförderung) und damit der Primärenergieverbrauch zu fast 70 Prozent gedeckt (Kahlert 1989). Sehr viele Menschen standen und stehen in der Braunkohlenwirtschaft in Lohn und Brot. Sie sind, wie im Bergbau besonders typisch, stolz auf ihren → Beruf.

Die extensive Braunkohlennutzung hatte jedoch besonders im Osten aber auch im Westen Deutschlands für Mensch und Umwelt einen hohen Preis: Umsiedlung von Ortschaften, Lärm- und Staubbelastung, Grundwasserbeeinträchtigungen durch den Bergbau oder Luftschadstoffe bei der Kohleverbrennung. Rußpartikel auf der trocknenden Wäsche, „Schneevergrauung" in kürzester Zeit, beißender Geruch auf dem morgendlichen Weg zu Schule oder Arbeit, der saure Regen mit immensen Schäden nicht nur für die Wälder … waren Zeichen, die jeder kannte. Das tägliche Kohlenholen und blecherne Aschetonnen waren allgegenwärtig.

Die schlimmsten Umweltschäden entstanden dort, wo das „braune Gold" höher veredelt wurde zu Chemierohstoffen, nicht weil die verwendeten Technologien per se schmutzig sind, sondern weil die erforderlichen Mittel für einen adäquaten Umweltschutz nicht bereitgestellt wurden. Rauchende, stinkende Schlote, Leckagen und Teerseen in Mitteldeutschland und der Lausitz mit enormen Auswirkungen auf Luft, Boden und Wasser waren die Folge.

Viele der mit der Braunkohlennutzung entstandenen Altlasten sind in der Zwischenzeit saniert und die heute angewendeten Technologien hinsichtlich Umweltschutzes optimiert. In den Braunkohlenrevieren entstehen Erholungsgebiete mit ausgedehnten Seenlandschaften. Der Ausstieg aus der Braunkohlenutzung ist politisch besiegelt. Es bleibt zu hoffen, dass die Menschen in den Kohlerevieren,

die so lange unsere Wirtschaft und damit unseren Wohlstand durch ihre schwere Arbeit mitgetragen haben, auch zukünftig eine solide Lebensgrundlage in ihrer Heimat finden.

Steffen Krzack

Quellenverzeichnis

DGMK (Hrsg.) (2023): Dänemark vergibt CCS-Lizenzen an TotalEnergies, Ineos und Wintershall Dea. EEK 139(3), S. 10 • Gutte, Heiner/Meyer, Bernd (2018): Einleitung. In Krzack, Steffen/Gutte, Heiner/Meyer, Bernd (Hrsg.): Stoffliche Nutzung von Braunkohle. Berlin/Heidelberg: Springer Vieweg, S. 1–7 • Jähnig, Klaus/Krzack, Steffen (2008): Braunkohlenhochtemperatur-Verkokung (BHT). In: Schmalfeld, Jörg (Hrsg.) Die Veredlung und Umwandlung von Kohle – Technologien und Projekte 1970 bis 2000 in Deutschland. Hamburg: DGMK, S. 105–139 • Jüssen, Peter (2008): Herdofenverkokung. In: Schmalfeld, Jörg (Hrsg.) Die Veredlung und Umwandlung von Kohle – Technologien und Projekte 1970 bis 2000 in Deutschland. Hamburg: DGMK, S. 139–145 • Kahlert, Joachim (1989): Die energiewirtschaftliche Lage der DDR – ein Beispiel für die Systemschwächen einer Planwirtschaft. In: Sozialwissenschaftliche Informationen 18(1), S. 103 • Kleinebeckel, Aeno (1986): Unternehmen Braunkohle: Geschichte eines Rohstoffs, eines Reviers, einer Industrie im Rheinland. Rheinische Braunkohlenwerke AG (Hrsg.). Köln: Greven • Krzack, Steffen (2018): Prozesse der Thermochemischen Konversion. In: Krzack, Steffen/Gutte, Heiner/Meyer, Bernd (Hrsg.): Stoffliche Nutzung von Braunkohle. Berlin/Heidelberg: Springer Vieweg, S. 197–203 • Modde, Peter/Krzack, Steffen (2008): Gaserzeuger mit Drehrost / Lurgi-Druckvergasung. In: Schmalfeld, Jörg (Hrsg.): Die Veredlung und Umwandlung von Kohle – Technologien und Projekte 1970 bis 2000 in Deutschland. Hamburg: DGMK, S. 307–336 • Süß, Manfred/Vulpius, Reiner (1984): Geologie und Petrologie der Weichbraunkohlen der DDR. In: Krug, Herbert/Naundorf Wolfgang (Hrsg.): Braunkohlenbrikettierung Band 1. Leipzig: VEB Deutscher Verlag für Grundstoffindustrie, S. 17–55 • Wagenbreth, Otfried (2011): Die Braunkohlenindustrie in Mitteldeutschland. Beucha – Markkleberg: Sax-Verlag.

Brennpunkt, der [ˈbʁɛnˌpʊŋkt]

Der → Begriff des Brennpunkts hat mehrere → Bedeutungen. Er hat Relevanz in der Physik und Chemie und wird als Umbrella-Begriff in medialen und (bildungs-)soziologischen Diskursen verwendet.

Vielleicht erinnern Sie sich z. B. daran, als Kind bei schönstem Sonnenschein auf der Wiese gelegen zu haben und mit einer Lupe in der Hand ein darunter liegendes Blatt Papier zum Brennen gebracht zu haben. Ihnen ist gelungen, parallel verlaufende Lichtstrahlen durch die konvexe, d. h. nach außen gekrümmter Linse an einem Punkt, den Brenn- oder Zündelpunkt zu bündeln, glücklicherweise im passenden Abstand aufs Papier gezielt zu haben, so dass sich dieses entflammen konnte. Vielleicht haben Sie das Experiment mit der → Brille Ihrer Mutter wiederholt, das Blatt Papier aber nicht zum Brennen gebracht, weil Ihre Mutter aufgrund ihrer Kurzsichtigkeit eben keine nach außen gewölbte, sondern eine nach innen gekrümmte Brille trägt. Jene Brillengläser, die in der Fachsprache

auch Zerstreuungslinsen, Hohl- oder Parabolspiegel heißen, sammeln parallele Lichtstrahlen eben nicht hinter dem Glas, sondern davor. Nun soll mit Brillen i. d. R. natürlich nichts zum Brennen gebracht werden, sondern eine Fehlsichtigkeit korrigiert werden. 2023 gehörten in Deutschland zwei Drittel aller über 14-Jährigen zur Gruppe derer, die zumindest gelegentlich eine Brille benötigt. Die Tendenz ist steigend (Statista 2023). Die in Brillengläsern eingesetzten Sammel- oder Zerstreuungslinsen helfen, den verformten Abstand zwischen Augenlinse und Netzhaut zu korrigieren und damit dafür zu sorgen, dass → Bilder und → Buchstaben wieder scharf gesehen werden.

Kommen wir aber wieder weg von der Brille, hin zum Brennpunkt. Ein Brennpunkt ist, wie das Experiment beweist, auch bei chemischen Prozessen von Relevanz. In der Chemie wird als Brennpunkt jene Temperatur bezeichnet, bei der der Dampfdruck so hoch ist, dass sich ein Gas/Luft-Gemisch mit einer Zündquelle entzündet und eine Verbrennung auch dann weiter fortschreitet, wenn die Zündquelle entfernt wird. Der Brennpunkt liegt chemisch gesprochen immer über dem Flammpunkt, aber unterhalb der Zünd- oder Mindestverbrennungstemperatur. Die Temperatur ist je nach Werkstoff unterschiedlich. Streichhölzer sind z. B. mit 60 °C recht leicht entzündbar, Benzin mit 300 °C schon schwerer und Koks mit 600 °C am schwersten. Aber ab einer bestimmten Temperatur fängt vermutlich jeder Stoff an zu brennen. Und das hilft z. B. in der Küche bei der Zubereitung warmer Speisen, kann dank des Verbrennermotors Autos zum Fahren bringen und hilft, mit → Braunkohle oder Gas die eigene Stube zu wärmen.

Neben der physikalischen und chemischen Bedeutung ist ein Brennpunkt im übertragenen Sinne aber auch immer ein Blickpunkt, auf dem sich die mediale Aufmerksamkeit richtet. Wird im Fernsehen, in der ARD ein Brennpunkt ausgestrahlt, so geht es in ihm um ein außerordentliches, hochaktuelles medial und politisch wichtiges Ereignis, das dazu führt, dass sich alle nachfolgenden Sendungen nach hinten verschieben. Ein Brennpunkt im übertragenen Sinne bündelt also einen wichtigen medialen Diskurs.

In der Stadtraumsoziologie wiederum wird häufig vom „sozialen Brennpunkt" gesprochen. Jede:r weiß, dass es hier um die Analyse sogenannter „Problemviertel" geht, in denen es – werden die Medien eingeschalten – lodert. Vom „sozialen Brennpunkt" liest man immer dann, wenn über Wohngebiete gesprochen wird, „in denen Faktoren, die die Lebensbedingungen ihrer Bewohner und insbesondere die Entwicklungschancen beziehungsweise Sozialisationsbedingungen von Kindern und Jugendlichen negativ bestimmen, gehäuft auftreten" (Deutscher Städtetag 1997). Die in solchen Gebieten Wohnenden haben häufig mit negativen Auswirkungen wohnräumlicher Segregation zu kämpfen. Sie sind öfter als in anderen Wohngebieten von finanzieller, sozialer und kultureller Armut sowie struktureller Benachteiligung betroffen; wenn nicht selbst, dann zumindest in ihrer Nachbarschaft. Von außen werden ihnen Bedürftigkeit, Leistungsfrust, Aggression und Enttäuschung, Rückstände in ihrer sozio-emotionalen Entwicklung,

psychische Störungen, ein Hang zu Kriminalität u. a. m. zugeschrieben. Medial wird in sozialen Brennpunkten oft von Parallelgesellschaften und sozialem Verfall gesprochen (Fölker/Hertel/Pfaff 2015, S. 9 ff.). Im Fernsehen sieht man häufig effekthascherische Sozialreportagen, sei es in Sendungen wie „Hartes Deutschland – Leben im Brennpunkt" (RTL II), in denen Drogenabhängige, Obdachlose und Menschen am Rand der Gesellschaft gezeigt werden oder „Armes Deutschland. Deine Kinder" (RTL II), wo es um Kinder geht, die von Armut bedroht sind und reißerisch davon erzählt wird, welche Entbehrungen sie in Kauf nehmen müssen.

Im erziehungswissenschaftlichen Diskurs werden seit längerem Schulen im „sozialen Brennpunkt" genauer unter die Lupe genommen. Es sind Schulen in schwieriger Lage, in Gebieten verdichteter ethnischer Durchmischung, finanzieller Armut und sozial randständiger Lage. Aus Analysen bekannt ist, dass die schulische Segregation häufig die residentielle übersteigt (Baur/Häußermann 2009, S. 358), was einerseits am Zuschnitt der Schulbezirke liegt (Radke 2004), andererseits aber auch an den Wahlentscheidungen bildungs- und mittelschichtsorientierter Eltern, die ihre Kinder lieber auf andere Schulen, außerhalb des Brennpunkts schicken (Radke 2007). Die auf die Schulen Gehenden werden von außen häufig als defizitär, problembehaftet und herausfordernd charakterisiert, so dass ein „Unterricht nach bürgerlichem Maße" nicht mehr möglich sei (Fölker 2015, S. 2018 f.). Ihnen fehle – so die Diagnosen mehrerer Lehrkräfte – die Schulfähigkeit, Grundkompetenzen des sozialen Umgangs, sie sind viel häufiger sozio-emotional, körperlich und motorisch, in der Sprache, im Lernen oder in der geistigen Entwicklung beeinträchtigt. Aus der Bildungssoziologie bekannt ist, dass die Schulabbruchsquoten an „Brennpunktschulen" überdurchschnittlich hoch, die Schulabschlüsse unterdurchschnittlich niedrig, die Schulinspektionsergebnisse unterdurchschnittlich und die Anzahl von Versetzungsanträgen überdurchschnittlich hoch sind (Staehler-Pohl 2022, S. 22). Lehrkräfte würden vor dem Hintergrund der besonderen Herausforderungen weniger gerne an solchen Schulen unterrichten, was dazu führt, dass viele Stellen unbesetzt bleiben, von Quer- oder Seiteneinsteiger:innen besetzt werden und in Berlin Lehrkräfte, die sich doch an solch eine Schule wagen, von 2018 bis 2024 eine „Brennpunktzulage" von 300 Euro erhielten.

Als „Brennpunktschulen" gebrandmarkt bekamen 2006 die Rütli-Schule in Nord-Neukölln und 2023 die Grund- und Oberschule in Burg im Landkreis Spree-Neiße mediale Bekanntheit. An beiden Schulen schrieben Lehrer:innen sogenannte Brandbriefe, an der Rütli-Schule wegen der Perspektivlosigkeit und Gewalt der Schüler:innen, die zu 83 Prozent aus Familien mit türkischem oder arabischen Migrationshintergrund stammen und sozial wie auch finanziell benachteiligt waren; an der Schule in Burg wegen vermehrter rechtsextremer, rassistischer und sexistischer Anfeindungen. In beiden Schulen wurde nach eingehender brennglasartiger medialer Fokussierung die Schulleitung ausgetauscht. Die Diskussion

rund um die Rütli-Schule, einer Hauptschule, führte 2010 dann zur Abschaffung jener Schulform und der Schaffung eines zweigliedrigen Schulsystems in Berlin sowie der Ausrufung des „Campus Rütli", auf dem sich drei Schulen zu einer Gemeinschaftsschule vereinten, seit 2011 alle Schulabschlüsse möglich sind und das Pilotprogramm „Ein Quadratkilometer Bildung" ins Leben gerufen wurde. Das Programm steht für die Förderung lokaler Verantwortungsgemeinschaften und → Bildung entlang der kompletten Bildungskette, vom Eintritt in die Kita bis zum Schulabschluss. Dank Brandbrief und der darauffolgenden Intervention vollzog sich, unterstützt durch den Senat und freie Träger, ein imagepolitischer Wandel, weg vom Schlachtfeld, hin zum Bildungsidyll. Der Brandbrief aus Burg bewirkte bisher noch nicht ganz so viel. Zwar wirbt der neue Schulleiter für mehr Demokratieverständnis (Nauschütz 2024). Anders als bei der Rütli-Schule, wo ein umfassendes Konzept mit strukturellen Veränderungen umgesetzt wurde, hat sich an der Schule aber noch kein weitreichender Wandel ergeben. Ggf. ist man hier noch auf der Suche nach passenden Programmen und adäquater Unterstützung. Sind diese vorhanden, können in sozialen Brennpunkten „erwartungswidrig gute Schulen" (Straehler-Pohl 2022) geschaffen werden. Es gibt sie. Es sind solche, in denen die Heterogenität und Pluralität der Schüler:innenschaft als Normalzustand anerkannt wird (Stošić 2015, S. 42). Es sind jene, bei denen in die Qualitätsentwicklung, das Personal und ein passendes Schulprogramm investiert wird, seltener mit Praktiken der Exklusion aus dem Unterrichts- und Klassenkontext, Separation und Selektion, überzogenen pädagogischen Disziplinierungsmaßnahmen gearbeitet, auf eine gute Beziehungsarbeit zwischen Schüler:innen und Lehrkräften gesetzt wird, sonder- und sozialpädagogische sowie interkulturelle und sprachbezogene Angebote umgesetzt werden und auf multiprofessionelle Kooperation innerhalb der Schule und in den Stadtteil Wert gelegt wird (Fölker/Hertel/Pfaff 2015, S. 20). In ihnen geht es um eine kompensatorische Schaffung von Zugängen zur gesellschaftlichen Teilhabe (Staehler-Pohl 2022, S. 41). Schließen kann man daraus, dass die genauere Betrachtung von Brennpunkten eine Möglichkeit ist, auf Missstände aufmerksam zu machen, Handlungsableitungen zu erkennen, darüber vielleicht auch das Bildungssystem in dem Sinne zu revolutionieren, dass endlich alle Gesellschaftsmitglieder Anerkennung und gerechte Bildungschancen erhalten.

Irene Leser

Quellenverzeichnis

Baur, Christine/Häussermann, Hartmut (2009): Ethnische Segregation in deutschen Schulen. In: Leviathan 37(3), S. 353–366 • Deutscher Städtetag (Hrsg.) (1979): Hinweise zur Arbeit in sozialen Brennpunkten, DST-Beiträge zur Sozialpolitik, Reihe D, 10. Köln: USB Köln Online Katalog BWL • Fölker, Laura (2015): Schulstrukturreform als Innovationsimpuls für Schulentwicklungsprozesse? Empirische Analysen am Beispiel zweier Schulen in schwieriger Lage, In: Fölker, Laura/Hertel,

Thorsten/Pfaff, Nicolle (Hrsg.): Brennpunkt(-)Schule. Zum Verhältnis von Schule, Bildung und urbaner Segregation. Opladen: Barbara Budrich, S. 209–237 • Fölker, Laura/Hertel, Thorsten/Pfaff, Nicolle (2015): Schule ‚im Brennpunkt' – Einleitung, In: Fölker, Laura/Hertel, Thorsten/Pfaff, Nicolle (Hrsg.): Brennpunkt(-)Schule. Zum Verhältnis von Schule, Bildung und urbaner Segregation. Opladen: Barbara Budrich, S. 9–26 • Nauschütz, Silke (2024): Ein Jahr nach dem Brandbrief. Neuer Schulleiter im brandenburgischen Burg kämpft gegen rechte Ideologien. In: https://www.tagesspiegel.de/potsdam/brandenburg/ein-jahr-nach-dem-brandbrief-neuer-schulleiter-im-brandenburgischen-burg-kampft-gegen-rechte-ideologien-11527823.html [abgerufen: 22.11.2024] • Radtke, Frank-Olaf (2004): Die Illusion der meritokratischen Schule. Lokale Konstellationen der Produktion von Ungleichheit im Erziehungssystem. In: IMIS-Beiträge: Migration-Integration-Bildung. Grundfragen und Problembereiche, Osnabrück: IMIS, S. 143–178 • Radtke, Frank-Olaf (2007): Segregation im deutschen Schulsystem. In: Bukow, Wolf-Dietrich/Nikodem, Claudia/Schulze, Erika/Yildiz, Erol (Hrsg.): Was heißt hier Parallelgesellschaft? Zum Umgang mit Differenzen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 201–212 • Statista (2023): Anzahl der Personen in Deutschland, die Sehhilfen (Brillen oder Kontaktlinsen) nutzen, von 2019 bis 2023. In: https://de.statista.com/statistik/daten/studie/171243/umfrage/tragen-einer-brille-oder-von-kontaktlinsen/ [abgerufen: 22.08.2023] • Stošić, Patricia (2015): Horizontale Segregation im deutschen Schulsystem. In: Fölker, Laura/Hertel, Thorsten/Pfaff, Nicolle (Hrsg.): Brennpunkt(-)Schule. Zum Verhältnis von Schule, Bildung und urbaner Segregation. Opladen: Barbara Budrich, S. 28–48 • Straehler-Pohl, Hauke (2022): Lehrer:innen im ‚Brennpunkt'. Gespräche über Herausforderungen, Bewältigungsstrategien und Dilemmata des Schulalltags. Bielefeld: transcript.

Brezel, die [ˈbʁeːt͡sl̩]

Brezel die Erste: Maya-Camille backt heute etwas ganz Besonderes. Sie ist Mitglied des Bake-Squad, einer Vierergruppe aus Bäcker:innen und Patissiers, die unter extremem Zeit- und Konkurrenzdruck thematisch orientierte, ausgefallene Kuchenkreationen produzieren und diese dann von einem Juror bewerten lassen müssen. In Folge vier der ersten Staffel von ‚Bake Squad' tischt Maya-Camille ein ‚Bouquet' – eine blumenstraußartige Anordnung – aus sogenannten Cake Pops auf; und zwar in den ausgefallenen Geschmacksrichtungen „mango coconut macaroon", „pineapple rum", „dark chocolate ale", „platanos maduros" (gebratene Kochbananen) und … „pretzel" (Shackleton 2021).

Brezel die Zweite: Lorelai, eine Protagonistin der Gilmore Girls, findet sich auf einem Selbstfindungstrip plötzlich in einem Flashback wieder: Unter Tränen erinnert sie sich daran, wie ihr Vater ihr an einem Tag, an dem sie aufgrund von Liebeskummer die Schule schwänzte, nicht eine Moralpredigt hielt oder sie mit Hausarrest bestrafte, sondern … ihr eine Brezel kaufte (Sherman-Palladino 2016).

In beiden Fällen erzeugt die Brezel bei ihren Konsument:innen ein Gefühl wohliger Wärme: Maya-Camille gewinnt den Backwettbewerb und wird gelobt, dass ihre ausgefallene Kombination von Brezelkrümeln und Kuchenteig „savoury and sweet tastes" verbinde und uns in die Kindheit zurückversetze – „a taste, we all loved when we were kids". Und Lorelai kann allein über das Heraufbeschwören der Erinnerung an das Gefühl, das die liebevolle Gabe der Brezel in ihr erweckte

(sozusagen als umgekehrter Proust'scher Madeleine-Effekt), eine Sinnkrise lösen, in der sie aktuell steckt, sich mit ihrer Mutter versöhnen und endlich der von den Zuschauer:innen lange herbeigesehnten Heirat mit Luke Danes zustimmen.

Nimmt man Inhalte, die auf Netflix präsentiert werden, (auch) als ein Abbild der Welt wie sie heute ist, so scheint die Brezel also für viele ein materialisierter ‚happy place' zu sein, ein Ort an den man erinnernd, essend, schmeckend oder riechend zurückkehren kann, und der beruhigende und nostalgisierende Wirkung zeigt. Diese Effekte sind sicher auch darauf zurückzuführen, dass die Brezel tatsächlich viele Menschen in Deutschland schon seit frühester Kindheit begleitet. Sie bietet damit so etwas wie einen sozialisatorischen oder tiefenpsychologischen Bezugspunkt, ein Stück teiggewordenen Habitus (Bourdieu 1997), eine kleine salzige Dosis frühkindlich aufgebauter Jouissance (Žižek 1991), die immer wieder durch Konsum des Schlinggebäcks abrufbar ist.

Dass die Brezel so eng mit dem Leben vieler Menschen verknotet ist, mag zum einen an der mitteleuropäischen Vorliebe für stark stärkehaltiges Weißmehlgebäck mit Salz liegen, zum anderen aber an der speziellen Form der Brezel: Sie hat festere und weichere Teile, ist zugleich knusprig und – meistens – fluffig und bietet auch schon für die Kleinsten eine griffige Struktur. Die ‚Arme' der Brezel bieten guten Gegenhalt und schon → Babys können sich daran klammern wie an ringförmiges Spielzeug. Ergänzt durch die Nahrungsmittelkomponente entsteht so etwas wie ein kohlehydratischer Beißring, den auch Menschen ohne Zähne (jung oder alt) durch Aufweichen konsumieren können, während die Arme der Brezel weiterhin fest bleiben und als Haltegriffe dienen (zumindest bei der Schwäbischen und originalen Brezel, beim Gebäck, das in Bayern unter ‚Brezn' firmiert, waren sie nie fest). Die Brezel ist so der perfekte Begleiter durch alle Lebensalter und -lagen, auf Reisen, in Pausen, aber sie passt auch ebenso gut auf den alltäglichen Abendbrottisch. Sie ist im öffentlichen Raum omnipräsent und wird in jeder Bäckerei, in jedem Aufbackshop, in unzähligen Filialen einer großen, auf Brezeln spezialisierten Bäckereikette, in Bahnhöfen, Fußgängerzonen, an Verkehrsknotenpunkten und in den Tiefkühlregalen von Supermärkten angeboten.

Dabei sind Brezeln aber trotzdem noch etwas Besonderes. Die Form des Gebäcks und auch die Tatsache, dass sie im Verhältnis zu anderen Kohlehydratquellen teurer sind, machen sie für die meisten zu einem kleinen Luxus oder Genuss. In vielen Regionen Deutschlands klingt dies auch noch in der Tradition an, dass zu bestimmten (meist kirchlichen) Feiertagen besondere Brezeln gebacken wurden: die Dreikönigsbrezel, die Martinsbrezel im Saarland oder die sogenannte Olgabrezel im Stuttgarter Raum, oder aber Brezeln zu Fastnacht oder zu Allerseelen.

In dieser ihrer Eigenschaft als Ausnahmegebäck zeichnet sich aber auch das ab, was man vielleicht die ‚dunkle' Seite der Brezel nennen könnte. Sie zeigt sich bereits in den Anfängen, so z. B. in der Legende vom Brezelbäcker des Grafen Eberhard im Bart (15. Jh., Krauß 2003). Eberhard war gerade erst von einem

Kreuzzug zurückgekehrt, zu dem er den Uracher Bäcker unvorsichtigerweise mitgenommen hatte, als eben jener begann, brisante Details über Eberhards Ausschweifungen im sogenannten Heiligen Land zu kolportieren. Um ihn mundtot zu machen, warf Eberhard ihn in den Kerker und stellte seine Begnadigung unter die dem Grafen unmöglich zu erfüllen erscheinende Bedingung, ein Gebäck anzufertigen, durch das drei Mal am Tag die Sonne schien. Nach mehreren Wochen Kerkerzeit, in der der Bäcker keinerlei kreative Eingebung hatte, besuchte ihn seine Frau. Sie wollte ihm klarmachen, dass er sich besser beeile, da sie sonst vielleicht mit dem Bäckergesellen in eine neue geschäftliche und private → Beziehung trete. Um ihre Ungeduld zu unterstreichen stellte sie sich tadelnd in den Türrahmen, verschränkte die Arme vor dem Körper – und der Bäcker hatte plötzlich einen Geistesblitz. Ob die Arme der Brezel nun wirklich deshalb Arme heißen, ob sich das Wort Brezel tatsächlich vom lateinischen *bracchium* (*spira pistoria panis figuram brachiorum*, ein Spiralgebäck in Form von Armen, Grimm und Grimm 1999, Band 2, Sp. 379) oder dann weiter übertragen vom italienischen *braccia* bzw. *bracciatello* (kranzförmiges Ostergebäck aus der Emilia Romagna, Grimm und Grimm 1999, Band 2, Sp. 379) ableitet, kann dabei gerne weiter ungeklärt bleiben. Der Punkt ist hier nämlich ein anderer: Die Brezel hat mit Entbehrung (und Erlösung) zu tun, sie hat mit Disziplinierung, schweigender Aufforderung und Überwachung zu tun. Dieser Aspekt des sonst so heimeligen und positiv konnotierten Gebäcks zeigt sich auch in seiner Geschichte, die sehr wahrscheinlich auf die keltische Kultur zurückgeht. Dort wurde zu Festtagen ursprünglich radförmiges Gebäck oder ein Gebäck in Form von kunstvoll geschlungenen Mehrfachknoten gebacken. Mit der Christianisierung wurden diese Symbole einer heidnischen Kultur gezielt verdrängt und aus dem Rad bzw. dem Mehrfachknoten ging das Ersatzgebäck Brezel hervor – analog z. B. zur Surrogatisierung keltischer Feiertage durch christliche (Katz/Weaver 2003, Eintrag: Pretzel).

Die Brezel, so wie wir sie heute kennen, ist also auch Produkt eines religiös-politisch motivierten kulturellen Auslöschungsprozesses. Die Umdeutung und Aneignung der Brezel setzt sich dann in der gezielten Instrumentalisierung des ‚neuen' alten Symbolgebäcks in den christlichen Fastenzeiten fort. Die Fastenbrezel erinnert einerseits daran, dass anderen Speisen entbehrt werden soll, andererseits belohnt sie den/die Fastende:n mit einer kleinen Besonderheit, einer Speise die es sonst eben nicht gibt. Damit wird die Brezel zu einem Symbol der Unterwerfung unter ein religiös-diätetisches Regime, das Askese fordert und diese gleichzeitig (durch Ausschweifung) belohnt. Nicht Zuckerbrot und Peitsche strukturieren die Fastenzeit, sondern Salzgebäck und Hungerbauch.

Die disziplinierende Seite der Brezel zeigt sich aber noch in anderen Situationen. In Anlehnung an eine Brezel und – so könnte man sagen – in direkter Referenz auf die Frau des Uracher Bäckers hat sich in deutschen Grundschulen ein sogenanntes Aufmerksamkeits- oder Ruheritual durchgesetzt, das genau mit

dieser Ambivalenz der Brezel spielt, die sich auch in der Fastenzeit zeigt: geliebt zu werden und gleichzeitig für den Entzug und die Einschränkung zu stehen. fraui_ beschreibt dazu auf *lehrerforen.de* das „Kommando Armbrezel": die „SuS sollen alles weglegen und die Arme verschränken" (fraui_ 2020); und eine „Kollegin" rät der AG-Eingangsphase im Kreis Plön, die Lehrkraft solle „etwas lauter das Wort: ‚KOMMANDO'" sagen, „und die Kinder antworten: ‚BREZEL' und sitzen mit verschränkten Armen am Tisch (klappt wunderbar)" (AG Eingangsphase Kreis Plön 2019, S. 9). In einer Handreichung des Klett-Verlages, die den Titel *Aufmerksamkeitsfänger – Rituale für eine ruhige Lernumgebung* trägt, wird die „Brezelgarage" vorgeschlagen: die Kinder legen ihre Hände „z. B. überkreuz auf die Schultern und parken sie dort. […] Dies kann für ein kurzes Zeitfenster eingesetzt werden, wenn eine Aufgabe erklärt wird. Auf ein Startzeichen hin lösen die Kinder die Hände und beginnen mit der Arbeit (Klett-Verlag o. J., S. 11). Die Wirksamkeit solcher Rituale wird damit begründet, dass sie als stiller Impuls keinen weiteren Lärm erzeugen. Nachteilig allerdings scheint, dass alle Kinder „den Fokus bewusst auf das Signal richten müssen" (Klett-Verlag o. J., S. 8). Sind sie abgelenkt, nehmen sie das Brezel-Signal nicht wahr, meist wird dies aber durch soziale Kontrolle wieder eingehegt: „zunächst entdecken einzelne Kinder das Signal und machen dann weitere Kinder darauf aufmerksam" (Klett-Verlag o. J., S. 8).

Diese Praktik der Parzellierung und Sichtbarmachung, der Subjektivierung durch Selbst- und Fremdkontrolle, wie sie sich Foucault (Foucault 2021) nicht schöner hätte ausdenken können, kann nun nicht der Brezel selbst angelastet werden. Trotzdem bleibt beim Genuss der nächsten Brezel ein fader Nachgeschmack: Werden Kinder über die Liebe zum Laugengebäck heimlich subjektiviert? Und: Welche Normen und Werte haben wir alle schon über jahrelangen Konsum von Brezeln, ja, man muss sagen: inkorporiert?

Severin Sales Rödel

Quellenverzeichnis

AG Eingangsphase Kreis Plön (2019): Meine Klasse ist viel zu laut! Tipps zur Förderung und Wiederherstellung einer angemessenen Klassenlautstärke: Schulpsychologische Beratungsstelle & SCHULAMT. In: https://www.kreis-ploen.de/media/custom/2158_2976_1.PDF?1561375713 [abgerufen: 19.11.2024] • Bourdieu, Pierre (1997): Zur Genese der Begriffe Habitus und Feld. In: Bourdieu, Pierre (Hrsg.): Der Tote packt den Lebenden, S. 59–78. Hamburg: VSA • Foucault, Michel (2021): Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. Frankfurt/Main: Suhrkamp • fraui_ (2020): Forenbeitrag zu Unterrichtsritualen. lehrerforen.de. In: https://www.lehrerforen.de/thread/52892-rituale-f%C3%BCr-den-unterricht/ [abgerufen: 19.11.2024] • Grimm, Jacob/Grimm, Wilhelm (1999): Deutsches Wörterbuch. 33 Bände. München: Deutscher Taschenbuch Verlag • Katz, Solomon H./Weaver, William Woys (2003): Encyclopedia of food and culture. Acceptance to Food politics. New York: Scribner • Klett-Verlag (o. J.): Aufmerksamkeitsfänger. Rituale für eine ruhige Lernumgebung. Stuttgart: Klett-Verlag • Krauß, Irene (2003): Gelungen geschlungen. Das große Buch der Brezel. Wissenswertes – Alltägliches – Kurioses. Tübingen: Silberburg-Verlag • Sherman-Palladino, Amy (2016): Gilmore Girls – A Year in the Life – Episode 4: Autumn. Amy Sherman-Palladino und Daniel

Palladino (Regie). Serie: Netflix • Shackleton, Yasmin (2021): Bake Squad Season 1 Episode 4. Yasmin Shackleton (Regie). Serie: Netflix • Žižek, Slavoj (1991): Liebe dein Symptom wie dich selbst! Berlin: Merve.

Brille, die [ˈbʁɪlə]

Der Musiker Buddy Holly oder die Comicfigur Clark Kent? Wer fällt einem zuerst ein, wenn man an Brillenträger in der Popkultur denkt? Für Buddy Holly spricht die auffällig erwachsene Brille – schwarz, breit und groß – in einem noch jungenhaften Gesicht. Sie lässt den Ausdruck des Gesichts in der Schwebe: noch jugendlicher *boy* oder schon erwachsener *Mann*? Buddy Holly trägt in den 1950ern für alle sichtbar eine Brille, die seine Sehschwäche ausgleichen sollte, keine Sonnenbrille, wie sein Kollege Roy Orbison wenige Jahre später. Für Clark Kent spricht der historisch frühere Auftritt. Knapp zwanzig Jahre vor Buddy Hollys Durchbruch ist Clark Kent 1938 zum ersten Mal in *Action Comic #1* zu sehen. Als Superman bewahrt er in diesem Abenteuer eine Unschuldige vor der Hinrichtung. Als Clark Kent – mit Brille im Gesicht – liest er die Nachricht von der geglückten Rettung am nächsten Tag in der Zeitung, für die er auch arbeitet. Während er im Kostüm von Superman ganz ohne Nasengestell unbezwingbar ist, lässt er sich am selben Abend – bei dem ersten Date mit seiner Kollegin Lois Lane – die Brille hilflos ins Gesicht drücken. „Fight … You weak livered pole-cat", fordert ihn der schwergewichtige Unsympath auf, der mit Lois tanzen möchte. Aber Clark Kent kämpft nicht. So muss sich die Frau selbst verteidigen und eine der berühmtesten Dreiecksbeziehungen der Populären Kultur nimmt ihren Lauf: In der Figur von Superman verliebt sich Lois Lane in Clark Kent, als durchschnittlichen Journalisten mit Brille schimpft sie ihn „a spineless unbearable coward!".

Die Brille scheint ein wichtiges und auf jeden Fall das sichtbarste Requisit des ‚average guy' im Gedränge der Großstadt zu sein. Der Stummfilm-Komiker Harold Lloyd machte sie zu seinem Markenzeichen, nachdem er einige Jahre, in Konkurrenz zu Charlie Chaplin, die tragikomische Figur „Lonesome Luke" spielte. Mit der Brille entstand dann um 1918 die Figur „Harold", ein Durchschnittsamerikaner, dem die sonderbarsten Dinge passieren. „Harold was the first film comedian to portray a character that looked and acted like someone sitting in the audience – an average guy, the boy-next-door, an everyman. Luke's ill-fitting tramp outfit was traded in for Harold's own everyday clothes and a simple pair of horn-rimmed glasses" (Harold Lloyd Entertainment). Als dieser ‚durchschnittliche Charakter' wurde er zum bestbezahlten Filmstar der 1920er Jahre. Jeder kennt die Szene aus dem Film *Safety Last!*, in der Harold in Wolkenkratzer-Höhe an einem Uhrzeiger hängt. Die Gläser seiner schwarzen Hornbrille machen die vor Angst aufgerissenen Augen noch größer.

Das Vergnügen an Figuren wie „Harold" bestand und besteht darin zu beobachten, wie der Durchschnittsmensch immer wieder in Situationen gerät (unverschuldet oder zumindest nicht intendiert), die ihm einen gesellschaftlichen Auf- oder Abstieg aufzwingen. In *Safety Last!* ist es die Geschichte vom jungen Mann, der in die Stadt zieht, um dort Geld für die Hochzeit mit seiner Verlobten zu verdienen (als Angestellter in einem Kaufhaus, der seine Brille für diese Arbeit gut gebrauchen kann). Weil er nicht genug verdient, aber ihr teure Geschenke in die Heimat schickt, fangen die Verwicklungen an, die ihn am Ende des Films buchstäblich ganz nach oben, auf das Dach des Wolkenkratzers und in die Arme seines Mädchens, bringen. Der räumliche Aufstieg wird zur Metapher des sozialen Aufstiegs.

Der ‚average guy' taucht deshalb erst in einer Massengesellschaft auf. Er geht einher mit der Mittelschichtgesellschaft, die nach Michael Makropolous (2008, S. 122) durch „das Dispositiv der sozialen Mobilität" gekennzeichnet ist. Eine Mittelschichtgesellschaft ist sozial durchlässig. Das heißt, dass eines der wichtigsten Merkmale eines Durchschnittsmenschen darin besteht, dass er um seine sozialen Auf- und Abstiegschancen weiß. Gerade für den Durchschnittsmenschen ist denkbar *alles möglich*. Er geht gleichzeitig in der Menge verloren – weil er ihre primären Eigenschaften, Werte und Requisiten teilt – und er ragt aus ihr heraus, weil für ihn soziale Auf- und Abstiege möglich sind, sofern er sie sich verdient. „Die Geschichte, mit der die Mitte hantiert", so der Politikwissenschaftler Herfried Münkler (2012, S. 35), „ist die Erzählung von der eigenen Leistung".

Bei Superman (wie auch bei allen weiteren Superhelden zwischen → Batman und Cat Woman) werden die beiden konstituierenden Momente des Durchschnittsmenschen in zwei Persona derselben Figur aufgespalten. Obwohl die Requisite für das soziale Mittelmaß – die Brille – nur Clark Kent zufällt, steht sie auch für die aufsehenerregenden Leistungen von Superman. Das Heldenhafte des Superhelden ist somit sein Mittelmaß, das ihn befähigt, einerseits wie alle anderen und gleichzeitig herausragend zu sein. Das gilt im Übrigen für alle Brillenmenschen der Populären Kultur. So etwa für das weibliche Pendant zu Buddy Holly in den 1950er Jahren: Marilyn Monroe in *How to Marry a Millionaire* (1953). Ihr Sexappeal benötigt die Durchschnittlichkeit eines menschlichen Fehlers: Kurzsichtigkeit gepaart mit Eitelkeit. John Lennon dagegen war tatsächlich so sehschwach wie Monroes Figur Pola in dem oben genannten Film. Lennons Widerwillen dagegen, eine Brille zu tragen, war Anlass für unzählige Anekdoten. Erst der Anti-Kriegsfilm *How I Won the War* (1967), in dem der Sänger mit Nickelbrille und kurzen Haaren seine einzige filmische Hauptrolle spielte, änderte das. Ein Filmstill aus Richard Lesters Film zierte das Cover der ersten Ausgabe des Rolling Stone Magazin (1967). Erst ab diesem Zeitpunkt gab es den Brillenmenschen Lennon, der auf eine neue Weise darauf hinwies, dass und wie er die Masse der Mittelschicht überragte: indem er sich vom Popstar zum Intellektuellen – mit Avancen in Richtung Weltfrieden – wandelte. Es war die

Zeit der Indien-Reisen der Beatles, die Zeit, in der sich die Protestbewegungen in den USA auf Mahatma Gandhi beriefen, dessen Nickelbrille die visuelle Referenz für Lennon bot. Dessen Friedenshymne *All You Need is Love* wurde im selben Jahr veröffentlicht. Und auch das letzte → Bild von John Lennon war ein Bild seiner Brille. Als Motiv ziert sie, ein Jahr nach seiner Ermordung, Yoko Onos Schallplatte *Season of Glass* (1981). Die Brille wird zur Reliquie und damit zum Museumsstück, das heute im Liverpooler Beatles-Museum ausgestellt ist; so wie sich vor dem Buddy-Holly-Museum in Lubbock, Texas, ein überdimensioniertes schwarzes Brillengestell als Signum des Sängers befindet.

Die Reihe der Brillenmenschen in der Populären Kultur reicht von Harald Lloyd bis Harry Potter: einem kleinen, schmalen Jungen, der einen so durchschnittlichen Nach- und Vornamen besitzt, dazu wie alle Jungs in seinem Alter „knubbelige Knie" hat und „eine Brille mit runden Gläsern" trägt (Rowling 1998, S. 26), die durch Klebeband zusammengehalten wird. Dass er ein Held werden wird, ist den Leser:innen zwar schon angekündigt; die Brille aber macht ihn zu einem Fehlerwesen, sie macht ihn menschlich.

Gilt die hier aufgezeigte Verbindung aus Durchschnitt und Heldentum aber auch für *den* Brillenträger unter den Popstars überhaupt: für Elton John? Auffällig ist zuerst einmal, dass Elton John nicht der Sänger mit der Brille, sondern der Sänger mit den Brillen ist. Nicht das einzelne Ding steht im Mittelpunkt der Popkultur in den 1970er Jahren, sondern deren Vielzahl. Es lohnt sich entsprechend darüber nachzudenken, warum Brillen en masse in den frühen 1970er Jahren einem Sänger – der bereits weltbekannt war – zum entscheidenden Requisit seiner Pop-Persona wurden.

Die 1970er Jahre sind die Jahre des Glam Rock, ein Genre, das mit Namen wie David Bowie, Lou Reed und Marc Bolan verbunden ist. Jene übersetzten Teilbereiche der Pop Art in die Popmusik. Es war *Make-Up-Time*, wie Jörg Heiser (2015, S. 139) herausstellt: „David Bowie oder Roxy Music haben von Warhol und Velvet Underground vor allem *dies* gelernt: Popmusik als ein Medium der Konzeptualisierung anderer, experimenteller Sexualitäten und Lebensweisen zu verstehen." Damit ist Glam Rock das erste selbstreflexive Genre der Rock Musik. Das macht Glam so sympathisch, weil es, indem es auf sich selbst zeigt, auf die Funktionsweisen von Popkultur verweist. Schaut wie bombastisch, laut und *queer* wir sind, schaut auf unsere Inszenierungen und Verwandlungen: das alles ist ganz normal. Und während David Bowie die Ambiguität des Geschlechts kontinuierlich in der Schwebe hielt und im *Make-Up* ein Mittel fand, mit dem *Made-Up* sexueller Identität zu spielen, wählte Elton John die → Bühne des Glam Rock nur vorübergehend, wie eine Brille, die man auf- und absetzen kann.

Die Siebziger sind aber auch das Jahrzehnt, in dem sich die Armutsgesellschaften der Nachkriegszeit endgültig in Überflussgesellschaften verwandeln. Nicht nur die Identitätskonzepte der Abweichung, sondern auch die käuflichen Güter in den neu gegründeten Supermärkten in den neu errichteten Fußgängerzonen,

liegen nun im Überfluss vor. Wenn auch die vor ihr liegende Dekade (in West-Deutschland) als Wirtschaftswunder bezeichnet wird, so ist das nicht minder große Wunder, die sich exponentiell erweiternden Möglichkeiten für das einzelne Individuum. In den 1970er Jahren treffen sich gewissermaßen zwei Kurven: die eine, die für das ökonomische Kapital für alle sorgte – und zu dieser Zeit, nach der Deutung des Ökonomen Simon Kuznets, langsam auslief (Kaelble 2007, S. 211) – und die andere, die am symbolischen Kapital des Einzelnen arbeitete und zu dieser Zeit an Dynamik gewann, die sie bis heute trägt. Während seit den 1980er und 1990er Jahren die Einkommensungleichheiten in Europa wieder zunehmen, feierten die 1970er ein letztes Mal die ökonomischen Möglichkeiten für alle, das heißt, für so viele wie noch nie.

An Brillen bestätigt sich dieser Trend: Vielfalt für viele war angesagt. Die Hersteller entdeckten, nach den robusten Hornmodellen der 1960er Jahre, die wahlweise nach dem Kanzler Ludwig oder dem Komiker Heinz Erhardt aussahen, Kunststoff als neues Material. Brillengläser wurden um ein Vielfaches größer (47 mm in den vierziger Jahren, 70 mm Ende der siebziger Jahre), skurriler und bunter. In Michael Andressens (1998) illustrierter Geschichte der Brille tauchen in den siebziger Jahren Kollektionen wie aus dem Science-Fiction-Film auf: in glänzendem Plastik und in grellen Farben, mit Strassbesatz oder in Herzform. Der Markt für Brillen diversifiziert und potenziert sich in diesem Jahrzehnt: Neben Fachherstellern wie Silhouette drängen Modedesigner wie Pierre Cardin und Dior auf den Markt, während in Deutschland 1972 die erste Fielmann-Filiale eröffnet. „Damit endete die Ära der Einheitskassenbrille", wie Wikipedia weiß. Alle Brillen, auch Kassenbrillen, sollen von nun an *divers* sein.

Deshalb können wir Elton John auch nicht an einer Brille erkennen, sondern als Popstar mit den Brillen. Heute mit einer Art Skibrille im Biene-Maja-Kostüm, morgen mit orangefarbenen Gläsern und funkelndem Strassbesatz. Brillen mit Scheibenwischern, Brillen in Klavierform, Brillen aus den → Buchstaben E-L-T-O-N, die auf der Bühne blinken wie eine Leuchtreklame. Auf Pinterest versammeln sich die fantastischsten Beispiele, die alle irgendwann einmal im Melody Maker und dem Rolling Stone, im Playboy oder der Bravo abgedruckt waren. Sie alle zeugen davon, dass die Popkultur in ihren besten Momenten ein überdrehter Quatsch ist. Elton Johns letzte Worte jedenfalls könnten einmal lauten: Mehr Brillen!

Stefan Krankenhagen

Quellenverzeichnis

Andressen, Michael (1998): Brillen. Vom Gebrauchsartikel zum Kultobjekt. Stuttgart: Arnoldsche • Harold Lloyd Entertainment, Inc.: „Biography Harold Clayton Lloyd". In: https://haroldlloyd.com/harold-clayton-lloyd/ [abgerufen: 10.03.2023] • Heiser, Jörg (2015): Doppelleben. Kunst und Popmusik. Hamburg: Philo Fine Arts • Kaelble, Hartmut (2007): Sozialgeschichte Europas. 1945 bis zur

Gegenwart. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung • Lester, Richard (Regie) (1967): How I won the War. GB • Makropoulos, Michael (2008): Theorie der Massenkultur. München: Fink • Münkler, Herfried (2012): Mitte und Maß. Der Kampf um die richtige Ordnung. Reinbek: Rowohlt Taschenbuch • Negulesco, Jean (Regie) (1953): How to Marry a Millionaire. USA • Newmeyer, Fred C./Taylor, Sam (Regie) (1923): Safety Last! USA • Ono, Yoko: (1981): Season of Glass. Los Angeles: Geffen • Rowling, Joanne K. (1998): Harry Potter und der Stein der Weisen. Hamburg: Carlsen • Sullivan, Vincent A. (Hrsg.) (1938): Action Comic #1. In: https://www.cgccomics.com/1134755001/#features/ [abgerufen: 10.03.2023] • The Beatles (1967): All You Need is Love. Parlophone • Wikipedia (2023): Fielmann. In: https://de.wikipedia.org/wiki/Fielmann [abgerufen: 10.03.2023].

Broiler, der [ˈbʁɔɪ̯lɐ]

Da der → Begriff nur in ‚gewissen Kreisen' bekannt und noch gebräuchlich ist, verweist er einerseits auf eine besondere Ausprägung des materialisierten, vor allem kulinarischen und alimentarischen Gedächtnisses der Gesellschaft und lässt sich andererseits als strategischer Begriff in identitätspolitisch gefärbten Alltagsgesprächen einsetzen. So erinnert sich Patrice G. Poutrus im → Buch „Die Erfindung des Goldbroilers": „In den vier Jahren seit dem Fall der Mauer hatte sich in persönlichen Gesprächen nämlich immer wieder dasselbe zugetragen: Nahm ich im Verlauf einer Unterhaltung das Wort Goldbroiler in den Mund, wußte ich augenblicklich, mit wem ich es zu tun hatte. Stieß ich auf Unverständnis, konnte es sich nur um einen sogenannten Wessi handeln. Fand ich ein verstehendes Lächeln, so war mein Gegenüber mit Sicherheit ein sogenannter Ossi" (Poutrus 2002, S. 7). Dabei muss man schon feinste Unterschiede wahrnehmen, um geschmacklich den Broiler von anderen Grillhähnchen wie etwa dem Wiener Backhendl (Wechsberg 1969) differenzieren zu können.

Mit Sicherheit ist der Broiler, auch wenn die Zuchtart dieses Masthähnchens eigentlich aus den USA stammt, wie die Erinnerung an die „Goldbroiler-Gaststätte" eine Form von Ostalgie. Dennoch besitzt das eigenartige Wort – wie Poutrus zeigt – einen Wert für das historische Verständnis der Lebensverlegenheiten in der ehemaligen DDR. Die Goldbroilerrestaurants waren nämlich eine „Erfolgsgeschichte" „aus der Not" (Poutrus 2002, S. 125 ff.). Gleichwohl führt uns die „Spur der Broiler" (Ulbrich 1998) nicht etwa zurück in einen „goldenen Osten" (ebd.). Ausgangspunkt der Broiler-Erfindung waren Versorgungsengpässe in der landwirtschaftlichen Produktion der DDR in den frühen 1960er Jahren. Zunächst scheiterten noch Versuche der ‚sozialistischen' Agrarwirtschaftsplanung, „den Mangel an Fleisch gleich auf zwei ‚Produktionsstrecken' […] zu beseitigen" (Poutrus 2002, S. 82). Im „Kombinat für Binnenfischerei und Entenmast" sollten in natürlicher Kombination Fisch und Geflügel produziert werden. Das Projekt endete aber in einer ökologischen Katastrophe. Am durch Entenkot verunreinigtem Wasser ging der Fischbestand zugrunde und das Geflügel verendete an

Infektionskrankheiten (ebd.). Erst nach diesem Fiasko besann sich das „Büro für Landwirtschaft beim Politbüro der SED“ (ebd., S. 86) die Broilerproduktion zu forcieren.

Aber auch der Aufbau erst noch zu errichtender Produktionsanlagen musste auf Umwegen über Jugoslawien erfolgen. Jugoslawische Bauingenieure konnten in westliche Länder reisen und sich dort das bautechnische Know-how aneignen. In der Landwirtschaft der DDR wurden dann mit ihrer Hilfe Zuchtanlagen errichtet, nicht zuletzt Geflügelkombinate (Poutros 2002, S. 87), die schicke Namen trugen, wie „Broiler-Legehennen-Kombinat Königs Wusterhausen“ oder „Broiler-Kombinat Möckern“. Erst im November 1967 war die DDR dann in der Lage in der Hauptstadt sogenannte Grillbars zu eröffnen, die einheitlich den Namen „Goldbroiler“ tragen sollten (ebd., S. 126). Immerhin konnte der Tagesumsatz der drei Berliner Restaurants, die zum Zweck des Goldbroilerverkaufs umgewidmet wurden, binnen kurzer Zeit fast verdreifacht werden (ebd., Tabelle 12). Am Rande sei erwähnt, dass es neben der Geflügelproduktion noch zur „Broika“, dem Aufbau von industrieller Kaninchenmast, kam.

Historisch lässt sich also mit dem Broiler eine Geschichte der alltäglichen Machtbeziehungen zwischen Politik und Gesellschaft (Fulbrook 2011, S. 312 f.) erzählen. Die DDR als „arbeiterliche Gesellschaft“ (Engler 1996) sollte gerade den Arbeitern und → Bauern eben auch ein Konsumleben bieten, das mit dem Westen mithalten konnte. In der „asymmetrischen Verflechtungsgeschichte“ (Kleßmann 2021) zwischen BRD und DDR erwiesen sich daher die Versuche, den Westen mit dem Broiler in puncto Konsum zu überflügeln, nur als begrenzt tauglich. Die → Birne aus dem Havelland ist eben keine → Banane von den Kanaren. Dennoch verweist der Umstand, dass der Broiler nach der Wende und bis heute eine solche Signalwirkung im Alltagsdialog von Ostdeutschen besitzt, gerade in Abgrenzung gegenüber Westdeutschen, auf den Fortgang der Geschichte, die dann gar nicht mehr Teil der DDR selbst ist, sondern von den Folgen der Wende bestimmt war, die zunehmend als „Übernahme“ (Kowalczuk 2019) wahrgenommen wurde. Broiler wie Ketwurst und Grilletta werden darin zum Ausdruck für Dinge, deren Konsumpraktiken der Übernahme trotzig widerstanden haben.

So sehr die Arbeit von Poutrus dazu beitragen mag, die Erfolgsgeschichte des Broilers zu demystifizieren und sie als „Zusammenhang zwischen Herrschaftssicherung und Konsumentwicklung“ zu lesen; ganz übergehen können wir die Frage nach dem kulinarischen Distinktionswert und dem alimentären Code des Broilers nicht. Wenn Roland Barthes (2010a; 2010b) „Wein“, „Beefsteak und Pommes frites“ als die Mythen der französischen Küche analysiert, welchen Stellenwert hat dann der Broiler für die DDR gehabt und heute noch für eine mögliche ostdeutsche ‚Identität‘? „Als Grundsubstanz“ – so schreibt Barthes (2010a, S. 97) – vermag der Wein „in Verbindung mit anderen alimentären Figuren, alle Lebensräume und -phasen der Franzosen abzudecken.“ Dies gelte für den Beaujolais wie für den schwereren → Bordeaux. „In seiner roten Erscheinungsform hat

er als uralte Hypostase das dickflüssige und lebenswichtige Blut“ (Barthes 2010a, S. 95). In Bezug auf das Blut, das „zur Urkraft der Natur“ zurückführe, ähnele der rote Wein dem Beefsteak: „Das Essen eines blutigen Beefsteak ist […] zugleich ein natürlicher und moralischer Akt“ (Barthes 2010b, S. 100). Und da sie gewöhnlich zusammenauftreten, seien „Pommes frites [genauso, Hinzufügung, MC] Sehnsuchtsobjekte und patriotisch wie das Beefsteak“ (Barthes 2010b, S. 102).

Interessant ist nun, dass beim Broiler – oder dem Hühnergeflügel insgesamt – das weiße Fleisch dem roten gegenübersteht, so wie bei Barthes (2010a, S. 98) die Milch den „eigentlichen Gegen-Wein“ darstellt. Die weiße, cremige Milch sei Zeichen für eine makellose, ruhige und durchsichtige „Kraft in voller Harmonie mit der Wirklichkeit“ (ebd.). Bezogen auf den Broiler ist bemerkenswert, dass es die Vertreter des Staates der DDR waren, die das weiße Geflügelfleisch aufgrund seines hohen Eiweiß- und geringen Fettgehalts besonders anpriesen. Dennoch konnte Geflügel in der DDR nie mehr als 10 kg im Pro-Kopf-Verbrauch pro Jahr erreichen, während er 1989 bei Rindfleisch rund 25kg und bei Schweinefleisch sogar fast 65kg betrug (bei 7,5kg lagen Fischerzeugnisse, Poutrus 2002, Tabelle 26).

Bratwurst und Brätl (vor allem in den Thüringer Varianten) passten eben doch besser auf den Rost im heimischen Garten und auf der Datsche. Grillen ist Freiluftkultur und da tut sich der Broiler schwer. Der ostdeutsche Habitus ist praktisch, machend, und Fleisch legt der:die Ostdeutsche lieber selbst auf den Rost – so viel Mythos-Stereotyp muss sein. Wer also heute noch Fleisch will, bleibt beim ‚roten‘; Eiweiß lässt sich für den veganen Typ sowie schon längst ersetzen. Masthähnchen müssen ein kurzes Dasein fristen unter Bedingungen, die heute ebenfalls niemand mehr will. Denn Massenproduktion von Fleisch steht für Neo-Kolonialismus, selbst wenn das Kentucky Fried Chicken auch auf ein Moment von widerständiger Selbstversorgung der schwarzen Sklaven zurückgeht (Schulz 2021).

Noch ein letztes Wort zu Knusprigkeit. Manche mögen die wohlgebräunte Außenhaut des Hähnchens für das Besondere am Broiler, Chicken oder Backhendl halten. So kross wie Pommes Frites eben. Aber das aufgereihte Bräunen der Haut im Grill erinnert mich an die 1970er Jahre so wie das Braten der Haut aneinander gereihter Körper in der glühenden Sonne, an den Stränden Italiens, des Wolfgangsees oder von Kühlungsborn, peau brûlée, unbeabsichtigte Gleichheit im Massenkonsum.

Michael Corsten

Quellenverzeichnis

Barthes, Roland (2010a): Wein und Milch. In: Barthes, Roland: Mythen des Alltags. Berlin: Suhrkamp, S. 95–99 • Barthes, Roland (2010b): Beefsteak und Pommes Frites. In: Barthes, Roland: Mythen des Alltags. Berlin: Suhrkamp, S. 100–102 • Engler, Wolfgang (1999): Die Ostdeutschen. Kunde von einem untergegangenen Land. Berlin: Rowohlt • Fulbrook, Mary (2011): Ein ganz normales Leben.

Alltag und Gesellschaft in der DDR. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft • Kleßmann, Christoph (2021): Der Kalte Krieg in Deutschland – harte Konfrontation und diffuse Ängste. In: Baader, Meike S./Kenkmannn, Alfons (Hrsg.): Jugend im Kalten Krieg. Zwischen Vereinnahmung, Interessenvertretung und Eigensinn. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 15–32 • Kowalczuk, Ilko-Sascha (2019): Die Übernahme. Wie Ostdeutschland Teil der Bundesrepublik wurde. München: C.H. Beck • Poutrus, Patrice G. (2002): Die Erfindung des Goldbroilers. Über den Zusammenhang zwischen Herrschaftssicherung und Konsumentwicklung in der DDR. Köln: Böhlau • Schulz, Leonhard Maximilian (2021): Hochpolitisches Hühnchen. In: taz-online, 21.04.2021 https://taz.de/Ein-Imbiss-und-seine-Geschichte/!5763105/ [abgerufen: 25.02.2023] • Ulbrich, Reinhard (1998): Spur der Broiler. Wir und unser goldener Osten. Berlin: Rowohlt • Wechsberg, Joseph (1969): Die Küche im Wiener Kaiserreich. Amsterdam: Time Life International [Schriftenreihe: Internationale Speisekarte].

Brown Bag Meeting, das [ˈbraʊn ˈbæg ˈmiːtɪŋ]

Das Brown Bag Meeting, auch als Brown Bag Session oder Brown Bag Seminar bezeichnet, ist ein aus dem US-Amerikanischen kommender Trend, in dem ein zur Mittagszeit angesetztes informelles Treffen unter Geschäftspartner:innen, Arbeitskolleg:innen, Studierenden oder Schüler:innen das Angenehme – das Essen – mit dem Nützlichen – den Inhalten der Veranstaltung – verbinden will. Während des Meetings werden i. d. R. nach einer kurzen Begrüßung die Anwesenden über Neuerungen informiert. Gelegentlich sind in diesen Arbeitstreffen externe Referent:innen geladen, die den Anwesenden einen Input zu einem bestimmten Thema geben oder es wird abteilungs- oder organisationsübergreifend über das vorgestellte Thema diskutiert. Die Veranstaltungen finden i. d. R. in Schulungs- oder Konferenzräumen statt, in denen sich eine größere Anzahl von bis zu 30 Teilnehmenden in lockerer Atmosphäre miteinander austauschen kann. Manchmal wird aber auch ein Meeting mit nur zwei Teilnehmenden in der unternehmensinternen Küche als Brown Bag Meeting bezeichnet. Ein Brown Bag Meeting ist meist auf die Dauer der Mittagspause limitiert, wobei diese wiederum maximal zwei Stunden lang sein sollte. Brown Bag Meetings gelten v. a. für innovative Unternehmen als eine Organisationsform des agilen Lernens. Aber nicht nur in Unternehmen kommen sie zum Einsatz, auch manche Universitäten greifen für Seminare oder Arbeitstreffen auf dieses Format zurück. So z. B. – und hier handelt es sich nicht um einen schlechten Wortwitz – die Universität Essen, wo das Science Support Centre zu Brown Bag Sessions einlädt, um in lockerer Form über für die Wissenschaft wichtige Inhalte, wie DFG-Förderungen, zu sprechen und sich untereinander besser zu vernetzen.

Der → Begriff geht auf die v. a. in den USA für Lunchpakete üblichen braunen Papiertüten – die sogenannten Brown Bags – zurück, in denen das Mittagessen transportiert wird. Typischerweise bringen zu jenen Zusammenkünften die Beteiligten ihr eigenes Essen und eigene Getränke mit. Alternativ werden für die

Sitzung Lunchpakete geordert, die durch den Veranstalter gezahlt werden. Mit → Blick auf die braune Tüte könnte man auch eine entscheidende Szene aus Barack Obamas Amtszeit als Brown Bag Meeting kategorisieren: Auf einem der damals meistdiskutierten Pressefotos sehen wir Obama und seinen Mitarbeiter:innenstab, wie sie am 1. Mai 2011 im sogenannten Situation Room des Weißen Hauses die US-Militäraktion zur Tötung von Osama Bin Laden live an einem Monitor verfolgen. Und was sehen wir auf dem → Bild? Links neben dem Präsidenten steht eine braune Tüte! Außerdem befinden sich zwei Pappbecher und eine Wasserflasche auf dem Tisch. Der gesamte Mitarbeiter:innen-Stab scheint hier also in einem Brown Bag Meeting live über eine für die US-amerikanische Politik wichtige militärische Aktion informiert zu werden und ggf. über deren → Bedeutung zu diskutieren und hierbei das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden.

Für die Hochschulprofessorin Nele Graf (die einen Lehrstuhl für Personal und Organisation innehat) und ihre Co-Autor:innen haben sich Brown Bag Meetings „als gute und sehr einfach zu organisierende Möglichkeit erwiesen, den Wissenstransfer in Teams und im Unternehmen zu fördern. Werden Meetings gemeinsam mit anderen Unternehmen organisiert, kommt es sogar zum Wissenstransfer zwischen den Organisationen" (Graf/Gramß/Edelkraut 2019, S. 98). Ähnlich liest man andere Einträge zum Thema, die sich im World Wide Web finden lassen. Das IT-Unternehmen t2informatik, um nur ein modernes Unternehmen unter vielen zu nennen, schreibt auf seiner Homepage, Brown Bag Meetings seien „auch eine unkomplizierte Möglichkeit für Organisationen, Mitarbeiter über Neuerungen zu informieren oder sie gegebenenfalls bei der Anwendung neuer Lösungen zu schulen. Es eignet sich als Format zum Informationsaustausch und Wissenstransfer. Es fördert den Dialog und kann die Moral der Mitarbeiter stärken." Gleichzeitig wird aber auch gemahnt: „Organisationen sollten allerdings auf die Freiwilligkeit der Teilnahme an einem Brown Bag Meeting achten, denn nicht jeder Mitarbeiter möchte auch in seiner Mittagspause über die Arbeit sprechen. Manche Kollegen suchen eher die Ruhe und etwas Abstand, andere Kollegen gehen lieber essen als dass sie Essen mit ins Büro bringen oder etwas bestellen würden. Entsteht darüber hinaus der Eindruck, der Arbeitgeber will die Pausen verkürzen bzw. als verkappte Arbeitszeit nutzen, verpufft der gewünschte Effekt des Brown Bag Meetings gänzlich" (t2informatik GmbH 2024).

Der „gewünschte Effekt" des Brown Bag Meetings lässt misstrauisch werden: Was verbirgt sich hinter diesem für den deutschsprachigen Kontext recht neuen Format der Verbindung von Mittagessen mit für die Organisation wichtigen Inhalten, von Privatem und Wirtschaftlichem, von Intimität und Optimierung? In der Lesefolie von Ulrich Bröckling kann es als „Sozial- und Selbsttechnologie" begriffen werden, die ganz im Sinne eines „unternehmerischen Selbst[s]" das „Verhalten regulieren soll" (Bröckling 2007, S. 7). Es ist eine an und für sich pervertierte Form der Unternehmensbindung. In einem für Arbeitskontexte eher lockeren Format sollen sich Mitarbeitende und Chef:innen zum gemeinsamen

Mahl treffen und miteinander in Austausch treten. Arbeit und Erholungspause werden verwischt, der panoptische Blick des totalen Unternehmens streift sogar die Speisevorlieben und damit auch die Gesundheitsprognosen des/der Einzelnen. Das weißbrotbasierte Thunfischsandwich mit reichlichem Mayonnaisebestrich wird hier schnell zum Ausweis mangelnder Arbeitsmoral: Wer sich selbst ins Suppenkoma befördert, nutzt die Arbeitszeit sicher nicht effizient. Das Format ist ähnlich wie andere Innovationen ein Bestandteil moderner Unternehmensführung. Im Brown-Bag-Unternehmen geht man nicht mehr ‚auf Arbeit' und dann schnell wieder nach Hause, sondern man steht gemeinsam am Kicker-Tisch, trifft sich in der Café Lounge, beim abendlichen Bier, im Restaurant oder stärkt beim Unternehmensausflug in einen Kletterpark das Gemeinschaftsgefühl der Beteiligten und generiert laufend innovative, für das Unternehmen profitable Ideen. Gleichsam werden aber auch (spielerisch) Konkurrenz- und Vergleichssituationen geschaffen, die dann zu mehr Produktivität (nicht mehr spielerisch) führen sollen: Wer an der Kletterwand mit den Kolleg:innen konkurriert, tut dies hoffentlich auch am Montag an seinem Schreibtisch.

Die braune Tüte symbolisiert eigentlich das Hausgemachte, Individuelle und die Intimität der Nahrungsaufnahme, die Hannah Arendt (2019) in den Bereich des Privaten verortet. In einem Brown Bag Meeting wird sie umgekehrt zu einem Symbol der Verwischung der Grenzen von Intimität und Öffentlichkeit, von Selbstzweck und Zweckökonomie. Die Befriedigung zentraler Grund- und Existenzbedürfnisse des menschlichen Lebens (Maslow 2017) – so etwa das (genussvolle) Essen, das Spiel, die Sozialität, der Exzess und die körperliche Betätigung – finden sich plötzlich eingespannt in einen durch unsichtbare Normen geregelten „Gebrauch der Lüste" (Foucault 1989): Gerade so viel Persönliches soll ins Spiel gebracht werden, wie für das Unternehmen nützlich, niemals so viel, dass daraus Verzögerung, Unterbrechung oder gar eine Krise entsteht (siehe oben, Thunfischsandwich). Zu fragen ist, ob die damit einhergehende „Ökonomisierung [des Sozialen] des Einzelnen" (Bröckling 2007, S. 12) den Individuen nicht einen Zwang auferlegt, der Grenzen überschreitet, die im Sinne einer gesunden Unternehmenskultur nicht überschritten werden sollten. Innovation und Mitarbeiter:innenzufriedenheit lassen sich nämlich nicht so einfach aus einer braunen Tüte schütteln.

Irene Leser

Quellenverzeichnis

Arendt, Hannah (2019): Vita activa oder Vom tätigen Leben. München: Piper • Bröckling, Ulrich (2007): Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform. Frankfurt/Main: Suhrkamp • Foucault, Michel (1989): Der Gebrauch der Lüste. Sexualität und Wahrheit. 2. Band. Frankfurt/Main: Suhrkamp • Graf, Nele/Gramß, Denise/Edelkraut, Frank (2019): Agiles Lernen. Neue Rollen, Kompetenzen und Methoden im Unternehmenskontext. Freiburg/München/Stuttgart: Haufe

Gruppe • Maslow, Abraham H. (1981): Motivation und Persönlichkeit. Hamburg: rowohlt • t2informatik GmbH (2024): Brown Bag Meeting. In: https://t2informatik.de/wissen-kompakt/brown-bag-meeting/ [abgerufen: 22.11.2024].

Brustschwimmen, das [ˈbʁʊstˌʃvɪmən]

Fünf kurze Pfiffe leiten die Startprozedur ein. Die → Schwimmbrille wird ein letztes Mal gerichtet, der Körper mit Wasser benetzt, die Arme ausgeschüttelt. Ein langer Pfiff fordert dazu auf, den Startblock zu besteigen. Ruhig und konzentriert wird die Startposition eingenommen. „Take your marks" ist die letzte Aufforderung vor dem elektronischen Startsignal. Alle Muskeln des Körpers stehen unter Spannung. Es folgt das kurze durchdringende, zum Sprung auffordernde Signal. Explosiv streckt sich der Körper, nimmt Geschwindigkeit auf. Die Fingerspitzen durchbrechen die Wasseroberfläche, der Körper taucht ein, gleitet, verliert an Fahrt. Ein Delfinkick sorgt für erneute Beschleunigung, dann ein kräftiger Zug beider Arme. Kurz verharren die Arme angelegt am Körper, dann müssen sie möglichst ohne zu bremsen nach vorn geführt werden. Der erste Brustbeinschlag beendet den Tauchzug. Die Arme sind nach vorn gestreckt, die Handflächen zeigen nach außen, erspüren den Widerstand des Wassers und setzen zu einer sich ständig beschleunigenden, halbkreisförmigen Bewegung an. Anfangs gestreckt, beugen sie sich für den optimalen Kraftaufbau im 90°-Winkel. Zeitgleich heben sich die Schultern, der Kopf durchbricht die Wasseroberfläche. Die Lunge saugt sich mit Sauerstoff voll. Ansatzlos werden die Arme in einer schnellen Bewegung nach vorn gestreckt, wobei die Hände die Wasseroberfläche zerschneiden, Kopf und Schultern sich wieder senken und zeitgleich die Beine angezogen werden. Die Fersen berühren fast das Gesäß, die Knie öffnen sich. Mit der Streckung der Arme, tauchen Kopf und Schultern ins Wasser, es wird ausgeatmet. Mit angezogenen Füßen strecken sich die Beine in einer stoßartigen Bewegung. Im letzten Moment strecken sich auch die Füße. Ein sanfter Peitschenhieb erzeugt einen minimalen Aufwärtskick, der für noch etwas mehr Vortrieb sorgt. Das Resultat ist eine wellenförmige Körperbewegung, die sich bis zum Ende des Wettkampfs beständig wiederholt. Im 200 m-Rennen wird ein jeder Bewegungszyklus mit einer kurzen Gleitphase abgeschlossen, so dass bei optimaler Schwimmtechnik elf Zyklen pro 50m-Bahn genügen. Im 50- und 100m Rennen hingegen wird direkt in den nächsten Zyklus übergegangen, was dazu führt, dass zwei bis drei Mal so viele Zyklen auf derselben Strecke geschwommen werden. Beendet wird jede Bahn und auch jedes Rennen mit einem gleichzeitigen Anschlagen beider Hände am Beckenrand. Erhebend, wenn man der Erste ist und den Kampf gewonnen hat.

Im Wettkampfsport nimmt das Brustschwimmen eine besondere Position ein. Kein anderer Stil ist so stark reguliert (World Aquatics 2023, S. 135). Zugleich ist es die langsamste und komplexeste. Denn im Gegensatz zu den anderen drei Hauptschwimmarten Delfin, Rücken und Kraul wird beim Brustschwimmen kein permanenter Vortrieb während eines Zyklus erzeugt. Das Anziehen der Beine und das Strecken der Arme bremsen in jedem Bewegungszyklus die Geschwindigkeit. Immer wieder muss der Körper durch die Zugbewegung der Arme und die Stoßbewegung der Beine neu beschleunigen. Das richtige Timing der einzelnen Teilbewegungen zueinander ist von enormer Bedeutung. Ein zu spätes Heben des Kopfes in Relation zur Armbewegung, hat eine Verzögerung in der Vorwärtsbewegung der Arme zur Folge – Geschwindigkeit geht verloren. Werden die Beine mit einem zu hohen Tempo und/oder im falschen Winkel angezogen, erhöht sich die ohnehin vorhandene Bremskraft dieser Bewegung und gerade ungeübte Brustschwimmer:innen kommen kaum noch voran.

Bis zum heutigen Tag tüfteln Schwimmer:innen und Trainer:innen an der Technik, um den Bewegungsablauf zu optimieren und mehr Geschwindigkeit herauszuholen. Ab den 1930er Jahren begannen Schwimmer:innen die Arme über der Wasseroberfläche nach vorn zu werfen. Aus dieser Technikvariante entwickelte sich sukzessive das Schmetterlingsschwimmen. Die Ähnlichkeiten beider Techniken lässt sich nach wie vor besonders an der Undulationsbewegung (der „Körperwelle") beobachten. Um das klassische Brustschwimmen zu schützen, wurde das Delfinschwimmen 1953 als vierte offizielle Hauptschwimmart vom Weltschwimmverband aufgenommen. Seitdem durften die Ellenbogen beim Brustschwimmen das Wasser nicht mehr verlassen. Das Zurückführen der Arme in der Luft – wie beim Delfin-, Rücken- und Kraulschwimmen üblich – ist beim Brustschwimmen nicht mehr erlaubt (Wilke/Daniel 2010, S. 15 f.).

Im Europa der Neuzeit war das Brustschwimmen lange die vorherrschende Schwimmart. Im Schwimmlehrbuch „Colymbetes, sive de arte natandi" von Nicolaus Wynmann aus dem Jahr 1538 wurde es erstmals systematisch beschrieben (Witschi 2004, S. 2). Nun ist davon auszugehen, dass im Laufe der Menschheitsgeschichte schon immer geschwommen wurde und dabei regional durchaus unterschiedliche Stile bevorzugt wurden. Als ältester Beleg dafür, dass Menschen schwimmen, gelten die mindestens 4000 Jahre alten Wandmalereien in der „Höhle der Schwimmer". Die Höhle befindet sich paradoxer Weise in der heutigen Sarah, in einem Gebiet, in welchem es damals sehr viel feuchter gewesen sein muss. Offenbar bewegten sich die dargestellten Menschen mit einem brustschwimmähnlichen Stil fort (Tsui 2020, S. 22). Aber warum schwimmen sie gerade auf diese Weise?

Es überrascht nur bedingt, dass Menschen schon früh diesen Stil entwickelt haben. Zunächst liegt es nahe, den Frosch, als eines der wenigen Tiere, das sich mit menschenähnlichen Gliedmaßen durchs Wasser bewegt, nachzuahmen. Gleichzeitig ergibt sich aus der Physik der Bewegung ein Vorteil, den keine andere

Schwimmart bietet: Beim Brustschwimmen befinden sich – anders als bei den drei anderen Stilen – alle Gliedmaßen permanent im Wasser. Dies erleichtert den Auftrieb des Körpers ungemein und es ermöglicht ohne weitere Kraftanstrengung den Kopf dauerhaft über Wasser zu halten. Zwar ist mit dem erhobenen Kopf eine ungünstige Wasserlage verbunden, der Wasser-Widerstand ist hoch, die Geschwindigkeit niedrig, dafür sind mit dem erhobenen Kopf aber Vorteile verbunden, die in bestimmten Situationen eine sehr hohe Relevanz haben. Die Atmung wird erleichtert. Die Haare bleiben trocken. Man kann sich hervorragend schwimmend unterhalten. Und der erhobene Kopf ermöglicht eine bessere Orientierung im Gewässer. Für das Rettungsschwimmen hat das Brustschwimmen deshalb nach wie vor eine große → Bedeutung. Mit keiner anderen Schwimmart kann man als Rettungsschwimmer:in Hilfesuchende besser im → Blick behalten und mit ihnen kommunizieren.

Auch im preußischen Militär wurde der aus dem Wasser erhobene Kopf beim Brustschwimmen wohl sehr geschätzt. Das Ohr war damit empfänglicher für Befehle. Auch ließ sich brustschwimmend hervorragend mit guter Sicht militärisches Gepäck auf dem Rücken über Wasser transportieren. Entsprechend entwickelte das preußische Militär mit Fokus auf Gleichmaß und Effizienz eine ganz eigene Form der Schwimmausbildung. Lernten Schwimmschüler:innen zuvor im Einzelunterricht, gerne auch mit Trockenübungen am Schwimmbock, wurde der Schwimmunterricht nun zum Massenunterricht. Mit einem Halteseil an einen Balken überm Becken festgebunden, mussten von nun an Schwimmschüler:innen dem Zählkommando ihres Ausbilders folgen, um im mechanischen Gleichklang ihre Schwimmübungen zu absolvieren (Wilke/Daniel 2010, S. 13 f.). Das hat wenig mit freudvollem Schwimmenlernen zu tun und ist nicht unbedingt die effizienteste Schwimm(lern)methode. Aus jener Zeit erhalten geblieben ist, dass mehrere Schwimmlehrende noch heute dogmatisch am Brustschwimmen als Erstschwimmart festhalten (Brems 2022). Die leider immer noch sehr zahlreichen Verfechter:innen dieses Dogmas führen gerne den Vorteil der freien Atmung ins Feld. Das stimmt auch, zeugt aber dennoch von einem überholten, mechanistischen Verständnis des Schwimmen-Lernens.

Ein spaßbetontes Heranführen an Grundkompetenzen wie Gleiten, Schweben und Tauchen und das Einüben vielfältiger, zunehmend komplexerer Bewegungsabläufe macht sehr viel mehr Sinn, als die Konzentration auf eine einzelne Schwimmart. Im spielerischen Lernen wird die eigene Physik des Wassers erfahrbar gemacht. Resultierend aus diesen Erfahrungen schaffen es Anfänger:innen schnell, sich mit Teilbewegungen sicher durch das Wasser zu bewegen.

Welcher Stil dann letztlich als erster komplett umgesetzt werden kann, spielt bei dieser Herangehensweise keine große Rolle. Sicher aber führt dieses Vorgehen zu einer größeren Freude am Schwimmen, zu einem besseren Verständnis von Bewegung im Wasser und damit auch zu einer besseren Technik.

Das Brustschwimmen in seiner wettkampfähnlichen Perfektion ist dann mit all seiner Komplexität, der Umsetzung eines idealen Timings, dem Wechsel von Kraftanstrengung, Erholung und schwerelosem Gleiten, sowie dem geschmeidigen, wellenförmigen Auf- und Abtauchen sicherlich die Krönung des gekonnten Schwimmens.

Stefan Neumann

Quellenverzeichnis

Brems, Lukas (2022): Im Land der obsessiven Brustschwimmer. In: https://www.zeit.de/sport/2022-08/schwimmen-brustschwimmen-kraulen-technik-deutschland [abgerufen: 17.09.2023] • Tsui, Bonnie (2020): Warum wir schwimmen. Hamburg: Verlagsgruppe HarperCollins Deutschland GmbH • Wilke, Kurt/Daniel, Klaus (2010): Brustschwimmen: Erlernen, verbessern, trainieren. Aachen: Meyer & Meyer Verlag • Witschi, Roland (2004): Schwimm Welt, Entwicklung der Lehrweisen und Technik im Schwimmen. In: https://schwimmwelt.ch/wp/wp-content/uploads/2019/02/schwimmwelt-08.2004-b-Lehrweisen_Schwimmen.pdf [abgerufen: 17.09.2023] • World Aquatics (2023): Competition regulations. In: https://www.worldaquatics.com/swimming/rules [abgerufen: 17.09.2023].

Buch, das [buːx]

Das Buch als Lebensbegleiter: das Stammbuch zur Geburt, das Fotobuch zur Einschulung, das neben anderen Schulbüchern stets genutzte Wörterbuch Deutsch-Englisch/Englisch-Deutsch, das ein oder andere Kochbuch, ein Adressbuch für alle näheren und entfernten Bekannten und Verwandten bis hin zum Kondolenzbuch bei der Trauerfeier. Können wir da noch von *dem einen* Buch sprechen? Die Vielfalt des menschlichen Lebens äußert sich in der Vielzahl an kleinen oder großen, thematisch nicht eingrenzenden dicken Wälzern oder weniger ausführlich fixierten Abhandlungen in dünnen bebilderten Heftchen. Was dem Menschen wichtig ist, bringt er zu Papier, fixiert er schriftlich für den gedanklichen Fortbestand. Das Niedergeschriebene überdauert (bei guter Pflege!) anders als Gespräche, die im Raum-Zeitkontinuum schnell verhallen. Das Buch als Textsammlung – welches nebenbei gesagt nach UNESCO-Verordnung erst ab 49 Seiten als Buch gilt (Zender 2008, S. 54) – steht für die Vielzahl uns dargebotener Bücher, die abhängig von unserem Interesse von einer genauesten Inspizierung bis zur Missachtung reichen können – je nach Motivation, je nach individueller Literalität und → Bedeutung. Bücher gelten nicht alleinig deswegen nach Pierre Bourdieu (1979) als eine entscheidende Kapitalsorte der menschlichen Existenz. Hat man viele zu Hause stehen, so hat man hohes kulturelles Kapital (egal, ob man sie gelesen hat, oder nicht). Des nachts durch Berliner Straßen zu gehen und vollgestellte Bücherregale in Wohnzimmern zu sehen, lässt vermuten,

dass hier wohl ein Gelehrter wohnt, mit einer belesenen → Biografie. Manche Städte, wie → Bochum, oder Länder, wie die Dominikanische Republik, haben das Buch in ihrem Wappen, Oxford oder Cambridge in ihrem Universitätsemblem. Es steht für die eigene Identifikation und zeigt der Öffentlichkeit, dass es als Symbol für Werte wie Gelehrigkeit, dem Bemühen nach Wissen und Erkenntnis sowie das stetige Streben nach Fortschritt steht. Im deutschen Sprachgebrauch lässt sich der Umgang mit dem Buch an Redewendungen zeigen, wie sie in typischen Alltagskommunikationen vorkommen können: für jemanden „ein offenes Buch sein", man verhält sich „wie es im Buche steht" oder irgendeiner „redet wie ein Buch". Daliah Lavi sang Anfang der 1970er Jahre den Hit „Wär' ich ein Buch". Sie trug damit musikalisch die Botschaft vom zu lesenden Buch als persönliche Offenbarung des eigenen Ichs ins mitsingende Volk – zumindest zu denen, die dem deutschen Schlager nicht abgeneigt waren. Der hier vorgebrachte Vergleich zeigt eine symbolische Verschmelzung: Wir sind selbst das Buch bzw. jede Person schreibt ihr eigenes Lebensbuch, eine Art Biografie, in dem uns Zugeneigte lesend erkunden und an unserem Leben „mitschreiben" können. Der deutsche Schriftsteller Peter Härtling äußerte sich zu (s)einem bewussten und erinnernden Umgang viele Male, u. a. in seinem 1979 veröffentlichten „Lesebuch": „Mit Büchern bin ich aus der Wirklichkeit geflohen; mit Büchern bin ich in sie zurückgekehrt. Ich habe, lesend, meine Umgebung vergessen, um die Umgebung anderer zu erkunden. Auf Aufsätzen bin ich durch die Zeiten gereist und rund um die Erde. Bücher haben mir Angst gemacht, und Bücher haben mich ermutigt. Sie sind meine Waffe. Eine andere habe ich nicht und will ich nicht haben. Mit Büchern bin ich aufgewachsen und älter geworden" (Härtling 1979, S. 9). Härtling verweist mit seiner Äußerung auf das Buch als tradiertes Schlüsselmedium. Wer denkt, nur das Lesen und bisweilen das eigene (Hinein-)Schreiben und das Durchblättern bezweckt etwas, der irrt. Buchfans sollten den nächsten Satz überspringen, denn der Experimentierfreude von Hobbybastlern sind keine Grenzen gesetzt. Selbst ernannte kunstliebende Buchsammler und bücherliebende Künstlerinnen zerlegen es in seine Einzelteile und schaffen neue Objekte wie Behälter, Schmuckstücke, Papierblumen oder Taschen. Eine Nachahmung wird ausdrücklich gewünscht. Orimoto als Faltkunst ist in den letzten Jahren zum Trend geworden. Die Liebe zum Buch gewinnt hierdurch noch einen stärkeren ästhetischen → Blick. Umfunktionierte alte Telefonzellen als offene Bücherschränke im Wohngebiet oder Internetplattformen wie das Online-Antiquariat ZVAB reagieren auf die stetige Nachfrage und vielseitige Weitergabe. Statt des Gedankens eine eigene Privatbibliothek aufzubauen oder des Verkaufens oder Verschenkens sind heutzutage die „Buchrecycling-Ideen" dazugekommen. Das Buch war und ist ein Handelsobjekt. In seiner heutigen Form ist es knapp 2000 Jahre alt (Sasse/Valtin 2011, S. 5). Vorläufer sind neben den in Keilschrift geschriebenen Tontafeln (wie dem Gilgamesch-Epos) die zunächst aus Papyrus und später aus Pergament hergestellten Schriftrollen. Als Buch der Bücher gilt

die → Bibel, das offenbarte Wort Gottes. Sie ist das am meisten verbreitete Buch der Welt (Irlenkäuser/Vollmar 2006, S. 114). Als eine kulturhistorische Errungenschaft existieren alle bisher erschienen Bücher entweder farblich oder in schwarz-weiß in unterschiedlichen Breiten, Längen, Dicken zu unterschiedlichen Themen in unterschiedlichen Sprachen für unterschiedliche Leseratten und Bücherwürmer mit unterschiedlichen Interessen. Die Verfügbarkeit in dieser Vielfalt gab es nicht immer, ob bedingt durch das Material oder wegen Zensuren. Erst die Erfindung des Buchdrucks in der Frühen Neuzeit durch Johann Gutenberg und die beweglichen Lettern sowie den anschließenden 500 Jahren der sich entwickelnden Druckindustrie „haben das Buch zu einem vergleichsweise preiswerten Alltagsgegenstand werden lassen" (Sasse/Valtin 2011, S. 6). Andererseits wurde in der Menschheitsgeschichte zahlreich mit Verboten versucht, die Verbreitung von missbilligten Büchern zu verhindern. Bekannt sind die Bücherverbrennungen, die es seit der Antike gibt und die vielseitig in der Literatur und im Film aufgegriffen wurden, z. B. im Film zum gleichnamigen Roman „Die Bücherdiebin" von Markus Zusak (2013), in „Indiana Jones und der letzte Kreuzzug" (1989) oder in der Tragödie „Almansor" von Heinrich Heine (1821). Auch heute werden Bücher verboten: „Animal Farm" von George Orwell (1945) und „Harry Potter und der Stein der Weisen" von Joanne K. Rowling (1997) in Schulen der Vereinigten Arabischen Emirate oder das in Frankreich auf dem Index gelandete Werk „Lolita" von Vladimir Nabokov (1955) (Tomes 2017). Mit dem vom Schriftsteller Maxim Biller veröffentlichten Roman „Esra" (2003) kam es in Deutschland zum letzten größeren Literaturskandal 2007. Trotz der Literaturfreiheit sah das Bundesverfassungsgericht damals die Persönlichkeitsrechte der im Buch aufgegriffenen Personen als verletzt an. Das Urteil hatte nicht nur das Verbot von „Esra" zur Folge, sondern Verlage und Autoren waren verunsichert und neigten zur massiven Selbstzensur (Borchmeyer 2003). Aktuelle Beispiele, wie den Verkaufsstopp der Winnetou-Bücher wegen Rassismus-Vorwürfen (2022), lösten hitzige Debatten in der Bevölkerung, vor allem im Literaturbetrieb, aus und verdeutlichen die Empörung im Umgang mit kulturell geprägten Romanvorlagen. Die politische und gesellschaftliche Wirkmächtigkeit von Büchern und bisweilen ihre Bekämpfung zeigen, wie wichtig das Buch als Kulturträger gesehen und als Kommunikationsgegenstand zum Lesen und Lernen sowie zur Dokumentation gebraucht wird. Bücher bewahren Texte, ob literarische Texte oder Sach-/Gebrauchstexte. Sie stehen vorrangig für Gelehrsamkeit und → Bildung des eigenen Ichs. Die staatliche Unterstützung von Bibliotheken sei hier ein Indiz für die Förderung von Chancengleichheit und Bildungsgerechtigkeit, da allen der Zugang zu Büchern ermöglicht werden soll. Wir entwickeln mit der Fähigkeit des Schreiben- und Lesenlernens eigene autobiografische Zugänge zur Bedeutung, die wir den Büchern beimessen. Dass es nicht immer wie bei Michael Hagner zu einer selbst geschriebenen Liebeserklärung „Die Lust am Buch" (2019) führt oder sogar zu einer nicht wünschenswerten Bibliomanie, wie sie

beispielsweise bei Gustave Flaubert literarisch aufgegriffen wird (Flaubert 2021), ist verständlich. Muss es auch nicht. Was bewahrt werden muss, ist das Lesen als eine sozial-kulturelle Praxis und die Forderung nach dem sogenannten *deep reading* im Kontrast zur konkurrierenden, modernen Praxis des *hyper reading* und der damit derzeitigen dominanten Kultur des Querlesens: „Denn nur das *deep reading* ermöglicht den Lesesubjekten Selbstreflexion durch komplexe Argumentationen und die Immersion in ‚andere Welten', sei es fiktionaler oder nicht-fiktionaler Art. Es verschafft der Leserin ‚Aha-Effekte' des Lesens und eine libidinöse Orientierung am Text, die das an bloßer Information orientierte *hyper reading* nicht zu bieten vermag" (Reckwitz 2020, S. 43). Die Lesemotivation und der damit zusammenhängende Konsum sind verschieden stark ausgeprägt. Nicht zuletzt entscheidet auch die Lesefähigkeit über die Häufigkeit der Nutzung. Eine Forschergruppe konnte in einer 2019 veröffentlichten, länderübergreifenden Studie mit 160.000 teilnehmenden Personen zwischen 25 und 65 Jahren nachweisen, dass bei einer frühen Auseinandersetzung mit Büchern im Elternhaus Schulabsolventinnen und -absolventen, die keinen höheren Schulabschluss hatten, ebenso gut im Lesen, Schreiben und Rechnen waren, wie Universitätsabsolventinnen und -absolventen, die mit einer geringen Anzahl an Büchern aufwuchsen (Pleiss 2020): „Je mehr Bücher, desto besser die Kompetenzen!" 2022 gaben knapp 27 Prozent der Befragten an, mindestens einmal die Woche oder öfter ein Buch in die Hand zu nehmen (Statista 2022). Schaut man sich die Wirtschaftszahlen der Buchproduktion an, so sind trotz Pandemie mit den wirtschaftlichen Folgen sowie dem digitalen Wandel 63.992 Titel als Erstauflage im Jahr 2021 in Deutschland erschienen (Börsenverein des Deutschen Buchhandels 2022). Es gibt also genügend Lesestoff in der Welt der Bücher, wir müssen uns nur entscheiden: Worüber, wie und wozu möchten Sie lesen? Was ist Ihr nächstes Buch?

Laura Röbenack

Quellenverzeichnis

Borchmeyer, Dieter (2003): Literatur vor Gericht. Die Beute, das Persönlichkeitsrecht, und die Freiheit der Kunst. In: Frankfurter Rundschau, Nr. 239 vom 14. Oktober 2003 • Börsenverein des Deutschen Buchhandels (2022): Wirtschaftszahlen. Buchproduktion. In: https://www.boersenverein.de/markt-daten/marktforschung/wirtschaftszahlen/buchproduktion/ [abgerufen: 16.02.2023] • Bourdieu, Pierre (1979): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt/Main: Suhrkamp • Flaubert, Gustave (2021): Bibliomanie. Berlin: Suhrkamp Insel • Hagner, Michael (2019): Die Lust am Buch. Berlin: Suhrkamp Insel • Härtling, Peter (1979): Mein Lesebuch. Frankfurt/Main: Fischer Verlag • Irlenkäuser, Olaf/Vollmar, Rainer (2006): Das Buch der Bücher. Hamburg: Hoffmann und Campe • Reckwitz, Andreas (2020): Kleine Genealogie des Lesens. In: Raabe, Katharina/Wegner, Frank (Hrsg.): Warum Lesen. Mindestens 24 Gründe. Berlin: Suhrkamp, S. 31–45 • Sasse, Ada/Valtin, Renate (2011): Buch und Buchkultur. In: Deutsch differenziert, 4, S. 4–7 • Tomes, Jan (2017): Verboten und verbannt: Bücher auf dem Index. In: https://www.dw.com/de/verboten-und-verbannt-b%C3%BCcher-auf-dem-index/g-40691727 [abgerufen: 28.02.2023] • Zender, Joachim Elias (2008): Lexikon Buch. Druck. Papier. Bern/Stuttgart/Wien: Haupt Verlag.

Buchstabe, der [ˈbuːxˌʃtaːbə]

Ein Buchstabe ist als Schriftzeichen für einen Sprachlaut die kleinste Einheit der geschriebenen Sprache (Zender 2008, S. 61). Die deutsche Schrift hat 26 Grundbuchstaben, die sich im Alphabet wiederfinden lassen. Nicht darin enthalten sind die drei häufiger als manch andere Buchstaben verwendeten Umlaute Ä, Ö, Ü sowie das seit der großen Rechtschreibreform 1996 mittlerweile weniger zum Einsatz kommende Eszet (ß). Mit diesen 30 Buchstaben lassen sich Bücher lesen und schreiben. Doch richtiges Lesen und Schreiben muss mühsam gelernt werden. Gegebenenfalls erinnern Sie sich noch daran, wie Sie mithilfe der Fibel erste Worte, wie O MA oder MA MA lesen lernten und gleichzeitig bebildert erfuhren, wo die O MA hingehört: O MA AM Herd. O MA AM Schrank. O MA AM Spülbecken. Die MA MA hingegen war AM Tisch, dem Fernseher, dem Kinderwagen, AM Fenster und auch sie stand AM Herd. MI MI hingegen lag IM Bett, IM Kinderwagen oder IM Auto und LI LO war AM Zaun, IM Flugzeug … und – was für ein Erlebnis für ein Kind – sogar IM Traktor (o.N. 1966, S. 6 ff.). So einfach und geordnet und für die Kinder gleichzeitig aufregend ging es in der Welt des Lesenlernens zu. Auch heutzutage lernen Kinder lesen und schreiben mit der Fibel, (An-)Lauttabellen bzw. ABC-Listen. In manchen ersten Klassen rappen sie ihr ABC. Geht man an der Klassentür vorbei, erschallt doch manchmal „A wie Affe, B wie Ball, D wie Dose, klarer Fall". Fragen lässt sich allerdings, ob die ganzen farbenfroh gestalteten Buchstaben und die verwendeten Lehrmethoden die richtigen Mittel sind, um Kindern lesen und schreiben beizubringen. Besonders *ABC-Schützen* mit Lernschwierigkeiten wie LRS (Lese-Rechtschreib-Schwierigkeiten) fällt es nicht (immer) leicht, flüssig lesen und richtig schreiben zu lernen. Wir können nicht jedem Buchstaben exakt nur einen Laut zuordnen. Spätestens bei den Kurzvokalen würden wir mit dieser Theorie scheitern. Sonst könnten Sie, wenn Sie nur die Buchstabennamen aussprechen, nicht *Ofen* von *offen* oder *Miete* und *Mitte* unterscheiden (Thomé 2019). Zum Schreiben und damit zur Nutzung der Buchstaben bedarf es einer kognitiven Klarheit über Struktur und Funktion der Schrift. Und die muss Kindern beigebracht werden. Wie wichtig eine eindeutige Laut-Buchstaben-Beziehung ist – in der Fachsprache heißt sie Phonem-Graphem-Beziehung – erkennt man an den Homophonen. Es muss nur ein Buchstabe verändert werden und aus der *Lerche* wird eine *Lärche*; vom *Meer* will man dann *mehr* haben. Und es macht einen Unterschied *viel* zu wollen oder zu sagen, dass er *fiel*. Sprechend klingen diese Wortpaare gleich. Ihre Lautung ist identisch, nicht aber ihre → Bedeutung. Sie können nur durch ihre unterschiedlichen Schreibweisen und das mit ihnen einhergehende Kontextwissen auseinandergehalten werden (Mückel 2016, S. 32). Kindern Schreiben nach Gehör beizubringen, ist in diesen Fällen sinnfrei. Manchmal muss man Wörter buchstabieren, um sie richtig schreiben zu können. Denken Sie z. B. an

den gebräuchlichen Nachnamen Meier. Wenn Sie den am Telefon haben und ihm danach eine Mail schreiben wollen, wollen Sie ihn sicherlich richtig anschreiben. Ist es nun ein Meier, ein Meyer oder ein Mayer? Lautsprachlich gehört, wissen Sie es nicht. Um Missverständnisse auszuräumen oder vorzubeugen, könnte der Herr Meier die Buchstabiertafel zum Einsatz bringen. Der Gebrauch dieser Buchstabiertafeln ist natürlich freiwillig. Vor allem jedoch in Bereichen der Wirtschaft, Verwaltung oder des Militärwesens ist sie aber ein nicht zu verachtendes, bisweilen sogar ein lebensrettendes Hilfsmittel, um Verrechnungen oder Fehlschlüsse zu vermeiden. Die „Deutsche Buchstabiertafel" ist dabei kein verstaubtes Relikt der Vergangenheit. 2022 wurde sie durch das Deutsche Institut für Normung e.V. (DIN) überarbeitet: die Vornamen wurden als Ansagewörter durch Städtenamen ersetzt (DIN 2022). Man wollte eine Tafel ohne Nazi-Bezüge. Denn in der Zeit des Nationalsozialismus wurden alle jüdischen Namen gestrichen. N wie Nathan wurde von ihnen gegen den Nordpol ausgetauscht. 2022 wurde der Nordpol zu Nürnberg. Am Beispiel des Wortes → Bauer ließe sich der veränderte Gebrauch verdeutlichen. Nach der alten Buchstabiertafel hätte man den Bauern mit Berta – Anton – Ulrich – Emil – Richard buchstabiert; seit 2022 heißt es Berlin – Aachen – Unna – Essen – Rostock. Das Buchstabieren ähnelt somit nicht mehr der Aufzählung einer Gästeliste, sondern nun eher der Planung eines nächsten Städtetrips durch die Bundesrepublik. Das aus der lateinischen Schrift entlehnte Alphabet hat, wenn man es endlich kann, so einige Vorteile. Man kann mit nur wenigen Buchstaben lesen und schreiben. Die Buchstaben zu lernen, ist viel einfacher, als z. B. chinesische Schriftzeichen zu entziffern. Jedoch ist es ein Trugschluss, dass die Buchstaben von A bis Z im Deutschen den Lauten eines Wortes entsprechen. Jedem Laut (Phonem) kann nicht nur ein Buchstabe zugeordnet werden. Beim Zerlegen von Wörtern in Einzelbuchstaben fällt auf, dass es mehr Laute als Buchstaben gibt, nicht alle Buchstaben zum Notieren der rund 40 Sprachlaute des Deutschen benötigt werden, für einen Laut es gar keinen eigenen Buchstaben gibt (wie dem Schwa-Laut beispielsweise in *laufen*, in *Tasche* oder in dem Wort *Menschen*), manche Laute auf sehr verschiedene Weise notiert werden (wie zum Beispiel der Langvokal /a:/: Tal, Sahne, Saale) oder manche Buchstaben zum Notieren mehrerer Laute genutzt werden: /e/: <Decke>; <Decke>; <Besen> (Sasse/Valtin 2016, S. 24 f.). Richtig Schreiben zu lernen ist daher nicht ganz so einfach und immer wieder gibt es Neuerungen für die Unterrichtsdidaktik. War es bis vor wenigen Jahren noch die Idee, Schreiben durch Hören zu erlernen, empfehlen aktuelle Expert:innen nicht mehr von den einzelnen Buchstaben, sondern von Graphemen als Schreibeinheit auszugehen und das Geschriebene als Verrichtung von systematischen Lauteinheiten (Phoneme) in Grapheme aufzufassen (Thomé 2019, S. 49). Mit dieser Orientierung an der Standardlautung können häufige und seltene Schreibeinheiten erkannt werden. Exemplarisch könnte dann das „Igel-Syndrom" endlich vermieden werden. Der Igel wird seit 1533 bei Jordan bis heute in Fibellehrwerken wie „Lollipop" (Cornelsen Verlag),

„Einsterns Schwester“ (Cornelsen Verlag) oder „Fara und Fu“ (Schroedel Verlag) als → Bild (= Wortmaterial) für den entsprechenden Sprachlaut und das <i> als Schreibzeichen benutzt. Der Igel wird wie das lange „ie“ (= /i:/) lautiert, aber wie *mir* und *dir* nur mit einem einfachen <i> geschrieben. Tatsächlich, so konnte Thomé in seinen sprachstatistischen Erhebungen feststellen, wird das mit dem Igel bebilderte lange /i:/ in der deutschen Sprache zu „72,2 % mit <ie> (wie in *liebe, die, Biene*), zu 17,7% mit <ih> (wie in *ihr, ihm, ihnen*) zu 8,7% mit <i> (wie eben in *Igel*) und zu 1,4% mit <ieh> (wie in *sieht, flieht, Vieh*) geschrieben“ (Thomé 2018, S. 27). Wird es aber mit dem Igel bebildert, ist es kaum verwunderlich, wenn zahlreiche ABC-Schützen das lange /i:/ nur mit einem einfachen <i> schreiben und bis ins Alter immer wieder gewichtige Fehler in der Rechtschreibung machen. Sinnvoll wäre doch, die häufigste Schreibung zuerst im Rechtschreibunterricht zu üben und darauf aufbauend Ausnahmen einzuführen. Jene Methode würde eine direktere Einsicht in die Struktur der geschriebenen Sprache ermöglichen (Sasse/Valtin 2016, S. 24) und den Lesegenuss von selbst geschriebenen Briefen wieder erhöhen.

Laura Röbenack

Quellenverzeichnis

Brügelmann, Hans (1992): Von der Bilderschrift zum Alphabet. In: Brügelmann, Hans (Hrsg.): Kinder auf dem Weg zur Schrift. Eine Fibel für Lehrer und Laien. Bottighofen: Libelle Verlag, S. 64–70 • DIN (2022): Von Aachen bis Zwickau. In: https://www.din.de/de/din-und-seine-partner/presse/mitteilungen/von-aachen-bis-zwickau-867074 [abgerufen: 28.02.2023] • Mückel, Wenke (2016): Gleich und doch ganz anders. In: Deutsch differenziert, 1, S. 32–37 • o.N. (1966): Lesen und Lernen. Berlin: Volk und Wissen • Sasse, Ada/Valtin, Renate (2016): Häufige Schreibung zuerst. Rechtschreiben lernen mit Graphemen und Morphemen. In: Deutsch differenziert, 1, S. 24–27 • Thomé, Günther (2018): Das ABC reicht nicht mehr. In: Grundschule, 6, S. 25–27 • Thomé, Günther (2019): Deutsche Orthographie. Oldenburg: isb-Fachverlag • Weinhold, Swantje (2007): Schriftspracherwerb. In: Lange, Günter/Weinhold, Swantje (Hrsg.): Grundlagen der Deutschdidaktik. Hohengehren: Schneider Verlag, S. 2–33 • Zender, Joachim Elias (2008): Lexikon Buch. Druck. Papier. Bern/Stuttgart/Wien: Haupt.

Buddhismus, der [bʊˈdɪsmʊs]

Mit ca. 400 Millionen Anhänger:innen gilt der Buddhismus nach Christentum, Islam und Hinduismus als viertgrößte „Weltreligion“. Diese Etikettierung ist problematisch, da unklar ist, ob es sich beim Buddhismus im Kern nicht eher um ein philosophisch und psychologisch geprägtes Überzeugungssystem handelt, geht es ihm doch weniger um Glauben als um eine methodisch angeleitete Entwicklung der eigenen Persönlichkeit mit dem Ziel, das Leben bestmöglich

von Leid zu befreien (Bechert/Gombrich 2008). Dass in jüngerer Zeit und gerade im Westen vermehrt auf die Bereitschaft von Buddhist:innen hingewiesen wird, oft mit politischen Zielen, zum Beispiel in Sri Lanka, Myanmar, Thailand oder Tibet, Gewalt auszuüben oder hinsichtlich der Rolle von Frauen eine ambivalente Haltung zu vertreten, zeigt ein wachsendes Bedürfnis nach Korrektur einer für zu stereotypisch gehaltenen Wahrnehmung vom Buddhismus (Cozort/Shields 2018). Diese verdankt sich teils dem bekanntesten und medienwirksamsten Buddhisten, dem 14. Dalai Lama, romantisierenden Romanen wie Hermann Hesses „Siddhartha" (1922) oder kitschigen Filmen wie Bernardo Bertoluccis „Little Buddha" (1993), vor allem aber einer weltweiten Vermarktungskultur, die unter anderem zur Überschwemmung von Kosmetikabteilungen, Deko-Shops, Wellness-Studios, Schrebergärten, Restaurants, Wohn-, Schlaf- und Badezimmern mit friedlich in sich ruhenden Buddha-Figuren geführt hat. Da ist die Überraschung dann groß, dass nicht alle Buddhist:innen erleuchtet, sondern – wie alle Suchenden – wohl noch nicht angekommen sind. Beginnen wir unsere Suche nach den schulübergreifenden Grundlagen der Lehre bei ihrem Begründer, Siddhartha Gautama, dessen → Biografie als Parabel für die Möglichkeit der Befreiung aus Selbsttäuschung und Unzufriedenheit gelesen werden kann.

Nach der Überlieferung wurde Siddhartha im Übergang vom 6. zum 5. Jahrhundert v. u. Z. im damaligen Indien in eine adelige Familie geboren. Wie spätere Texte (z. B. das Buddhacarita von Ashvaghosa) berichten, wuchs er im Luxus auf, feierte Partys und vergnügte sich gern. Seine Eltern schirmten ihn von der Wirklichkeit außerhalb der Palastmauern ab. Als nach einem der Feste die Musik verhallt und alle Schminke zerlaufen war, verspürte der 29-jährige Siddhartha angesichts der berauschten, von Völlerei und Trunksucht aufgedunsenen und übelriechenden Leiber um ihn herum tiefen Selbstekel und wurde neugierig auf jene andere Welt. Er schlich sich aus seinem Luxusresort in Staub, Schmutz und Lärm des alltäglichen Treibens und traf zunächst auf einen gebrechlichen Alten, sah dann einen Aussätzigen, einen Leichenzug und schließlich einen Wanderasketen auf Sinnsuche. Diese Begegnungen führten ihm vor Augen, dass Leben unbeständig, Leiden unausweichlich und die Suche nach einem Ausweg vernünftig ist. Siddhartha entsagte dem Luxusleben, verließ Familie mitsamt Frau und neugeborenem Sohn und begann, der Natur menschlichen Leidens und dessen Überwindung nachzugehen. Die damals üblichen Praktiken der Askese trieben ihn zu äußerster Genügsamkeit. Er versuchte, sich zeitweise nur von seinen eigenen Fäkalien zu ernähren und ging an dieser radikalen Selbstkasteiung fast zugrunde. Nach sechs Jahren und der Gewissheit, sein Leiden so nur zu vergrößern, entschied er sich für einen „mittleren Weg": er erlaubte sich alles, was nötig war, um die körperlichen und psychischen Kräfte für geistige Übungen lebendig zu halten, verzichtete aber auf alles andere. So erkannte er schließlich während einer meditativen Versenkung, wie Leiden entsteht und wie es überwunden werden kann. Die Veränderung seiner Lebensweise und eine dadurch geförderte

Einsichtsfähigkeit versetzte ihn in einen Zustand, der auf Pali, der Gelehrtensprache des Buddhismus, als nibbana, im bekannteren und verbreiteteren Sanskrit als nirvāṇa bezeichnet wird und „Verwehen" des Leidens bedeutet. Siddhartha hatte sein Ziel erreicht, er war zum buddha, dem „Erwachten" geworden.

Das Fundament des Buddhismus bilden die vier „edlen Wahrheiten" (āryasatyāni), die sich Siddhartha in seinem Erweckungserlebnis erschlossen. Die erste Wahrheit diagnostiziert, dass alles Dasein schwer erträglich (duhkha) sei; die zweite identifiziert als Ursachen (samudaya) dieses Leids Begierden und Ich-Bezogenheit; die dritte prognostiziert, dass die Beseitigung der Ursachen zum Erlöschen (nirodha) des Leidens führt; die vierte Wahrheit empfiehlt zur Beendigung des Leidens einen Therapieplan, den achtfachen Pfad (magga). In seiner Gesamtheit soll der achtfache Pfad zur Einsicht in die gegenseitige Abhängigkeit aller Dinge und allen Geschehens führen, dadurch helfen, anderen leidenden Wesen gegenüber Mitgefühl auszubilden, sie in Sprache und Umgang entsprechend rücksichtsvoll zu behandeln und dies alles durch aufmerksamste → Beobachtung, vor allem der eigenen psychischen Befindlichkeiten, zu unterstützen. Der Buddhismus ruft also auf, nicht beim Glauben stehen zu bleiben, sondern durch eigene empirische Überprüfung Gewissheit zu erlangen.

Zu den buddhistischen Überzeugungen gehört, dass alle Dinge in Abhängigkeit, quasi in einer Ursache-Wirkungs-Kette, entstehen. Wer Leiden überwinden will, muss dessen Ursachen beseitigen, d. h. die Ursachenkette durchschauen. Unser Bedürfnis, uns in der Welt zurechtzufinden bewirkt etwa, Dinge unterscheiden und kategorisieren zu wollen, was die Ausbildung unserer Sinne nach sich zieht, die nach ihnen jeweils zugeordneten Objekten (Sichtbares, Hörbares, Tastbares usw.) schnappen. Dieser Kontakt führt zu angenehmen oder unangenehmen Empfindungen und damit zum Begehren von präferierten Dingen, zur Distanzierung von allem anderen. Dies führt zur problematischen Bindung an bestimmte Dinge, Personen und Ereignisse (laut dem Buddha kann sogar eine zu enge Bindung an seine Lehre problematisch werden, da man ja auch ein Floß, das einem geholfen hat, einen Fluss zu überqueren, nicht weiter mit sich rumschleppt, sondern am glücklich erreichten Ufer zurücklässt). Das so geknüpfte Ursache-Wirkungs-Geflecht wird handlungsleitend und bewirkt karma, d. h. eine Handlungsqualität: Gutes karma bewirkt Erlösung, schlechtes karma eine weitere Geburt und damit Wiedereintritt in die unheilvolle Verkettung.

Das „Material", das in besagtem Geflecht interagiert, sind die fünf Daseinsgruppen (skandhas): das Körperliche (rupa), die Gefühle (vedanā), die Wahrnehmungen (samjinā), die Geistesformationen (samskāra) und das Bewusstsein (vijnāna). Die Bewusstseinsgruppe geht aus den Wechselwirkungen der anderen vier Daseinsfaktoren hervor, so dass sie als Fabrik verstanden werden kann, die „Realität" erzeugt, die mit einer objektiven Wirklichkeit nicht übereinstimmen muss. Dass alle Phänomene der Welt aus dem Wechselspiel der skandhas hervorgehen, heißt, dass etwa ein Stein zu einem größeren Anteil aus Körperlichem, aber

zu einem geringeren Ausmaß aus Empfindungen und Bewusstsein besteht als ein Baum, der wiederum anders „gemischt" ist als Haferbrei oder ein Mensch. Hieraus ergeben sich weitere Einsichten: Die Dinge der Welt sind nicht grundsätzlich verschieden, sondern in mancher Hinsicht ähnlich verfasst und daher allesamt, einschließlich der eigenen Person, in leiderzeugende Verkettungen verstrickt. Daher ist allem gegenüber Rücksicht und Mitgefühl geboten. Zudem ist alles in einem beständigen Fluss der Unbeständigkeit, weshalb der Glaube an ein dauerhaftes Ich nur dem Wechselspiel der skandhas entspringt, also eher Prozess als Zustand ist und daher als Nicht-Ich (anatta) bezeichnet wird. So waren Sie zum Beispiel, als Sie begonnen haben, sich diesen Text anzutun, nicht identisch mit der Person, die Sie jetzt sind: Hier angekommen, sind Sie ein bisschen schlauer oder verwirrter, vermutlich aber fast schon erleuchtet. Trotzdem stellen Sie sich vielleicht noch diese Fragen: Was wird laut Buddhismus eigentlich wiedergeboren, wenn es doch gar kein bleibendes Ich gibt? Und warum glaubt man überhaupt noch an Wiedergeburt?

Beginnen wir mit einer Antwort auf die zweite Frage: Wenn wirklich alles in Abhängigkeit entsteht, dann kann konsequenterweise der Tod kein Ende bedeuten, sondern muss die Ursache für etwas Weiteres sein. Wenn man nun noch genauer verstehen will, was genau da denn wiedergeboren wird, dann lautet der genaueste Hinweis: Das ist gar nicht so leicht zu erklären. Versuchen wir es aber mit einem Gleichnis: Stellen Sie sich eine Kerze vor, die langsam abbrennt. Kurz bevor sie erlöscht, entzündet ihre sterbende Flamme den Docht einer benachbarten, quasi noch leblosen Kerze. Würden Sie sagen, dass die nun entzündete Flamme identisch ist mit der gerade erloschenen Flamme? Wahrscheinlich nicht. Aber Sie würden wohl auch nicht bezweifeln, dass die zweite Flamme in Abhängigkeit von der ersten entstanden ist, dass also irgendetwas weitergegeben wurde. Dass das „Ich" der einen Existenz mit dem „Ich" der von ihm bewirkten zweiten Existenz nicht identisch ist, mündet in die buddhistische Mitgefühlsethik: Wäre mein jetziges Ich mit dem Ich in meinem nächsten Leben identisch, dann wären alle negativen Handlungen, die ich im jetzigen Leben begehe, laut karma-Theorie zwar nachteilig für die Qualität meines künftigen Lebens, aber all das müsste ja „ich selbst" ausbaden. Das ist gerecht. In der buddhistischen Auffassung aber schadet meine rücksichtslose Lebensführung einer neuen Existenz, die nicht mit mir identisch ist – ich mache mich also schuldig am Leiden einer anderen Existenz. Das ist ungerecht. Daher sollte ich Mitgefühl mit allem haben, was leidet, denn es leidet nicht aus eigener Schuld – erschreckend genug, um sich an einem rücksichtsvollen Leben wenigstens mal zu versuchen.

Pradeep Chakkarath

Quellenverzeichnis

Bechert, Heinz/Gombrich, Richard (Hrsg.) (2008): Der Buddhismus – Geschichte und Gegenwart. München: Beck • Bertolucci, Bernardo (1993): Little Buddha • Cozort, Daniel/Shields, James M. (Hrsg.) (2018): The Oxford Handbook of Buddhist Ethics. Oxford: Oxford University Press • Hesse, Hermann (1922): Siddhartha. Berlin: S. Fischer.

Bühne, die [ˈbyːnə]

Bühnensituationen sind besondere Situationen. Wenn sich der Vorhang öffnet, dann eröffnet sich zugleich ein Spiel-Raum. Bühnen gelten sprichwörtlich als die Bretter, die die Welt bedeuten. Doch was verbirgt sich hinter dieser Idee? Für wen bedeuten sie die Welt? Für die Künstler:innen, die auf ihnen – durch die → Blicke des Publikums gespiegelt – ihr Können darbieten und damit besondere Aufmerksamkeit für sich und ihre Rollen, für das, was sie auszudrücken und zu thematisieren haben, beanspruchen? Oder bedeuten sie die Welt für die Zuschauenden, die das Geschehen auf der Bühne als „zweite Welten" (Pfaller 2012) im Kontrast, in Abgleich und Erweiterung zu ihren Alltagserfahrungen und Tagträumereien, ihren Sehnsüchten und Ängsten, ihren Gefühlen und Gedanken erleben, darin eintauchen und sich verlieren, aber auch wiederfinden können? Und um welche Welt geht es dabei überhaupt? Eine dem Alltag entnommene oder gänzlich ausgedachte, eine einmalige oder verallgemeinerbare?

Bühnen bieten einen festen Boden, auf dem etwas dynamisch gedeihen kann. Das zumindest passt gut zur Begriffsetymologie, denn die Bühne hängt wortgeschichtlich eng mit dem „Boden" bzw. „Holzboden" zusammen (Kluge 2011, S. 161). Interessanterweise ist die genaue Herkunft des Wortes allerdings unklar und bietet somit Raum für Geschichten, Spekulationen und wilde Fantasien – ganz so, wie der Bühnenraum selbst. Insofern ist das, was auf der Bühne Programm ist, zugleich auch dem → Begriff verhaftet. Bühnen sind Präsentierteller und Ausstellungsflächen. Sie stellen vor, was vorstellbar werden soll. Passenderweise bezeichnen wir das dann auch als Vorstellung. Vorstellungen auf der Bühne sind keine bloßen Berichterstattungen. Sie sind bedeutsam, weil sie narrativ verdichtete Deutungsangebote darstellen. Insofern bedeuten Bühnen die Welt vor allem im Plural. Sie bedeuten Welten. Als interpretativ gestaltete Schau-Fenster in die unterschiedlichsten Begebenheiten sind sie mit diesen jedoch nie identisch, sind ihnen nur Leinwand und Projektionsfläche, bespielbare Tabula rasa, Gefäß und Glaskugel. Was Simmel einst über das Bargeld schrieb, kann auch die Bühne vollends für sich beanspruchen: Als bespielbarer Ort ist sie charakterlos (Simmel 1989, S. 273) und kann genau deshalb so vieles, eigentlich alles, verkörpern. Sie kann Rummelplatz und Sandstrand, Himmel oder Hölle, Oase

und Wüste, Supermarkt, Parkplatz, fremder Planet oder Küche sein. Lediglich ein paar Requisiten und eine entsprechende Performance der Agierenden sind nötig, um den entsprechenden Raum als temporäre Kulisse im Ergebnis seiner An-Ordnung (Löw 2001, S. 158) entstehen zu lassen. „Bühnen bedeuten Welten", meint damit, dass diese auf ihnen im Als-ob-Modus erscheinen. Damit haftet dem Bühnengeschehen – ob Schauspiel, Poetry Slam, Ballett oder Konzert – zugleich eine immersiv wirkende Ereignishaftigkeit für den Betrachtenden an, die ihre Kraft auch aus der gestalterisch realisierten Erzählung on stage gewinnt und uns dabei immer wieder aufs Neue damit konfrontiert, dass wir als Menschen Geschichten brauchen, um das eigene Leben als Sinnzusammenhang erkennen und retrospektiv oder mitvollziehend verstehen zu können. Jede Vorstellung stellt uns damit auch Aspekte des (eigenen und fremden) Lebens vor und lässt diese, gerade weil wir sie vor Augen geführt bekommen, zuweilen auch erst sichtbar werden.

Begreifbar gemacht werden Vorstellungen zumeist szenisch, wenngleich die Szene den Plot nur gestalterisch portioniert und das Aufgenommene nicht automatisch auch verdaulich macht. Szenen begegnen uns damit nicht nur als (sub-) kulturelle Sinn- und Stilgemeinschaften in Clubs, auf Conventions und zu cineastischen Events (z. B. im Kontext von → B-Movies), sie gelten als zentrale Einheiten im dramaturgischen Bühnengeschehen, die mit spezifischen Darstellungsweisen von Erzählinhalten einhergehen. Die von ihnen ausstrahlende Faszination wird auch gern jenseits von Scheinwerferlicht und rotem Samtvorhang von emotional aufgeladenen Menschen für eine plötzliche Aufführung im Alltag bemüht. Wer jemandem eine Szene macht, der drückt seine Gefühle theatral aus. Doch nicht nur an dieser Stelle rückt die Bühne plötzlich mitten hinein ins Alltagsgeschehen. Folgt man dem Soziologen Erving Goffman, so spielen wir alle ständig Theater, ganz egal, wo wir sind und was wir tun (Goffman 1969). Goffman unterstellt hier, dass Menschen permanent Rollen übernehmen und damit nie rollenlos, wenn auch hin und wieder völlig von der Rolle sind. Das Leben versteht er als eine fortlaufende Inszenierung, also In-Szene-Setzung und damit auch Selbst-Darstellung, die es durch überzeugende Handlungen inmitten eines passenden Settings analog zu einem gelungenen Bühnenbild mit stimmigen Requisiten und Mitakteur:innen ansprechend zu präsentieren gilt. Die von Goffman unterstellte Motivation dahinter ist ernüchternd, denn er behauptet, wir machen das ganze Theater letztlich vor allem, um Selbstbestätigung zu erhalten (Knoblauch 2006, S. 159). Und wann lassen wir die Masken fallen? Gibt es überhaupt ein Jenseits von der Bühne oder machen wir uns am Ende alle ständig auch selbst etwas vor? Goffman differenziert die Bühnen des Alltagsgeschehens in Vorder- und Hinterbühnen, die darauf aufmerksam machen sollen, dass es bei aller Darstellungspermanenz unterschiedliche Grade von Sichtbarkeiten gibt, mit denen wir spielen können. Während Vorderbühnen soziale Räume sind, die von unterschiedlichen, sich wechselseitig wahrnehmenden Akteursgruppen in Form von Ensembles kollektiv geteilt werden (ebd., S. 159 f.), dienen Hinterbühnen dem Rückzug und der

Kompensation von Grenzen der Darstellung auf der Vorderbühne. Wer sich nach einem gemeinsamen Auftritt auf der Vorderbühne backstage wiederbegegnet, der teilt gewöhnlich auch Gedanken und Empfindungen miteinander, die in der Handlungslogik der Vorderbühne und damit vor den Kulissen nichts zu suchen haben. Das kann ein Gefühlsausbruch sein, der zurückgehalten wurde, um die Kommunikation professionell zu gestalten oder Verhaltensweisen betreffen, die das Selbst in einem Licht erscheinen lassen würden, welches der eigenen Darstellung abträglich wäre. Das klingt weiterhin sehr selbstbezüglich? Ist es auch. Zumindest behauptet Goffman, dass „unsere Handlungen […] es […] weitgehend mit moralischen Fragen zu tun [haben], [wir] aber als Darsteller […] nicht moralisch an ihnen interessiert [sind]" (Goffman 1969, S. 230).

Was uns auf den Bühnen des Lebens antreibt, ist damit also die bestmögliche Entsprechung unseres vorgestellten Selbst in den unterschiedlichsten Lebenslagen. Das Ego als Go sozusagen. Wir tragen die Masken situativer Rollen, in denen wir uns befinden, möglichst deckungsgleich vor unserem Gesicht, um es zu wahren. Das gelingt dann besonders gut, wenn wir um die gesellschaftlich akzeptierten Darstellungsmöglichkeiten wissen. Diese verbergen sich zumeist in interpersonellen Ritualen, die das Miteinander in Situationen performativ strukturieren (Knoblauch 2006, S. 161). Gesten der Zuneigung wie Begrüßungsrituale oder das Türaufhalten, Entschuldigungen oder Nachfragen sowie ein ausgewogenes Nähe-Distanz-Verhältnis entsprechend der sozialen Verbundenheit mit Anderen können hier als lohnendes Repertoire dienen, aus dem wir uns als Mensch unter Menschen entsprechend unserer Sozialisation tagtäglich automatisiert bedienen, wenn wir szenisch agieren. Goffman spricht analog zur Szene übrigens von „Rahmen" als strukturgebende Einheiten (Goffman 1977), aus denen zu fallen uns ins soziale Abseits katapultiert und damit auch von uns Selbst entfernt, wenn man davon ausgeht, dass unser Selbstbild sich durch den Blick des Anderen auf uns und in unserem aktiven Austausch mit ihm dynamisch formiert. Und so begleiten uns Bühnen durch das Leben. Oder umgekehrt: Das Leben begleitet uns auf Bühnen – solche, die uns andere vorstellen sowie jene, die wir selbst bespielen. Ihre Bretter können uns Halt geben, zu Zaungästen machen und zuweilen auch Holzweg sein. Bühnensituationen sind damit ganz und gar keine Ausnahmen, sondern die Regel im gesellschaftlichen Bedeuten von Selbst und Welt.

Sandra Maria Geschke

Quellenverzeichnis

Goffman, Erving (1969): Wir alle spielen Theater. München: Piper • Goffman, Erving (1977): Rahmen-Analyse: Ein Versuch über die Organisation von Alltagserfahrungen. Frankfurt/Main: Suhrkamp • Kluge, Friedrich (2011): Kluge – Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Berlin: De Gruyter • Knoblauch, Hubert (2006): Erving Goffman: Die Kultur der Kommunikation.

In: Stephan Moebius/Quadflieg, Dirk (Hrsg.): Kultur: Theorien der Gegenwart. Wiesbaden: VS Verlag, S. 157–169 • Löw, Martina (2001): Raumsoziologie. Frankfurt/Main: Suhrkamp • Pfaller, Robert (2012): Zweite Welten. Und andere Lebenselixiere. Frankfurt/Main: S. Fischer • Simmel, Georg (1989): Philosophie des Geldes. In: Simmel, Georg: Gesamtausgabe in 16 Bänden. (hrsg. von Otthein Rammstedt) Band 6. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Bullshit, der [ˈbʊlʃɪt]

Nach Harry Frankfurt (2014) ist der „Bullshitter" – zu Deutsch vielleicht „Humbug-Produzent" – eine problematischere Figur als der Lügner: Der Lügner ist mit der Wahrheit wenigstens noch in Kontakt, der Bullshitter hingegen pfeift auf die Prüfung von Wahrheitsansprüchen, er ist allein auf Wirkung aus.

Damit der Bullshitter erfolgreich operieren kann, ist er auf eine „entgegenkommende Lebenswelt" (Habermas 1981) angewiesen, d. h. eine Bullshit-Kultur: Menschen und Menschengruppen, die nicht wissen wollen, wie es sich verhält, was Sache ist, sondern ihre affektgetriebenen Meinungen vielmehr entweder als unumstößliche „Facts" betrachten oder als etwas, worüber sie nach Gusto bestimmen, wie es ihnen gerade in den Kram passt.

Beste Voraussetzung für die Bullshit-Kultur ist die „News- bzw. Nachrichten-Deprivation" (Eisenegger/Vogler 2022), d. h. viele Bürger:innen, die sich kaum noch über das Weltgeschehen im Großen oder Kleinen informieren mögen. Diese Zahl nimmt auch in demokratischen Gesellschaften rasant zu (Eisenegger 2019). Wenn über die Hälfte der bis 30-Jährigen keine Nachrichten in traditionellen Medien aufnimmt, so ist auch das nicht Bullshit. Doch wenn über 80 Prozent derjenigen, die sich ausschließlich über soziale Medien informieren, den dort konsumierten Inhalten keinen Glauben schenken (ebd.), gleichzeitig aber auch nicht wissen wollen, wie es sich tatsächlich verhält oder verhalten könnte, dann darf dies als eine (sich offenbar ausbreitende) Kultur des Bullshits bezeichnet werden.

Nicht die Entgegensetzung „Bullshit versus Wahrheit" steht im Zentrum, sondern „Bullshit versus Wahrheitsprüfungsbereitschaft". Realpolitisch ist in Demokratien jeweils die Meinung der Mehrheit entscheidend bzw. mitentscheidend: „Mehrheit statt Wahrheit" (Lübbe 1985). Doch nicht nur im öffentlichen Leben, sondern auch im Privatleben und in der Akademie prallen Meinungen aufeinander, der Meinungsstreit ist immer wieder unabwendbar. In diesen Situationen ist es ratsam, darauf Rücksicht zu nehmen, dass es „nur die perspektivische Wahrheit der vielen möglichen Meinungen gibt" (Held 1999, S. 114).

Historisch betrachtet ist diese Einsicht den meist verunglimpften Sophisten und Rhetoriken der griechischen Antike zu verdanken. Wer verstanden werden will, muss seine Meinung, die zu einem angemessenen Urteil beitragen soll, für die anderen akzeptabel machen, d. h. er oder sie muss sich in die Lage der anderen

versetzen können, und das bedeutet letztlich, fähig sein, einen allgemeinen Standpunkt einzunehmen. Während „bloße" Meinungen dem Philosophen verdächtig sind, weiß die Rhetorikerin um ihre politische und ethische → Bedeutung (Ptassek 1995). Sie weiß, dass die sogenannten *Ansichten* mit dem *Ansehen* der Person verbunden sind, d. h. dass die Meinung der Person und der Ruf der Person in einem Zusammenhang stehen oder zumindest stehen können. Mit *doxa* – dem Fürwahrhalten – konnte doppelsinnig beides bezeichnet werden, d. h. allgemeine Ansichten bzw. Meinungen einerseits und andererseits der gute Ruf, denn „der ‚Ruf' ist die Weise, wie ‚man' über jemanden spricht" (Held 1999, S. 125). Wie man über jemanden spricht, hat (auch) mit dem zu tun, wie diese Person spricht und welche Meinungen sie vertritt. Sophisten, allen voran Protagoras, haben die Rhetorik als Theorie des Meinungswissens, der glaubhaften Schlüsse, der glaubhaften Argumentation und des Überzeugens durch Gefühlsgründe verstanden und vorangetrieben (Helmer 2006). Die *ars rhetorica* als Theorie der Beredsamkeit ist das korrespondierende Gegenstück zur (philosophischen) Dialektik. Gemeinsam ist Rhetorik und Dialektik die Praxis des Prüfens und Stützens von Argumenten, des Verteidigens und Kritisierens von Meinungen. Im Unterschied zur Dialektik macht die Beredsamkeit jedoch nicht allein von logischen Deduktionen Gebrauch, denn ihre Proponent:innen wissen ja, wie klein der Bereich des Logisch-Diskursiven im Leben der Menschen tatsächlich ist. Sophist:innen betrachten und behandeln Meinungen zunächst als diskursive Tatsachen.

„Bloße" Meinungen sind nicht mit Bullshit gleichzusetzen, vielmehr ist die prinzipielle Weigerung einer kritischen Prüfung von Meinungen das Kernproblem des Bullshits. Dass Donald Trump prototypisch für den Bullshitter steht, scheint für viele sicher zu stehen. Beispielsweise kann seine Weigerung, die vielen Fakten und Stimmen der Fachwelt ernst zu nehmen, die auf die Validität der Diagnose eines globalen Klimawandels hinweisen (climate change „is just a thing called weather"…), kaum anders gedeutet werden. Doch wie sollen Trump-Anhänger:innen davon überzeugt werden, dass es sich bei Trumps Wetterdiagnose um Bullshit handelt? Die schiere Weigerung, mit Gegenevidenz zu rechnen, verunmöglicht die mehr oder weniger argumentative Auseinandersetzung. Die Frage nach dem Kriterium für Bullshit lässt sich auf der allgemeinen Ebene (in der einen oder anderen Weise) beantworten, doch das wie auch immer geartete Kriterium erweist sich in der Situation des konkret vorliegenden Dissenses als zahnlos. Alles, was meinen Meinungen entgegensteht, kann ich als Bullshit abtun, und mein Gegenüber kann dies in Bezug auf meine Äußerungen genauso. Während Bullshit sich immer (nur) sprachlich ausdrückt, ist er gleichzeitig wesentlich davon geprägt, dass er sich der (immer sprachlich vorzunehmenden) Prüfung zu entziehen bzw. zu verweigern vermag. Es mag einen nichterziehbaren, unvernünftigen Kern im Menschen geben, der sich dem sprachlichen Zugriff erfolgreich verwehrt und vielleicht gerade daher als Quelle von (politischer) Freiheit erlebt wird. Die Sprache ist ja nicht nur Kommunikationsmittel und Instrument

der Vergemeinschaftung und Objektivierung wie auch der Individuation, sondern auch Mittel der Unterdrückung und des rationalen Zwanges. Wer Befehle nicht versteht und/oder zwingende Argumente schlicht ignoriert, kann ihnen auch nicht „gehorchen" bzw. muss sie nicht anerkennen. Bullshit ist kontingent. Dennoch gibt es ein Meinungswissen, das sich von bloßen Meinungen abhebt, denn eine Meinung als Meinung zu verstehen und nicht als gesichertes Wissen, ist nicht das gleiche, wie eine Meinung zu haben und sie für bare Münze oder schlicht nützlich zu halten.

Die Differenz zwischen Meinen und Wissen ist aus rhetorischer Sicht nicht eine so eindeutige, wie sie philosophisch vertreten wird oder erwünscht ist. Das Eingeständnis, dass eine konkret interessierende Wahrheitsfrage nicht gelöst werden kann, öffnet die Türe zur Beliebigkeit eben nicht notwendigerweise – zumindest nicht aus rhetorischer Perspektive. Die theoretische Rhetorik zielt nach einer Trennung zwischen Wahrscheinlichem und Beliebigem bzw. Zufälligem, sie sucht nach Rationalität in Form der Kunst (Helmer 2006, S. 129). Mit Sextus Empiricus (1999, S. 93) kann „dogmatisch" genannt werden, wer Meinungen für Wahrheiten hält, „aporetisch" bzw. „akademisch" jene Leute aber, die behaupten, die Wahrheit ließe sich gar nicht erkennen, während „skeptisch" – zumindest im ursprünglichen Wortsinn – jene genannt werden mögen, die „noch suchen".

Wer aber eigene Meinungen zu prüfen bereit ist, wird sie nicht mehr dogmatisch vertreten können, vielmehr wird er oder sie merken, dass er oder sie zur Urteilsbildung der Beratung bedarf, denn urteilen müssen wir nur dort, wo wir nicht wissen und Wissen vielleicht gar nicht möglich ist. Urteile kommen, wie Arendt (1998, S. 14) behauptete (und zu begründen suchte), weder durch Induktion noch durch Deduktion zustande. Auch die Rhetorik löst keine Probleme, aber sie bietet einen Zugang zu Problemen, die sich der logisch-diskursiven Argumentation weitgehend bzw. in bedeutsamen Aspekten entziehen, sie kompensiert einen Mangel. Dogmatisches Meinungswissen bildet mitunter einen Ausgangspunkt für Bildungsprozesse, denn Meinungen werden immer zunächst erworben, man glaubt den Glaubwürdigen und glaubt daher auch zu wissen, zumindest eine Zeit lang. Das ist normal. Doch die Überführung des Glaubens in Wissen ist kein logisch eindeutiges Geschäft, Gewissheiten sind kein Wissen und gesichertes Wissen, wenn es denn zuhanden ist, hilft oft bemerkenswert wenig, um in wichtigen Dingen, die unsere Selbstbeziehung und unsere → Beziehungen zur Welt betreffen, auch zu Entscheidungen zu gelangen, die von Gefühlen der Sicherheit begleitet werden.

Vielleicht hat → Bildung damit zu tun, zunehmend bescheidenere Erwartungen zu hegen. „Nicht nur, die Welt zu erkennen, überschreitet seit langem die Erfordernisse der Lebenszeit des Menschen. Sogar, sich selbst zu erkennen, scheint seine Zeit derart auszufüllen, dass die von dieser Erkenntnis erhofften Folgen, sei es moralischer, sei es psychohygienischer Art, seinem Leben nur noch marginal zugute kommen", schreibt Blumenberg (1997, S. 211) illusionslos. Gleich

bleibt sich, dass Welt- und Selbsterkenntnis eher sprachliche als logische Prozesse involvieren. Daher sind Menschen in dialogischen, mitunter auch monologischen Erwägungsprozessen auf Übereinstimmung und Zustimmung angewiesen. Dieselben können nicht erzwungen werden, aber der Wunsch danach mag Ansporn sein, sich anders, differenzierter und treffender ausdrücken zu wollen. Bullshit, so kann gefolgert werden, ist die „Fähigkeit", sich nicht auf Bildungsprozesse einzulassen.

Roland Reichenbach

Quellenverzeichnis

Arendt, Hannah (1998 | 1982): Das Urteilen. Texte zu Kants Politischer Philosophie. München: Piper • Blumenberg, Hans (1997): Die unendliche Theorie. In: Blumenberg, Hans: Ein mögliches Selbstverständnis. Aus dem Nachlass. Stuttgart: Reclam, S. 211–212 • Eisenegger, Mark (2019): Hauptbefunde. Qualität der Medien. Schweiz – Suisse – Svizzera. Jahrbuch 2019. In: fög/Universität Zürich. Jahrbuch Qualität der Medien/Jubiläumsausgabe 2019. Basel: Schwabe, S. 1–23 • Eisenegger, Mark/Vogler, Daniel (2022): Jahrbuch Qualität der Medien. Hauptbefunde 2022. Zunahme der News-Deprivation mit negativen Folgen für den demokratischen Prozess. Universität Zürich: Zentrum für Öffentlichkeit und Gesellschaft. In: https://www.foeg.uzh.ch/de/jahrbuch-qualität-der-medien.html [abgerufen: 11.04.2023] • Frankfurt, Harry (2014): Bullshit. Frankfurt/Main: Suhrkamp • Habermas, Jürgen (1981): Theorie des kommunikativen Handelns. Band 1: Handlungsrationalität und gesellschaftliche Rationalisierung. Frankfurt/Main: Suhrkamp • Held, Klaus (1999): Doxa und Arete in der Padagogik des Isokrates. Areté, 11(1–2), S. 95–133 • Helmer, Karl (2006): Ars rhetorica. Beiträge zur Kunst der Argumentation. Würzburg: Königshausen & Neumann • Lübbe, Hermann (1985): Mehrheit statt Wahrheit. In: Die politische Meinung 30, Nr. 219, S. 33–44 • Ptassek, Peter (1995): Rhetorik als Instrument der politischen Selbstbehauptung: z. B. die Sophisten. In: Kopperschmidt, Josef (Hrsg.): Politik und Rhetorik. Funktionsmodelle Politischer Rede. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 19–45 • Sextus Empiricus (1999): Grundriss der pyrrhonischen Skepsis. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Buntspecht, der [ˈbʊntʃpɛçt]

Der Buntspecht zählt zu den bekannteren und beliebten heimischen Vögeln. Nicht nur wurde er 1997 und 2016 als Vogel des Jahres gewählt, er ist auch ein Vogel, den selbst wenig ornithologisch interessierte Beobachter:innen eindeutig identifizieren können. Buntspechte fallen nicht nur durch ihre spezielle Form auf, durch ihre Fortbewegung (senkrecht an Bäumen auf und ab, selten fliegend zu sehen), sie begeistern auch durch das sehr spezielle *feature*, schnell und kraftvoll mit dem Schnabel auf Bäume einhämmern zu können. Dendrocopos major (*δένδρονκωπεῖν* = griech. für ‚auf Bäume hauen', ‚Bäume schlagen') macht sich oft schon lange vor der Sichtung durch ein hochfrequentes Hämmern bemerkbar, das in stillen Wäldern weit schallt. Der Grund für dieses manische Klopfen ist

einerseits die Nahrungssuche (Insekten in der Baumrinde), andererseits der Wohnungsbau: Der Buntspecht baut seine Bruthöhlen *in*, nicht *auf* oder *an* Bäumen, auch das macht ihn besonders (Zahner/Wimmer 2019).

Ebenso zeichnet ihn seine auffällige Färbung aus, die eine Identifikation leicht macht. Schon dreijährige Kinder erkennen einen Buntspecht: Schwarz-weißes Gefieder, roter Bauch (der allerdings meist durch Teile der Flügel verdeckt bleibt), und ein roter Scheitelfleck am Hinterkopf. Ein kontrastreicher Vogel, der in seiner auffälligen Zeichnung auch gegen das Braun der Baumrinde gut zu erkennen ist und durch den (beim Männchen vorhandenen) roten Tupfer am Kopf leicht von anderen schwarz-weißen Vögeln zu unterscheiden ist.

Aber Moment mal: Er heißt doch Buntspecht? Schwarz, weiß, rot – das zeugt nicht gerade von einer Farbenvielfalt, die man mit dem Attribut ‚bunt' assoziieren würde. Bunte Vögel stellt man sich anders vor – etwa einen farbenprächtigen Scharlachara, einen Blautukan oder, etwas weniger exotisch, einen Stieglitz, Gimpel oder Kleiber. Und sogar in derselben Familie, den piciadae, gibt es farbenfrohere Exemplare – etwa den Grünspecht, der zumindest rot, gelb, grün, grau und schwarz vereint. Der Buntspecht hingegen sieht aus wie eine Elster, die sich einen kleinen Farbtupfer erschlichen hat. Schwarz und weiß dominieren, und diese sind gerade eigentlich keine Farben, oder zumindest nur ‚unbunte' Farben (Pohl 2006, S. 430).

Vor diesem Hintergrund erscheint die Bezeichnung also als Mogelpackung, als rhetorische Maßnahme, mit der ein eher wenig gefärbter Vogel interessanter gemacht wird, als er ist. Damit lässt sich an diesem scheinbar unverfänglichen Vogel ein Phänomen aufzeigen, das gemeinhin als ‚Pinkwashing' bezeichnet wird. Pinkwashing wird dann betrieben, wenn politische, soziale, mediale oder wirtschaftliche Akteur:innen öffentlich die Relevanz und Unterstützung von LGBTIQ-Rechten betonen, um sich selbst ein positiveres Image zu verschaffen (Lind 2014, S. 602), wenn sie sich also bunter machen, als sie es eigentlich sind. Zwei zeitgenössische Beispiele inklusive kritischer Rückfragen mögen diese Praxis etwas konkreter machen:

1. Seit der 13. Staffel (seit 2018) bewirbt Heidi Klum ihr überaus erfolgreiches Fernsehformat *Germany's Next Topmodel* damit, dass die Model-Auswahl nun verstärkt Diversität repräsentieren solle („Team Diversity") und auch nicht-normschöne Körper, Transidentitäten und ältere Personen in der Show zu Sichtbarkeit gelangen sollten. Abgesehen von der ganz offensichtlichen Kontrafaktizität dieser Behauptung, die jedem ins Gesicht schlagen muss, der sich auch nur fünf Minuten des Formats in halbwegs wachem Zustand zu Gemüte führt, interessiert daran noch etwas anderes: Der Verweis auf eine ‚buntere' Show ist selbst eine Reaktion auf sich häufende Vorwürfe, die

Show biete (v. a. weiblichen) Heranwachsenden einen Resonanzraum für die Ausbildung antifeministischer, sexistischer, genderistischer, lookistischer etc. Selbst- und Weltverhältnisse (Debus 2015, S. 88).

2. Vor Supermärkten wehen immer häufiger riesige Regenbogen-Flaggen. Beim Betrachter stellt sich dann automatisch die Frage ein, ob der betreffende Supermarkt besonders LGBTIQ-freundlich sei. Wenn ja, wodurch würde sich das bei einem Supermarkt zeigen? Ist dies eine Eigenschaft, auf die man besonders stolz sein sollte bzw. gibt es für Supermärkte auch die Option, *nicht* LGBTIQ-freundlich zu sein? Und: Ist es wirklich das, worauf LGBTIQ-Personen gewartet haben – die (selbstverständlich nur plakative und im wahrsten Sinne des Wortes äußerliche) Unterstützung durch eine große kapitalistische Supermarktkette?

Beim Pinkwashing, wie es sich hier zeigt, geht es vorerst nur um den relativ harmlosen Versuch, eine Assoziationskette herzustellen und damit einen eher neutralen Inhalt (Heidi Klum, METRO bzw. REWE, mitteleuropäischer Vogel mit hohem Schwarz-Weiß-Anteil) mit als positiv, weltoffen und fortschrittlich markierten Gefühlen und Einstellungen zu verknüpfen, z. B. Buntheit, Diversität und Heterogenität, um dadurch den vormals neutralen Lebensbereich oder ein Produkt in der Konkurrenz attraktiver zu machen. Was unangenehm werden könnte, bekommt einen netteren Anstrich, bestimmte Produkte werden als fortschrittlich, innovativ und gut wahrgenommen, weil sie in Regenbogenfarben verpackt sind. Mit anderen Worten: Pinkwashing dient der Werbung und relativ schlichten Verkaufszwecken.

Die hier beschriebene Ausflaggung bestimmter Lebensbereiche als ‚bunt' stellt allerdings nur die harmlosere Seite des Pinkwashings dar. Kritischer sollte die Praktik des Argumentierens mit ‚Buntheit' betrachtet werden, wenn damit entlang gesellschaftlich-politischer Konfliktlinien versucht wird, die Argumente des jeweiligen Gegners zu unterlaufen, sie sich in einer feindlichen Übernahme zu eigen zu machen und sozusagen den Gegner mit seinen eigenen Waffen zu schlagen. Hierzu ein weiteres Beispiel aus der Erfahrung des Autors zur Illustration:

> In einer Sitzung des Jugendhilfeausschusses der Lichtenberger Bezirksverordnetenversammlung am 01.11.2022 wird ein Antrag eingebracht, Gelder für eine Beratungsstelle für queere Jugendliche bereitzustellen. Vertreter:innen aller Parteien sprechen sich für den Antrag aus, der Vertreter der AfD ist dagegen. So weit, so erwartbar. Interessant ist hier aber die Begründung der Ablehnung des Antrages: Er habe in seinem ‚Regenbogen-Freundeskreis' herumgefragt und dort hätten sich alle gegen eine solche Beratungsstelle ausgesprochen, weil sie es als segregierend und diskriminierend empfänden, wenn eine Beratungsstelle speziell für queere Menschen eingerichtet werde. Sie fühlten sich dadurch noch weiter aus dem gesellschaftlichen Leben gedrängt.

Abgesehen davon, dass hier herzlich uninformiert über Diskriminierung sinniert wird und generell fraglich ist, wie groß und wie queer der befragte ‚Regenbogen-Freundeskreis' war, zeigt sich, wie versucht wird, über Pinkwashing eine Legitimationsbrücke zu Positionen gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit zu schlagen.

Um wieder in zoologische Metaphern zu wechseln und um daran zu erinnern, worum es anfangs ging – nämlich um den Buntspecht – könnte man eine solche Form des Pinkwashings auch als gezielt gewählte, begrifflich-symbolische Mimikry benennen, die gerade nicht abschrecken, sondern beruhigen, verharmlosen und damit attraktiv machen soll. Denn neben der weithin bekannten Form der Mimikry, bei der sich evolutionär Merkmale gefährlicher Tiere und Pflanzen auch bei völlig ungefährlichen Arten herausgebildet haben (*protektive Mimikry*), gibt es umgekehrt auch eine sogenannte *aggressive Mimikry*. Hier zeigen Tiere und Pflanzen harmlose, teilweise sogar attraktive Merkmale und verschaffen sich dadurch einen Reproduktionsvorteil, z. B. weil Insekten zur Bestäubung angezogen werden. Aber die aggressive Mimikry dient auch dem Beutefang: „[P]redators [often] imitate, in intricate ways involving visual and chemical deceit, their own prey to avoid being detected" (Tihelka et al. 2020, S. 1). Am wirkungsvollsten ist die Mimikry für den Räuber also, wenn er sich als ungefährlich ausgibt oder evolutionär Merkmale herausgebildet hat, die die Beute glauben machen, er sei einer von ihnen. Eben diese Strategie wird in jüngerer Zeit auch vermehrt von der Forschung zu rechtsextremen Akteur:innen und Einstellungen in den → Blick genommen. Rechtsextreme, so Samuel Salzborn, verwendeten eine Art Mimikry (und hier können wir konkretisieren: eine aggressive Mimikry), indem sie äußerlich „(terminologische) Anpassung[en] an die jeweilige (politische, mediale) Umgebung [vornehmen, um so] die eigenen Ziele zu verschleiern und in den gesellschaftlichen Mainstream hineinzuwirken" (Salzborn 2020, S. 77). Das Ziel ist hier eben nicht Abschreckung, sondern im Sinne einer Metapolitik die Kaperung, Besetzung und Umdeutung von → Begriffen und Konzepten über die Nutzung zuerst unbedenklich scheinender Argumentationen. Letztlich geht es um das große Ziel, „grundlegende Denkrichtungen einer Gesellschaft zu prägen und zu bestimmen, um so den Bereich der (politischen) Kultur zu besetzen" (Salzborn 2020, S. 78).

Deutlich ist diese Mimikry-Strategie rechtsextremer Akteur:innen z. B. im Bildungs- und Erziehungsbereich zu verfolgen, wo über positiv besetzte Allgemeinplätze (Pinkwashing) zu einer völkisch-nationalistischen Ausdeutung von → Bildung, Erziehung und Kindheit übergeleitet wird (metapolitisches Programm); dies alles soll durch die Nutzung erziehungswissenschaftlicher Grundbegriffe und einen pseudowissenschaftlichen Duktus befördert werden (aggressive Mimikry). So hat z. B. Sabine Andresen herausgearbeitet, wie Rechtsextreme in aggressiver Mimikry aus Fragen der Diversität bzw. Individualität die Diskussion um Ungleichheit und Ungleichwertigkeit werden lassen; wie Kultur und Generation

zum Thema ‚Wir und die anderen' wird; wie die Frage der Mündigkeit zur Frage von „Indoktrination in der liberalen Gesellschaft" und die Frage der Sozialität und Solidarität zur Frage von „homogenen Gemeinschaften und staatlicher Umerziehung" wird (Andresen 2018, S. 777). Und in einem ähnlichen Ansatz wird gezeigt, wie Rechtsextreme aus den Schlagworten Identität, kulturelle Vielfalt und Differenzierung eine völkische, diskriminierende Erziehungstheorie ableiten, die nur einer privilegierten weißen Rasse eine umfängliche Erziehung zukommen lassen will (Rödel 2023).

Vom Stichwortgeber dieses Beitrages, über die Konzepte des Pinkwashings und der aggressiven Mimikry bis hin zu rechtsextremen, metapolitischen Strategien im Bereich von Bildung und Erziehung wurde der Bogen nun freilich weit gespannt. Der Zusammenhang, wenn auch eher rhetorischer Natur, ist aber unleugbar gegebenen, denn nicht umsonst hat ein Vogel mit dem Namen *Bunt*specht zu einem Beitrag inspiriert, der mit der Mimikry rechtsextremer Akteur:innen endet. Ein Vogel, gekleidet in Schwarz, Weiß, Rot. Das sind Farben, die in Deutschland aus historischen Gründen in dieser Kombination belastet sind. Und die leider aktuell von Einigen mittels eines kleinen Bisschens vorgetäuschter ‚Buntheit' durch die Hintertüre wieder einzuführen versucht werden.

Severin Sales Rödel

Quellenverzeichnis

Andresen, Sabine (2018): Rechtspopulistische Narrative über Kindheit, Familie und Erziehung. Zwischenergebnisse einer ‚wilden' Recherche. In: Zeitschrift für Pädagogik 64(6), S. 769–787 • Debus, Katharina (2015): Du Mädchen! Funktionalität von Sexismus, Post- und Antifeminismus als Ausgangspunkt pädagogischen Handelns. In: Stuve, Olaf (Hrsg.): Geschlechterreflektierte Pädagogik gegen Rechts. Opladen: Barbara Budrich, S. 83–99 • Lind, Amy (2014): „Out" in international relations: why queer visibility matters. In: International Studies Review 16(4), S. 601–604 • Rödel, Severin Sales (2023): Rechtsalternative Thematisierungen von Bildung und Erziehung. Diskursanalytische Perspektiven auf gesellschaftliche, politische und kulturelle Narrative. In: Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation 43(4), S. 391–407 • Salzborn, Samuel (2020): Rechtsextremismus. Erscheinungsformen und Erklärungsansätze. Baden-Baden: Nomos • Tihelka, Erik/Engel, Michael S./Huang, Diying/Cai, Chenyang (2020): Mimicry in cretaceous bugs. In: iScience 23(7), S. 101–120 • Zahner, Volker/Wimmer, Norbert (2019): Spechte & Co. Sympathische Hüter heimischer Wälder. Wiebelsheim: AULA-Verlag.

Burnout, das [ˈbœːnˌʔaʊ̯t]

Das moderne Individuum kommt auf dem heutigen Arbeitsmarkt nicht ungeschoren davon: Wir leben in diesen Zeiten in einer ‚Leistungsgesellschaft'. Das bereitwillige, ambitionierte Streben nach Selbstoptimierung und -überbietung gilt als tugendhaft. Das ausufernde Wetteifern um immer bessere Positionen, mehr Wohlstand und Status scheint für viele Sinn und Zweck des Lebens zu sein. Daher kann man sich kaum dem zunehmenden Anpassungsdruck an die sich rasch wandelnden Erfordernisse des Arbeitsmarktes entziehen (Rosa 2016; Cabanas/Illouz 2019). Das Burnout-Syndrom ist somit nicht irgendeine seelische Erkrankung unter vielen, sondern ein Menetekel auf individueller wie sozialer Ebene. Womit genau haben wir es aber zu tun?

Wenn ein → Begriff an Unis, an Stammtischen, in Talkshows und auf der Therapiecouch gleichermaßen etabliert und bekannt ist, müsste doch eigentlich klar sein, worüber man spricht, oder nicht?

Burnout ist demnach das Resultat von zu viel Arbeit, von Überanstrengung, von einer dysfunktionalen Haushaltung mit den eigenen Energieressourcen. Zu kurze Erholungsphasen bei zu langen und Intensiven Arbeitseinheiten. Man hat es zu gut gemeint und zu viel erwartet – mit und von dem Unternehmen und mit und von einem selbst. Man hatte dem Club der Leistungselite angehört, wurde dann aber plötzlich zur Kasse gebeten und bezahlte die Mitgliedschaftsgebühr mit der eigenen Gesundheit. Arbeitszeit und erledigte To-Dos waren zu hoch bzw. zu viel; Freizeit und Ausgleich sind zu kurz gekommen. Das bekannte → Bild des Strohfeuers wird bemüht: zunächst brennt man lichterloh für etwas, dann ist man ausgebrannt. Man hat eine arbeitsplatzbezogene Depression. Was man einst zu viel gemacht hat, macht man jetzt zu wenig – einfach deshalb, weil man nicht mehr kann und weil selbst die einfachsten Tätigkeiten zu viel des Guten sind (Burisch 2014, S. 26ff). Was dann?

Im Resilienz-Seminar lernt man die praktische Umsetzung dessen, was man im Achtsamkeits-Ratgeber liest: mehr auf sich aufpassen, auf den eigenen Körper und die eigenen Gefühle hören, mit etwas weniger zufrieden sein, nicht mehr wild und ungestüm brennen wie ein Flammenwerfer, sondern langfristig effizient leuchten wie eine Energiesparlampe.

Dieses Common-Sense-Wissen wird durch wissenschaftliche Definitionsversuche bestätigt und ergänzt: Burnout ist ein dauerhafter, negativer, arbeitsbezogener Seelenzustand „normaler" Individuen. Er ist in erster Linie von Erschöpfung gekennzeichnet, begleitet von Unruhe und Anspannung (*distress*), einem Gefühl verringerter Effektivität, gesunkener Motivation und der Entwicklung dysfunktionaler Einstellungen und Verhaltensweisen bei der Arbeit. Diese psychische Verfassung entwickelt sich nach und nach, kann für den betroffenen Menschen aber lange unbemerkt bleiben. Sie resultiert aus einer Fehlpassung von Intentionen

und Berufsrealität. Burnout erhält sich wegen ungünstiger Bewältigungsstrategien, die mit dem Syndrom zusammenhängen, oft selbst aufrecht (Schaufeli/Enzmann 1998, S. 36).

Ist die Krankheit damit korrekt und komplett erklärt? Und wer ist nun verantwortlich? Das überengagierte Individuum oder die kapitalistische Berufsrealität?

Fangen wir traditionell soziologisch mit einer kritischen Betrachtung sozialer Strukturen an. Eine grundlegende Ursache der Omnipräsenz Ausgebrannter ist die Verlagerung der Verantwortlichkeit von der Unternehmensebene auf das Individuum (Hardering/Wagner 2019; Cabanas/Illouz 2019). Dieser Prozess liegt bereits implizit der Definition von Burnout als Individualerkrankung zugrunde. Gemäß dieser Sichtweise hat die einzelne Person zu wenig auf sich selbst achtgegeben oder durch ein mangelhaftes Zeit- und Ressourcenmanagement zu viel zur Erreichung der betrieblichen Ziele investieren müssen, was mittelfristig zur Erkrankung führte. Problematische Anforderungen, die an die Mitarbeiter:innen gestellt werden, können so verschleiert werden: Zwang zur Flexibilität (Sennett 1998), zur unternehmerischen Selbstdarstellung (Voß/Pongratz 1998) und zum Emotionsmanagement (Hochschild 2006). Demnach ist das Abdriften in ein Burnout eine logische Konsequenz aus dem Zusammenspiel aus unternehmerischen Anforderungsstrukturen mit einem problematischen Umgang der Belegschaft mit selbigen.

Hinzu kommen paradoxe Anforderungen, die ein hohes Entfremdungspotential mit sich bringen: Weil eine ganze Menge an intrinsischer Motivation eingefordert wird, diese aber hinsichtlich vieler Tätigkeiten kaum realisierbar ist, sind Arbeitnehmer:innen, um nicht negativ aufzufallen, dazu gezwungen, sich selbst und anderen positive Emotionen vorzuspielen. Ebenso widersprüchlich ist es, dass Individuen autonom, motiviert, kreativ und selbstständig der eigenen Tätigkeit nachgehen sollen, gleichzeitig aber am Ende nicht nur trotzdem die vorgegebenen Ziele erfüllen müssen, sondern darüber hinaus noch Werte, Ansichten und Normen der Unternehmenskultur internalisieren sollen. Dies kann dann tatsächlich in Erschöpfung münden und Gefühle der Ohnmacht erzeugen.

Liegt es also letztlich doch gar nicht am eigenen Drang zur Überarbeitung, dass man an Burnout erkrankt? Ist einmal mehr der Kapitalismus schuld? Betrachten wir die andere Seite. Welche Beteiligung ist dem Individuum anzurechnen?

Tatsächlich ist das Burnout-Syndrom nicht erschöpfend erklärt, wenn man schlicht unterstellt, dass zu viel und zu hart gearbeitet wird. In gewisser Hinsicht muss man narzisstische, egoistische Bedürfnisse der Individuen miteinbeziehen, um überhaupt verstehen zu können, wieso jemand bereitwillig so viel (mehr) arbeitet.

So kann man sich mittels Burnouts nur zu gut in die Opferrolle begeben, wenn sich die eigene Karriere nicht in die gewünschte Richtung entwickelt. Hätte man kein Burnout, würde man sich vielleicht schlicht als Versager:in fühlen. Die

Erkrankung deutet das eigene, beharrliche, allen Warnungen trotzende Verhalten um in ein heroisch-tugendhaftes Streben nach Leistung und Aufopferungsbereitschaft. Nicht zu schaffen, was man sich vorgenommen hat, ist dann nicht peinlich, sondern verleiht dem Opfer eine besondere Auszeichnung – ein „Verwundetenabzeichen" (Schmidbauer 2012, S. 159). „Wer ausgebrannt ist, muss zuvor für etwas gebrannt haben, was die Erkrankung vom Stigma des individuellen Versagens befreit" (Neckel/Wagner 2014, S. 8).

Was lässt sich nun über Burnout sagen, wenn man Betroffene einerseits als Opfer ökonomischer Wettbewerbsstrukturen und sozialer Selbstoptimierungsnormen betrachtet, andererseits aber auch feststellen muss, dass egoistische, narzisstische Selbsterhöhungsfantasien und überzogene Erwartungshaltungen an sich und das Leben eine Rolle spielen?

Diese beiden Seiten lassen sich auf einen gemeinsamen Nenner bringen, wenn man das Burnout-Syndrom als eine dysfunktionale, sich selbst schädigende Form von individueller Selbstfürsorge interpretiert, die typischerweise in der kapitalistischen Wettbewerbsgesellschaft auftritt. Individuen neigen demnach häufig dazu, ihre seelische Gesundheit und Lebenszufriedenheit in der Akkumulation von Wohlstand, im ausufernden Konsum oder in der unaufhörlichen Verbesserung ihres gesellschaftlichen Status zu suchen, weil sie der kapitalistischen Selbstoptimierungs- und Selbstverwirklichungsideologie folgen und so häufig überzogene Erwartungen an das Leben haben, die meistens irgendwann zwangsläufig scheitern müssen. Wenn das versprochene Glück durch ein ‚Immer-mehr-und-mehr-von-allem' ausbleibt, könnte man entweder die gesellschaftlichen Imperative an sich hinterfragen, einräumen, dass man selbigen auf den Leim gegangen ist oder jene nach wie vor unangetastet lassen, dafür aber zugeben, dass man es selbst einfach nicht schafft, den Standards zu genügen – und somit selbst schuld ist. Dies dürfte sich äußerst unangenehm anfühlen.

Daher tritt oft eine weitere problematische Form der Selbstfürsorge auf: der Schritt in das Burnout. Das „NEIN", das man seiner Arbeit entgegenbrüllt, entspringt häufig weder einer Systemkritik noch ist es verknüpft mit einer langfristigen fundierten Ablehnung der Versprechen ‚Glück durch Leistung' und ‚Identität durch Status'. Vielmehr hängt es eng zusammen mit der trotzigen Behauptung, dass man sich einfach zu viel von allem zumutete, weil man es einfach zu gut meinte mit sich und der Welt. Letztere hat demgemäß trotz der unermesslichen Mühen nicht den erwünschten Output geliefert und an dieser empfundenen Ungerechtigkeit hat das Individuum zu nagen. Sich um sich selbst zu kümmern, bedeutet in diesem Zusammenhang also nicht zwangsläufig eine (eigentlich naheliegende, aber dem Ego zuwider argumentierende) Neuausrichtung des eigenen (Berufs)Lebens inklusive einer Neueinschätzung der eigenen Wirkungsmacht und Selbstwirksamkeit im Allgemeinen, sondern führt eher zu einer Teilnahme am Resilienzseminar, um schlussendlich irgendwann wieder in dieselbe Richtung sprinten zu können – nur dieses Mal mit einer ‚gesünderen' Einteilung der eigenen

Kräfte. Man ist folglich an einer problematischen Form der Selbstfürsorge – der Selbstoptimierung – erkrankt und ebendiese Erkrankung kann wiederum eine genauso problematische Form der Selbstfürsorge sein, wenn sie vom betroffenen Individuum interpretiert wird als Resultat eines grundsätzlich heldenhaften, aber eben zu hohen Einsatzes für eine an sich richtige Sache.

Benjamin Wannenmacher

Quellenverzeichnis

Burisch, Matthias (2014): Das Burnout-Syndrom: Theorie der inneren Erschöpfung – Zahlreiche Fallbeispiele – Hilfen zur Selbsthilfe. Berlin/Heidelberg: Springer • Cabanas, Edgar/Illouz, Eva (2019): Das Glücksdiktat und wie es unser Leben beherrscht. Berlin: Suhrkamp • Hardering, Friedericke/Wagner, Greta (2019): Vom überforderten zum achtsamen Selbst? Zum Wandel von Subjektivität in der digitalen Arbeitswelt. In: Thomas Fuchs/Iwer, Lukas/Micali, Stefano (Hrsg.) Das überforderte Subjekt: Zeitdiagnosen einer beschleunigten Gesellschaft. Berlin: Suhrkamp, S. 258–278 • Hochschild, Arlie Russel (2006): Das gekaufte Herz: Die Kommerzialisierung der Gefühle. Erweiterte Neuausgabe. Frankfurt/Main: Campus • Neckel, Sighard/Wagner Greta (2014): Einleitung: Leistung und Erschöpfung. In: Neckel, Sighard/Wagner Greta (Hrsg.) Leistung und Erschöpfung: Burnout in der Wettbewerbsgesellschaft. Berlin: Suhrkamp, S. 7–25 • Rosa, Hartmut (2016): Resonanz: Eine Soziologie der Weltbeziehung. Berlin: Suhrkamp • Schaufeli, Wilmar B./Enzmann, Dirk (1998): The Burnout Companion to Study and Practice: A Critical Analysis. London: Taylor & Francis • Schmidbauer, Wolfgang (2012): Mehr Hofnarr als Hofrat: Über die Krisen der Psychotherapie. In Kursbuch 170, „Krisen lieben". Hamburg: Murmann, S. 150–173 • Sennett, Richard (1998): Der flexible Mensch: Die Kultur des neuen Kapitalismus. Berlin: Berlin Verlag • Voß, G. Günter/Pongratz, Hans J. (1998): Der Arbeitskraftunternehmer: Eine Neue Grundform der Ware Arbeitskraft? Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 50(1), S. 131–158.

Bürokratie, die [byʁokʁaˈtiː]

„Das Wort ‚Bürokratie' kommt aus dem Französischen. Es beschreibt, wie wichtige Vorgänge im Staat ablaufen. In einer Bürokratie ist alles genau geregelt und streng geordnet, jeder hat seine klar umschriebene Aufgabe. Vorschriften legen genau fest, wie gehandelt werden muss. Kein Mitarbeiter einer solchen Verwaltung wird etwas tun, wofür er nicht zuständig ist. Die sogenannten Dienstwege werden strikt eingehalten, jeder Vorgang wird in den Akten genau und lückenlos festgehalten" (Schneider/Toyka-Seid 2023) – so einfach lässt sich der leidliche Tatbestand für junge Menschen erklären.

Selbst in der Bürokratiemühle verhaftet, sorgen die von der Organisation festgelegten Regeln und Verfahrensschritte aber häufiger für große Frustration, muss man doch immer wieder Anträge schreiben, die dann ggf. abgelehnt, umgeschrieben oder um ein weiteres oder mehrere Formulare ergänzt werden müssen. Selbst im Prozess der Bürokratie gefangen, schweift man gerne ab und schaut

sich zum wiederholten Male auf YouTube das „Haus, das Verrückte macht" aus dem Film „Asterix erobert Rom" (1976) an. Das ist besser und spaßiger, als die geforderten Formulare richtig auszufüllen und zur richtigen Zeit an die richtige Stelle zu senden und erklärt so schön, wie man sich fühlt und was man am liebsten machen würde, um mit seinem Anliegen voran zu kommen.

Im Film müssen Asterix und Obelix als eine von zwölf Prüfungen „Eine Formalität verwaltungstechnischer Art" lösen. Sie müssen als achte Aufgabe den Passierschein „A 38" besorgen, den sie angeblich am Schalter 1 erhalten. Nun werden sie im Haus von einem Schalter zum nächsten geschickt und sind kurz davor, selbst verrückt zu werden, als Asterix ein schlauer Trick einfällt. Er beschließt den Spieß umzudrehen und die Beamten mit ihren eigenen Waffen zu schlagen. Also fragt er am Schalter 1 nach dem Passierschein „A 39", der angeblich im neuen Rundschreiben „B 65" festgelegt sei. Die Beamtin, ganz verwirrt von der nicht bekannten Nachricht, macht sich nun selbst auf die Suche nach dem neuen Schreiben und klopft dabei an verschiedene Türen der Behörde. Immer mehr Beamte schließen sich ihr an, so dass am Ende das gesamte Haus auf den Beinen ist und in ihrer Suche selbst verrückt wird. Schließlich erhalten Asterix und Obelix vom Präfekten des Hauses, der gerade versucht das Chaos zu beschwichtigen, den gewünschten Schein und absolvieren damit erfolgreich die gestellte Aufgabe. Die Szene ist eine gelungene Persiflage auf bürokratisches Tun, das einem manchmal ganz schön auf die Nerven gehen kann.

Das bürokratische Tun muss man aber nicht ausschließlich negativ sehen. Max Weber fasste, post mortem 1922 durch seine Frau herausgegeben, die bürokratische Ordnung als *die* Institution des modernen Staates. Sie verfolge einen „unpersönlichen *sachlichen* Zweck" (Weber 2005, S. 160) mit einer „rein *technische[n]* Überlegenheit über jede andere [organisatorische] Form" (ebd., S. 185). Sie arbeite diszipliniert (ebd., S. 209), rational (ebd., S. 188), normorientiert (ebd., S. 196), präzise (ebd., S. 212), „‚ohne Ansehen der Person' nach *berechenbaren Regeln*" (ebd., S. 186). Beamte arbeiteten mit „Präzision, Schnelligkeit, Eindeutigkeit, Aktenkundigkeit, Kontinuierlichkeit, Diskretion, Einheitlichkeit, [in] straffe[r] Unterordnung, [mit] Ersparnis an Reibungen, sachlichen und persönlichen [geringeren] Kosten" (ebd., S. 185). Durch „die Ausschaltung von Liebe, Haß und allen rein persönlichen, überhaupt allen irrationalen, dem Kalkül sich entziehenden Empfindungselementen [gelingt die] […] Erledigung der Amtsgeschäfte […]. Statt des durch persönliche Anteilnahme, Gunst, Gnade, Dankbarkeit bewegten Herren der älteren Ordnungen" seien Beamte streng ‚sachlich' orientierte Fachmänner (heute auch -frauen), die auf der Grundlage von ‚Gesetzen' arbeiten (ebd., S. 187).

Und noch einen Vorteil habe, Weber zufolge, das bürokratische Beamtentum: „Eine einmal voll durchgeführte Bürokratie gehört zu den am schwersten zu zertrümmernden sozialen Gebilden. Die Bürokratisierung ist *das* spezifische Mittel, ‚Gemeinschaftshandeln' in rational geordnetes ‚Gesellschaftshandeln' zu

überführen. Als Instrument der ‚Vergesellschaftung' der Herrschaftsbeziehungen war und ist sie daher ein Machtmittel allerersten Ranges für den, der über den bürokratischen Apparat verfügt. […] Wo die Bürokratisierung der Verwaltung einmal restlos durchgeführt ist, da ist eine praktisch so gut wie unzerbrechliche Form der Herrschaftsbeziehungen geschaffen. Der einzelne Beamte kann sich dem Apparat, in den er eingespannt ist, nicht entwinden." Der Bürokratie inhärent ist ein „rastlos weiterlaufender Mechanismus, der ihm eine im wesentlichen gebundene Marschrute vorschreibt" (ebd., S. 208).

Klar, eine „[b]ürokratische Verwaltung ist ihrer Tendenz nach stets Verwaltung mit Ausschluß der Öffentlichkeit. Die Bürokratie verbirgt ihr Wissen und Tun vor der Kritik, soweit sie irgendwie kann" (ebd., S. 215), sie hat ihre „Amtsgeheimnisse" (ebd., S. 217), aber sie funktioniert. Und sie ermöglicht es auch besitzlosen Schichten, durch laufbahngerechte → Bildung im Staatsapparat in sozial einflussreiche Schichten aufzusteigen (ebd., S. 220). Die benötigte Bildung – so Weber weiter – bedeutet natürlich nicht kulturelle Bildung, es geht nicht darum, sich in der Literatur, Philosophie, Kunst oder Musik auszukennen (Schwanitz 2002), sondern es geht um das Erlernen von Fachwissen i. S. rationaler ‚Sachlichkeit' (Weber 2005, S. 229). Denn als Beamter – sei es als Polizist:in, Lehrer:in oder als Richter:in – führt man im öffentlich-rechtlichen Dienst für die Bundesrepublik geordnet seine standesgemäße Tätigkeit aus. Dafür muss man keinen Goethe, keinen Mozart und keinen Molière kennen. Dafür muss man die Gesetze anwenden, in Akten niederschreiben, abheften und durchsetzen. Als Gegenleistung erhält man seinen regelmäßigen Lohn und seine Pension (ebd., S. 168), ist – zumindest im gehobenen ‚ständischen' Dienst – hoffentlich sozial geschätzt (ebd., S. 161), aber öfter eben auch gehasst. Denn ein:e Bürokrat:in schaut aus der eigenen Fachexpertise auf den Vorgang. Und häufiger als gewünscht erhält man Antworten, wie „das überschreitet meine Kompetenzen. Wenden Sie sich bitte an XY" oder das ist „unter dem Gesichtspunkt der Wirtschaftlichkeit und Sparsamkeit so nicht möglich", „das ist aus haushaltsrechtlichen Gründen ausgeschlossen", das „entspricht nicht den Bewirtungsrichtlinien" und das ist aus „personalrechtlichen Gründen nicht umsetzbar. Leider müssen wir Ihren Antrag ablehnen." Kafka lässt grüßen.

Solche Antworten verunmöglichen natürlich gut gemeinte Innovationsideen, frustrieren und machen teilweise wütend. Werden sie mehr, steigert sich der Wunsch danach auszusteigen. Vielleicht hilft es aber auch, die Verwaltung anzupassen, an die auf Flexibilität pochende Realität. Und so schließen wir mit dem Lexikoneintrag für junge Menschen, mit dem wir begonnen haben und erklären für jedermann und jederfrau verständlich: „Eine Verwaltung, in der viel Bürokratie herrscht, ist oft starr und unbeweglich. Das verärgert sehr oft die Bürger. Daher gibt es in den letzten Jahren in den staatlichen Stellen immer wieder Überlegungen, wie man die Verwaltungen besser, das heißt beweglicher,

schneller und ‚bürgernah' machen kann. Das nennt man Bürokratie-Abbau" (Schneider, Toyka-Seid 2023). Hoffen wir, dass sich entsprechende Institutionen dem anschließen und nicht – wie es manchmal scheint – das Gegenteil tun.

Irene Leser

Quellenverzeichnis

Goscinny, René/Uderzo, Albert/Watrin, Pierre (Regie) (1976): Asterix erobert Rom. Georges Dargaud • Schneider, Gerd/Toyka-Seid, Christiane (2023): Das junge Politik-Lexikon von https://www.hanisauland.de, Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung 2023 [abgerufen: 11.04.2023] • Schwanitz, Dietrich (1999): Bildung. Alles, was man wissen muß. München: Wilhelm Goldmann Verlag • Weber, Max (2005): Bürokratismus. In: Hanke, Edith/Kroll, Thomas (Hrsg.): Max Weber-Gesamtausgabe. Band I/22,4: Wirtschaft und Gesellschaft. Herrschaft. Tübingen: Mohr Siebeck, S. 157–234.

Bus, der [bʊs]

Es gibt verschiedene Arten von Bussen: den Linienbus, den Fernbus, den Tourbus, aber eben auch den Karrierebus, den Impfbus, den Blutspendebus oder den → Bibliotheks-Bus. Die ADAC Stiftung empfiehlt für Schulkinder gar die Einrichtung von Laufbussen. In Begleitung eines Erwachsenen sollen damit bis zu zwölf Kinder auf einer festgelegten „Buslinie" mit fest vereinbarten „Haltestellen" mehr Spaß auf ihrem Schulweg haben, in ihrer Selbstständigkeit, Gesundheit und Konzentration, ihrer Sozialkompetenz gefördert werden und gleichzeitig zu kompetenten Verkehrsteilnehmenden werden, die sicher zur Schule und wieder nach Hause finden. Zum anderen soll durch das Zu-Fuß-Gehen der allmorgendliche Verkehrsstau vor den Grundschulen verringert werden, da Kinder, die zur Schule laufen oder mit dem Fahrrad fahren, nicht mit dem „Elterntaxi" vor der Schule abgeliefert werden und auch noch etwas „für die Umwelt tun". Zur Umsetzung stellt der ADAC passende Materialien, z. B. Vorlagen für Laufbusschilder zur Gestaltung der Laufbusstrecke oder Elterninformationen, bereit (ADAC Stiftung o. J.).

Liegt die Schule in Laufnähe, mag sich der Laufbus anbieten, aber für längere Strecken kommt dann – neben anderen Transportmitteln wie dem Fahrrad, dem Roller oder dem Auto – der Schulbus zum Einsatz. Auf deutschen Straßen werden als Schulbus oft umfunktionierte Linienbusse eingesetzt, die gerade in ländlicheren Regionen den Transport der Schüler:innen von ihrem Zuhause bzw. einer designierten Haltstelle zur Schule und zurück übernehmen. Die nordamerikanische Variante ist dagegen spektakulärer, denn sie ist schon von Weitem an ihrem charakteristischen Farbton *National School Bus Glossy Yellow* erkennbar.

Dabei hatte der Schulbus nicht immer diese auffällige gelbe Farbe. Seine ersten Vorläufer wurden in den USA in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eingesetzt, damals in Form von pferdegezogenen Kutschen, den sogenannten „kid hacks", in denen bis zu 20 Schulkinder aus ländlichen Gegenden in die nächstgelegene einklassige Schule gebracht werden konnten. Die ersten dezidiert für den Transport von Schulkindern gebauten Fahrzeuge wurden „school cars" genannt. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurden dann auch motorisierte Fahrzeuge eingesetzt. Seine schon von Weitem erkennbare Farbe erhielt der Schulbus als Ergebnis einer 1939 abgehaltenen Konferenz, bei der sich an der Columbia University in New York City Delegierte aus den Bildungssystemen der verschiedenen Bundesstaaten sowie Vertreter der Automobilindustrie trafen und neben der einheitlichen Farbe der Fahrzeuge auch über 40 weitere Produktions- und Sicherheitsstandards für Schulbusse festlegten (Representatives of the Forty-Eight State Education Departments 1939).

In den USA werden heute verschiedene Ausführungen des Schulbusses gebaut, die vom kleinen Typ A mit einer Kapazität von höchstens 30 Passagieren bis zum größten Typ D, der ca. 90 Fahrgäste transportieren kann, reichen. Das Interieur der Busse ist schlicht: ausgestattet mit einfachen Sitzreihen, die durch einen schmalen Gang voneinander getrennt sind, sitzen meist – abhängig vom Alter – zwei bis drei Schulkinder nebeneinander in einer Sitzbank. Die Sicherheitsvorschriften für die innere und äußere Gestaltung der Busse werden seit 1973 von der bundesstaatenübergreifenden National Highway Traffic Safety Administration (NHTSA) geregelt. Davor oblag es den Herstellern der Busse, die Einhaltung der Produktions- und Sicherheitsstandards zu gewährleisten. Die Sicherheitsausstattung der Busse wurde spätestens mit der Übernahme der Zuständigkeit durch die NHTSA geregelt und es gibt detaillierte Vorgaben zu den Spiegeln, Notausgängen und dem elektrischen Sicherheitsarm, der ausgefahren wird, damit die Schüler:innen, die den Bus verlassen, genug Abstand vom Bus halten und nicht in die *danger zone*, den toten Winkel geraten, in dem sie nicht vom Fahrer bzw. von der Fahrerin gesehen werden können.

Da es so umfangreiche Vorkehrungen und Vorschriften gibt, die für die Sicherheit der Fahrgäste sorgen sollen, verwundert es umso mehr, dass es in vielen Schulbezirken keine Vorschrift über das Tragen eines Sicherheitsgurts gibt: Unter den 50 Bundesstaaten gibt es nur sehr wenige, in denen ein Gurt zur vorgeschriebenen Ausstattung gehört. Allerdings soll der geringe Abstand zwischen den Sitzreihen dafür sorgen, dass die Insassen im Bus in ihren Sitzen gesichert sind. Eine Persiflage der Sicherheitsvorkehrungen findet sich in den Darstellungen des Schulbusses der Springfield Elementary School in der Serie „Die Simpsons", in der Bart und Lisa Simpson und ihre Mitschüler:innen mit einem z. T. sehr abenteuerlich ausgestatteten Bus zur Schule oder zu Schulausflügen gefahren werden: So müssen die Kinder, die in den Fenstersitzen sitzen, z. B. ihre Jacken aus dem Bus halten, um wie durch einen Fallschirmeffekt das Bremsmanöver zu

unterstützen. Hinzu kommt der (fahr)lässige Fahrstil des Busfahrers Otto Mann, der nicht unbedingt zu einer entspannten Busfahrt beiträgt. Trotz dieser überspitzten Darstellung gilt der Schulbus in den USA, und auch laut der Deutschen Verkehrswacht, als das sicherste Verkehrsmittel für den Schulweg (Deutsche Verkehrswacht 2008).

Neben den Argumenten, die für die Sicherheitsaspekte des Schulbusses gegenüber anderen Transportmitteln genannt werden, werden auch soziale Aspekte angeführt. Nicht nur das sichere Zur-Schule-Kommen spielt eine Rolle, sondern auch, dass dieses in einer sozialen Gemeinschaft stattfindet. An jedem Schultag fährt der Schulbus die gleiche Strecke und kommt zur gleichen Zeit an den verschiedenen Haltestellen an. Nachdem man den Bus betritt und den Fahrer bzw. die Fahrerin begrüßt hat, setzt man sich auf seinen zugewiesenen Platz und hat so jeden Morgen die gleiche Sitznachbarin bzw. den gleichen Sitznachbarn. In den Morgenstunden ist es meist ruhig im Schulbus, die noch müden Schulkinder dösen vor sich hin oder unterhalten sich leise. An der Schule angekommen, steigen alle einigermaßen geordnet aus und laufen zu ihren Klassenzimmern.

Ganz anders sieht es auf dem Rückweg nach Hause aus. An vielen Schulen sind die Abfahrtszeiten der Busse in Wellen angeordnet, da nicht alle Schulbusse gleichzeitig abfahren können. Als Schüler:in muss man also seine Welle und die Nummer des Schulbusses kennen, ansonsten verpasst man den Bus und bleibt in der Schule und die Eltern müssen angerufen und gebeten werden, das Kind abzuholen.

Geht die Rückfahrt dann los, erlebt man eine ganz andere Situation als am Morgen: Aufgeregt, dass der Schultag vorbei ist, steigen die Kinder ein, setzen sich neben ihre Freund:innen (die Sitzanordnung vom Morgen ist häufig aufgehoben), reden – meist lautstark – über die Dinge, die am Tag passiert sind. Manchmal muss der Busfahrer oder die Busfahrerin eingreifen, wenn es zu laut oder trubelig wird. Wie auch im Klassenzimmer üblich, sind insbesondere die hinteren Sitzreihen beliebt. Dort werden Spiele gespielt, Geschichten erzählt, Erlebtes ausgetauscht, Dinge gezeigt.

Im Schulbus selbst gibt es bestimmte Verhaltensregeln, die auf die gebotene Vorsicht beim Ein- und Aussteigen hinweisen, festlegen, dass die Kinder zu allen Zeiten in ihren Sitzen bleiben sollen und in Zimmerlautstärke reden, und bestimmen, dass die Busfahrerin bzw. der Busfahrer weisungsberechtigt ist. Diese Regeln werden sowohl durch Informationen in den Bussen als auch durch die Schule vermittelt, z. T. mithilfe von beeindruckend dramatischen Lehrfilmen. Gerade die in den 1970er und 1980er Jahren erschienenen Lehrfilme, die mit so eindrücklichen Titeln wie *Death Zones* (1975) oder *And Then It Happened* (1972) Schulkinder über die Gefahren von Regelverstößen beim Schulbusfahren informieren, zeigen die potentiell gefährlichsten Situationen, die bei der Nutzung des Schulbusses entstehen können: das Warten auf den Bus, das Ein- und Aussteigen und nicht-konformes Verhalten während der Fahrt. Illustriert

wurden die Risiken von abweichendem Schüler:innenverhalten mithilfe eines Erzählers, der in bedeutungsschwangerem Ton das Gezeigte kommentiert und so den dargestellten Szenen, die lebensgefährliche oder sogar tödliche Unfälle darstellen, eine zusätzliche Dramatik verleiht. So führte das kopflose Loslaufen eines Grundschulkindes zu seiner Mutter dazu, dass das Kind vom Schulbus überfahren wurde, da es sich im toten Winkel (also der *death zone*) befand. In einer anderen Szene führte das Mitbringen einer Ratte dazu, dass die Busfahrerin einen Unfall verursachte, als sie sich vor dem im Bus frei herumlaufenden Tier erschreckte. Neben dem durchaus realistisch wirkenden ersten Szenario finden sich also auch abenteuerliche Situationen in den Lehrfilmen zum Schulbusfahren, die nicht immer alltäglich sind. Was viele der Filme gemeinsam haben, ist die Form der pädagogischen Intervention, die sich in Sätzen wie „What was the mistake the children made in this situation?" äußert.

Wenn man statt des Schulbusses den – in Deutschland durchaus häufiger eingesetzten – Linienbus zur Schule nimmt, gibt es andere Regeln und Fragen, die man beachten muss: Beim Einsteigen muss man seinen Fahrausweis zeigen oder ein Ticket kaufen, beim Stehen in Türnähe ist darauf zu achten, dass man genug Abstand zur Tür hält, man muss auf die anderen Fahrgäste achten und bereit sein, seinen Platz einem anderen Fahrgast, z. B. einer Schwangeren oder einer älteren Person, anzubieten. Nimmt man immer den gleichen Linienbus zur Schule, trifft man vielleicht Mitschüler:innen oder Lehrkräfte, auf die man sich entweder freut oder die man lieber vermeiden möchte. So kann selbst ein Linienbus der öffentlichen Verkehrsbetriebe zu einem „Schulbus" werden.

Eine weitere bedeutende Rolle des eigens dafür eingesetzten Schulbusses kam ihm insbesondere im Zuge der Affirmative-Action-Maßnahmen, also der positiven Diskriminierung benachteiligter Bevölkerungsschichten in den USA, zu. Durch die Einführung von Busing-Programmen am Anfang der 1970er Jahre wurden Schulbusse zu Shutteln, die mit dem Ziel der Desegregierung von Schulen und Schulbezirken Schüler:innen zwischen den verschiedenen Stadtteilen und -gemeinden hin- und hertransportierten (Mills 1979). Damit wurde ihnen die Aufgabe der praktischen Umsetzung von Desegregierungsmaßnahmen mittels Austauschs von Schulkindern zwischen unterschiedlichen Schulen zuteil, die ohne ein ausgebautes Transportnetz schwer umzusetzen gewesen wäre. So transportierten Tausende von Schulbussen jeden Tag Kinder in eine andere Welt für den Schultag und brachten diese abends wieder zurück in ihre Wohngegenden, um so zumindest im Schulsystem eine Proportionalität zwischen den verschiedenen Bevölkerungsgruppen und Ethnien herzustellen, was zu langwierigen Debatten aus unterschiedlichsten Lagern führte (siehe z. B. Rubin 1972).

Zu welchen Zwecken und mit welcher Intention der Schulbus auch genutzt wird, wenn man ihn nach der eigenen Schulzeit betritt und insbesondere die nordamerikanische Variante erlebt, merkt man, dass man als erwachsene Person im wahrsten Sinne des Wortes an seine Grenzen stößt – und zwar mit den Knien.

Bei einem mehrstündigen Ausflug mit dem Schulbus spürt man, dass er für Schulkinder konzipiert wurde und für stundenlanges Fahren wenig angenehm ist. Da kann man die Kinder aus der Serie „Die Simpsons" vielleicht ein bisschen verstehen, wenn sie sich über die Wandertagsanreise mit dem Schulbus beschweren.

Fanny Isensee

Quellenverzeichnis

ADAC Stiftung (o. J.): Der Laufbus. In: https://verkehrshelden.com/artikel/kitaschule/laufbus [abgerufen: 21.05.2023] • Deutsche Verkehrswacht (2008): Schulbusse. In: https://deutsche-verkehrswacht.de/positionen/schulbusse/ [abgerufen: 22.05.2023] • Mills, Nicolaus (Hrsg.) (1979): Busing U.S.A. New York: Teachers College Press • Representatives of the Forty-Eight State Education Departments (1939): Minimum standards for school buses. Scranton: International Textbook Company • Rubin, Lilian B. (1972): Busing and backlash. Berkeley: University of California Press.

Bushaltestelle, die [bʊs|haltə|ʒtɛlə]

Die Bushaltestelle, auch Haltebucht, Haltestation, Haltestelle, Busstopp, Bustasche, Bushaltebucht, Bushaltestellenbucht oder kurz Busbucht genannt, ist ein mindestens mit einem Haltestellenschild, zum Teil auch mit einem Wartehäuschen ausgestatteter Ort entlang einer festgelegten Route des öffentlichen Personennahverkehrs (ÖPNV), der von Busfahrer:innen angefahren wird, um auf der Fahrstrecke Fahrgäste fahrplanmäßig zu- oder aussteigen zu lassen. Bushaltestellen sind neben U- und S-Bahn-, Tramhaltestellen oder DB-Stationen markante Schnittstellen zwischen dem ÖPNV, dem Fuß-, Fahrrad- oder Autoverkehr. Ihre gute Erreichbarkeit ist wesentliche Voraussetzung für einen attraktiven öffentlichen Nahverkehr. In der Regel führen Bushaltestellen einen individuellen Namen. Typischerweise sind es Umsteigplätze, z. B. zur U-, S-Bahn oder Tramlinie (z. B. S + U Alexanderplatz, U Seestraße, Zionskirchplatz), häufig werden sie nach markanten Plätzen benannt (z. B. Platz der Einheit, Invalidenpark, Fischerinsel), nach öffentlichen Einrichtungen (wie z. B. Kirche, Schwimmbad, Theater) oder tragen Namen nächstgelegener Querstraßen (Charlottenstr., Pflügerstr., Papierstr.).

Jede Buslinie hat mehrere Bushaltestellen sowie eine Start- und eine Endhaltestelle, mitunter auch eine Wendeschleife. Vor allem der Start und Endpunkt einer Buslinie liegt häufig irgendwo im Nirgendwo. Architektonisch sind die mit Wartehäuschen ausgestatteten Bushaltestellen meist nicht besonders attraktiv. Häufig sind es viereckige, eher langweilige Unorte aus Holz, Beton, Stahl oder Glas, gerne mit Graffitis, Schmierereien oder irritierenden Aufklebern

verunstaltet. Überdacht bieten sie – sind ihre schützenden Scheibe nicht gerade kaputtgeschmissen – meist einen Wetterschutz, an dem man zumindest eine gewisse Weile verweilen kann. Immer häufiger zeichnen sich die Sitzmöglichkeiten in einem Wartehäuschen aber durch eine sogenannte „defensive Architektur" aus. Verbaut werden nur noch selten Sitzbänke, die zum längeren Verweilen einladen. Meist sind es Sitzschalen, unebene Bänke mit Armlehnen oder einfach nur Sitzstangen aus Metall, die v. a. für ausruhwillige Obdachlose oder Suchterkrankte eine eher abschreckende Wirkung haben, weil es ihre Form unmöglich macht, sich für Stunden hinzusetzen oder gar hinzulegen (Gökkaya 2022). Architektonische Glanzlichter sind Bushaltestellen selten, obwohl sie es, wie das österreichische 1.000-Seelen-Dorf Krumbach deutlich macht, durchaus sein könnten. 2014 haben in der Vorarlberggemeinde mehrere renommierte Architekt:innen durchaus attraktive und individuell gestaltete Wartehäuschen geschaffen, so dass das dahinterstehende Projekt BUS:STOP mittlerweile mehrfach international ausgezeichnet wurde. Der einzige Auftrag, den die Architekt:innen durch die Gemeinde erhalten haben, war, dass das „Wartehüsle" einen Beitrag zur Vorarlberger Baukultur bieten soll. Zu sehen sind verschiedene Ausführungen des Auftrags, sei es in Form einer Metallkonstruktion, die an eine Bergspitze erinnert, eines an einen römischen Wachturm erinnerndes Häuschen, eines, das wie ein riesiger alter Fotoapparat aussieht, eines, das dem dahinterliegenden Tennisplatz in Form einer aus Stahlstangen und Holzstufen gestalteten Aussichtsplattform eine Tribüne bietet u. a. m. (Gager 2017).

In der Regel sind Wartehäuschen aber eher Unorte. Und trotzdem laden sie – ähnlich einer Tankstelle – gerne Kinder und Jugendliche zum Verweilen ein. An Tankstellen trifft man, der literarischen Aufarbeitung von Moritz von Uslar (2010, S. 299 ff.) zufolge, v. a. muskelbepackte junge Männer, entweder mit einer Fachausbildung als Maurer, Kellner, Bundeswehrsoldat oder Hartz-IV-Empfänger, v. a. aber mit einem PS-starken Auto ausgestattet, manchmal auch mit ihrer Freundin im Gepäck. An Bushaltestellen sind es hingegen meist Kinder oder Jugendliche ohne Führerschein. Es sind weniger die „Halbstarke[n]", „Rebels without a Cause" mit großer Leidenschaft für tiefergelegte, schnelle Autos, denen es ums „Saufen, Lachen, Fröhlichsein" geht und die sich in ihrer gefühlten Männlichkeit gegenseitig überbieten (von Uslar 2010, S. 310, 321), sondern Kinder und Jugendliche, die Lust am gemeinsamen Treffen außerhalb institutioneller → Betreuung haben. Denn an einer Bushaltestelle kann man sich – ist sie doch noch mit bequemen Sitzbänken ausgestattet – in der Regel länger aufhalten als an Tankstellen. Hier muss man nicht unbedingt Bier, Mixgetränke oder Bockwurst kaufen, sondern kann geschützt vom Regen seine Freunde treffen und ein mitunter aufregendes Umfeld erleben. Die Bushaltestelle ist für manche, die sich dort aufhalten, das „*Tor zur Welt*" (Reutlinger 2019, S. 87). Dank der ÖPNV-Anbindung können Kinder und Jugendliche unabhängig von ihren Eltern oder älteren Freunden in die Schule, zu Freizeitvereinen oder in die nahegelegene Stadt fahren. Die

Bushaltestelle kann aber auch den Charakter eines Wohnzimmers erhalten, in dem sich Kinder und Jugendlichen einfach aufhalten, dort sitzen, plaudern und die Zeit totschlagen (Reutlinger 2019). Man sieht die dort Sitzenden, wie sie an der Bushaltestelle ein- und aussteigenden Passanten, vorbeifahrenden Autos nachschauen, über ihr Leben, ihre Vergangenheit, gelegentlich auch ihre Zukunft und die Welt sprechen (vgl. hierzu die Serie „Warten aufn Bus"). Wenn die an der Bushaltestelle Sitzenden älter sind, sieht man sie auch rauchen, Bier trinken, Döner essen oder auf ihrem Smartphone Fußball schauen. In den Unterhaltungen werden – ähnlich wie an der Tankstelle – häufig vulgäre Witze gerissen, wird philosophiert, jungen Frauen im Minirock nachgepfiffen. Im nahegelegenen Späti wird neues Bier geholt, der gegenüberliegende Baum zur Entleerung der Blase verwendet. Gelegentlich sieht man, an einer Bushaltestelle vorbeilaufend oder vorbeifahrend, wie Obdachlose ihrer Körperpflege nachgehen, Bierflaschen sortieren, aus Plastikverpackungen ihr Sandwich essen oder auch in ihren Schlafsack gehüllt vor sich her dösen. Manchmal sind sie allein. Meist aber trifft man auf mindestens zwei, die gefühlt schon den ganzen Tag, wenigstens den Abend dort verbringen. Für die an der Bushaltestelle Verweilenden scheint die Haltebucht ein Sehnsuchtsort. Sie gibt ihnen die Möglichkeit, dem sie umgebenden Treiben nachzuschauen, sich verhältnismäßig ungestört dort aufzuhalten. Die Bushaltestelle ermöglicht ihnen auch ohne eigenes Auto, ohne eigenes Fahrrad wegzufahren, einfach in den Bus zu steigen, sich in einen anderen Kiez, in eine andere Stadt fahren zu lassen. Die an der Bushaltestelle Sitzenden scheinen auf dem Sprung und sind trotz dessen dort angewurzelt. Steigt man an solchen Bushaltestellen aus, wird man manchmal in ihre Gespräche integriert, nach der Uhrzeit oder ein paar Münzen gefragt. Zuweilen erinnert ihr Tun an die berühmt gewordene Szene aus dem Film *Forrest Gump* (1994), in der der Hauptprotagonist des Films, auf den → Bus wartend, unvermittelt einer neben ihm auf der Bank sitzenden Frau eine Praline aus seiner großen Pralinenschachtel anbietet und sie mit den Worten: „Meine Mama hat immer gesagt, das Leben ist wie eine Schachtel Pralinen – man weiß nie, was man kriegt" in ein Gespräch involviert. Manchmal lächelt man die dort Sitzenden an, begibt sich mit ihnen vielleicht sogar auf ihre geistige Reise. Beachtet werden sie aber selten. Sie bleiben zumeist unter sich oder allein, in ihrer selbst gewählten Wohnstube, mit Vorgarten und Sonnenstudio und so tröpfelt das Leben daher, an der Bushaltestelle, der Schnittstelle zwischen gefühlt dort Angewachsenen und dem Rest der Welt: den Pendlern, Pennälern, Passanten, die die Bushaltestelle zum Ein-, Aus- oder Umstieg verwenden oder für die die Bushaltestelle keine → Bedeutung hat.

Irene Leser

Quellenverzeichnis

Gager, Andreas: Bregenzerwald – 7 Bushaltestellen, die Krumbach berühmt machten. In: http://reiseerinnerung.bplaced.net/krumbach-bushaeuschen-wartehaeuschen/ [abgerufen: 11.09.2023] • Gökkaya, Hasan (2022): Metallspitzen, Bügel oder Kanten. Wie in Berlin Architektur gegen Obdachlose eingesetzt wird, rbb 24, 18.12.2022. In: https://www.rbb24.de/panorama/beitrag/2022/12/defensive-architektur-obdachlose-berlin-wohnungslose-stadt-design-ausgrenzung.html [abgerufen: 11.09.2023] • Kummer, Dirk (Regie) (2020): Warten auf'n Bus. Deutschland • Reutlinger, Christian (2019): Haltestelle. In: Hasse, Jürgen/Schreiber, Verena (Hrsg.): Räume der Kindheit. Ein Glossar. Bielefeld: transcript, S. 83–88 • Uslar, Moritz von (2010): Deutschboden. Eine teilnehmende Beobachtung. Köln: Kiepenheuer & Witsch GmbH & Co. KG • Zemeckis, Robert (Regie) (1994): Forrest Gump. USA.

Bildungsbegriffe, die es nicht ins Buch geschafft haben

Es gibt unzählig viele Bildungsbegriffe, die mit einem B anfangen. Nicht alle haben es in dieses Werk geschafft. Ein paar von ihnen sollen hier aber aufgeführt werden, um die Bandbreite des großen Bildungs-Bs zu verdeutlichen. Artikel hätten auch zu folgenden, in alphabetischer Reihenfolge aufgeführten Begriffen geschrieben werden können:

Babel, Babyblues, Babylon, Babysitter, Bacchanalien, Bachelor, Backenzahn, Backfisch, Bäckerei, Baklava, Bakterien, Backpfeife, Baculum, Bademeister, Baden, Baden-Württemberg, Badesee, Badewanne, Badminton, BAföG, Bagatelle, Bagatellschaden, Bahn, Bahnhof, Bahnhofsmission, Balance, Balanceakt, Ballaststoff, Baldrian, Balg, Balkendiagramm, Balkon, Ball, Ballade, Ballast, Bällebad, Ballerina, Ballhaus, Ballonfahrt, Ballungszentrum, Balsam, Balustrade, Balz, Bambule, Bammel, Banalität, Banause, Bändigung, Bandsalat, Bandwurm, Bank, Banküberfall, Bar, Bär, Baracke, Barbar, Barbarei, Bargeld, Bariton, Barock, Baron:in, Barre, Barista, Bart, Basketball, Bastard, Bastmatte, Batgirl, Batterie, Batzen, Bauch, Bauchgefühl, Bauchlandung, Bauen, Bauernfänger, Bauhaus, Bauernhof, Baum, Baumwolle, Baustelle, Bayern, Bazille, Beat, Beckenboden, Bedarf, Bedürfnis, Beeinträchtigung, Bedenken, Bedeutsamkeit, Bedeutungslosigkeit, Beduine, Befreiung, Befriedigung, Begegnung, Begehren, Begleitung, Beigeschmack, Beine, Beitrag, Beipackzettel, Begutachtung, Belanglosigkeit, Belästigung, Belastung, Benachteiligung, Benachteiligtenförderung, Bequemlichkeit, Bereich, Bergen-Belsen, Bericht, Berichtsystem, Berichtszeugnis, Berlin, Berlinale, Berücksichtigung, Beruf, Berufsbildung, Berufung, Berufungskommission, Berühmtheit, Beschäftigung, Beschäftigungssystem, Bescheidenheit, Beschimpfung, Beschleunigung, Beschreibung, Besserwisserei, Bestattung, Bestechung, Bestenliste, Bestimmung, Bestrebung, Besucher:in, Bergbau, Beton, Betäubungsmittel, Betrieb, Betriebsamkeit, Betriebstemperatur, Betrug, Bett, Betthäschen, Beurteilung, Beute, Bevölkerung, Bezugsperson, Bewerbungsverfahren, Bewegung, Bewegungskoordination, Bewunderung, Bewusstsein, Bezahlung, Bezirk, Bezugsnorm, BDM, Bibimbap, Biedermeier, Biene, Bienenstich, Biennale, Bier, Bierdeckel, Biest, Bifi, Bikini, Bi-Kulturalität, Bilderbuch, Bildergeschichte, Bildsamkeit, Bildtafeln, Bildersturm, Bildungsaufsteiger:in, Bildungsberichterstattung, Bildungsbeteiligung, Bildungsbürger:in, Bildungsexpansion, Bildungsfinanzierung, Bildungsföderalismus, Bildungsforschung, Bildungsgehalt, Bildungsgüter, Bildungshilfe, Bildungsideal, Bildungskapital, Bildungskatastrophe, Bildungskrise, Bildungslücke, Bildungsmittel, Bildungsnotstand, Bildungsökonomie, Bildungsphilister, Bildungsplan, Bildungspolitik, Bildungspraxis, Bildungsprivileg, Bildungsprozess,

Bildungsreform, Bildungsroman, Bildungssoziologie, Bildungssprache, Bildungsstandards, Bildungssystem, Bildungstheorie, Bildungstitel, Bildungstransfer, Bildungsurlaub, Bildungsverwaltung, Bildungswüste, Bildungszeit, Bildungsziel, Bilingualität, Billard, Billigflug, Binarität, Bi-Nationalität, Bindeglied, Bindung, Binsenweisheit, Biomarkt, Biopolitik, Bi-Polar, Bilsenkräuter, Biss, Bissigkeit, Bitch, Bitterfeld, Bittschrift, Blamage, Blase, Blasebalg, Blasiertheit, Blatt, Blattgold, Blaupause, Blauschimmel, Blasphemie, Blausäure, Blech, Blechbläser:in, Blechkuchen, Blei, Bleistift, Blended Learning, Blendwerk, Blindgänger, Blindheit, Blitz, Blitzableiter, Blockbuster, Blockunterricht, Blödelei, Blödsinn, Bloßstellung, Blut, Blutbad, Bob, Bock, Bockwurst, Boden, Bodenhaftung, Bodybuilding, Bogen, Bohrer, Bolschewismus, Bomben, Bommel, Bonanza, Bonus, Bonze, Bordell, Borkenkäfer, Börse, Bösewicht, Bosheit, Botanik, Botox, Bowling, Boxen, Boykott, Boytoy, Brachialgewalt, Brailleschrift, Brain-Drain, Brand, Branding, Brandung, Bratsche, Bratwurst, Brauchtum, Braukunst, Braunschweig, Brausepulver, Bredouille, Brei, Breitseite, Brentano, Brettspiel, Brexit, Bricolage, Brief, Briefing, Briefmarke, Brieftaube, Bringschuld, Brise, Brockhaus, Bronze, Brot, Brotarbeit, Brotgelehrte:r, Bruchlandung, Brücke, Brudervolk, Brühwürfel, Brunft, Brust, Brustvergrößerung, Brutalismus, Bruttosozialprodukt, B-Seite, Bubble, Buchlesung, Bude, Budgetierung, Buhmann, Bukkake, Bullen, Bulimie, Bumboclaat, Bumerang, Bummelbahn, Bund, Bundesagentur, Bundesliga, Bundesministerien, Bundesregierung, Bundesrepublik, Bundestag, Bundestrainer, Bundeswehr, Bungeespringen, Bunte, Buntschriftstellerei, Burg, Burger, Bürger:in, Bürgerbeteiligung, Burlesk, Büro, Burschenschaft, Buschfunk, Busen, Buster, Butler, Butter, Butterfahrt, Butterkeks u. v. a. m.

Die B-Welt steckt voller Bildung. Steigen Sie ein.

Beitragende

Audehm, Kathrin, Prof. Dr., geb. 1968, Professorin für Bildung und Heterogenität an der Universität zu Köln, Forschungsschwerpunkte: pädagogische Anthropologie, ethnographische Bildungs- und qualitative Sozialisationsforschung, Rituale und Gesten im pädagogischen Feld, pädagogische Autorität.

Aust, Robert, Dr. des., geb. 1981, ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Hochschulforschung (HoF), Halle-Wittenberg. Seine Forschungsschwerpunkte sind u. a. vergleichende Hochschulforschung, Disability Studies und Inklusion, Diskursanalysen und Subjektivierungsforschung.

Baader, Meike Sophia, geb. 1959, ist Professorin für Allgemeine Erziehungswissenschaft an der Universität Hildesheim. Ihre Forschungsschwerpunkte sind Historische Bildungsforschung; Geschlechterforschung; Geschichte von Kindheit, Jugend und Familie in der Moderne; Erziehung, Bildung und soziale Bewegungen; Bildungsgeschichte der DDR; Erinnerungskulturen und Bildung; Paradoxe Bildung und Gewaltgeschichte; Sexualisierte Gewalt in pädagogischen Kontexten.

Banhold, Lars, Dr., geb. 1982, Autor und Literaturwissenschaftler, Forschungsschwerpunkte: Comics, Afroamerikanische Literatur, Fiktionalisierungen.

Berndt, Daniel, geb. 1988, MSc Artificial Intelligence an der University of Edinburgh, selbstständiger Webentwickler.

Bohler, Karl Friedrich, geb. 1953, Studium der Soziologie und Philosophie. Im Ruhestand noch als Privatdozent am Fachbereich Gesellschaftswissenschaften der Goethe-Universität Frankfurt/Main tätig.

Böker, Arne, Dr., geb. 1985, wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Fachhochschule Potsdam, Forschungsschwerpunkte: Rechtfertigung von Begabtenförderung, Studienvorbereitung internationaler Studierender sowie Wissenstransfer zwischen Wissenschaft und Praxis.

Brämer, Martin, geb. 1986, Ausbildung zum Heilerziehungspfleger und Sonderpädagogen, Hobbymusiker und Bandmitglied seit ca. 15 Jahren, Studium für das Lehramt an Grundschulen, Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Humboldt-Universität zu Berlin (Institut für Erziehungswissenschaften), Forschungsschwerpunkte: Kultur des Digitalen, Materialität und Körperlichkeit, Lehrkräftebildung.

Chakkarath, Pradeep, Dr., geb. 1960; Studium der Philosophie und Geschichte, Promotion in Psychologie; Forschungsschwerpunkte: Kulturpsychologie der menschlichen Entwicklung, Geschichte und Wissenschaftstheorie der Psychologie.

Corsten, Michael, Dr., Prof., geb. 1961, ist Professor für Soziologie am Institut für Sozialwissenschaft der Universität Hildesheim. Forschungsinteressen: Praxis- und wissenssoziologische Theorien der Soziologie, Lebenslauf- und Generationsforschung, Interpretative Methoden der Sozialforschung.

Dausien, Bettina, Dr., Prof. i.R., geb. 1957, Sozial- und Bildungswissenschaftlerin, bis 2022 Professorin für Pädagogik der Lebensalter an der Universität Wien. Forschungsschwerpunkte: Theorien und Methoden der Biografieforschung, Bildung und Sozialisation im Lebenslauf, Geschlechterforschung, Interpretative Forschungsmethoden, Professionalisierung pädagogischer Praxis. Mitglied der Redaktion von BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen.

Fuchs, Christian, M.A., geb. 1979, ist Autor der Wochenzeitung *Die Zeit* und mehrerer Sachbuch-Bestseller im Rowohlt-Verlag. Er berichtet über Rechtsextremismus und die Neue Rechte, aber auch über Lobbyismus und sexuellen Machtmissbrauch.

Geschke, Sandra Maria, Dr., geb. 1982, lehrt und forscht als Wissenschaftlerin an der Schnittstelle zwischen Bildungs-, Sozial- und Kulturwissenschaften zu den Möglichkeiten aktiver Gesellschaftsgestaltung, narrativer (Stadt-)Raumschaffung und objektbasierten Wirkungsästhetiken sowie kunstbasierter Wissenschaftskommunikation. In ihrer eigenen Radiosendung „Nachgedacht – die Kultursprechstunde" sowie ihren wissenschaftspoetischen Alltagsreflexionen in Text und Bild beschäftigt sie sich mit Fragen an ein gelungenes Dasein im Sinne einer transdisziplinären Genussforschung.

Hamann, Julian, Dr. Jun-Prof., geb. 1982, Soziologe und Juniorprofessor für Hochschulforschung an der Humboldt-Universität zu Berlin. Forschungsschwerpunkte: Karrieren, Bewertungen und Disziplinen in Wissenschaft und Hochschule.

Herma, Holger, Prof. Dr., geb. 1964, ist Professor für Soziologie am Institut für Sozialwissenschaft der Universität Hildesheim. Studium der Soziologie, Philosophie und Psychologie in Frankfurt/Main und Berlin. Forschungsschwerpunkte: Mikrosoziologische Ansätze der Sozialforschung, Soziologie des Subjekts, Habitus-Analyse.

Holderberg, Per, Dr., geb. 1987, Studium der Politikwissenschaft, Soziologe und Selecta, Partizipations-, Generations- und Hochschulforschung.

Isensee, Fanny, M.A., geb. 1988, Studium der Erziehungswissenschaften und Englisch, wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Humboldt-Universität zu Berlin; Forschungsschwerpunkte: Historische Bildungsforschung, insbesondere in den USA, kleine Formen des Pädagogischen, Wissensgeschichte, Schulweg und Schultransport.

Jochum-Bortfeld, Carsten, Prof. Dr., Professor für Neues Testament am Institut für Evangelische Theologie der Stiftung Universität Hildesheim; Vorsitzender des Vereins Bibel in gerechter Sprache e.V.; Forschungsschwerpunkte: Sozialgeschichte des Neuen Testaments, Antisemitismus in der theologischen Wissenschaft.

Koch, Sandra, Dr., geb. 1978, wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität Hildesheim, Allgemeine Erziehungswissenschaft. Ihre Forschungsschwerpunkte sind Kulturwissenschaftliche Bildungsforschung, Frühkindliche Betreuung, Erziehung und Bildung, Geschlechter- und Kindheitsforschung, Bildungsgeschichte der DDR, Kinder- und Jugendliteratur.

Krankenhagen, Stefan, Prof. Dr., geb. 1969, seit 2011 Professor für Kulturwissenschaft und Populäre Kultur an der Universität Hildesheim. Forschungsschwerpunkte: Populäre und Konsumkultur, Diskurse der Moderne, Politiken der Geschichtsinszenierungen.

Krzack, Steffen, Dr.-Ing., geb. 1965, Arbeitsgruppenleiter Thermochemische Konversion am Institut für Energieverfahrenstechnik und Chemieingenieurwesen der TU Bergakademie Freiberg.

Leser, Irene, Dr., geb. 1981, Erziehungswissenschaftlerin an der Humboldt-Universität zu Berlin; Forschungsschwerpunkte: Bild- und Bildungsforschung, Kindheitsforschung, qualitative Methoden und performative Sozialforschung.

Mecheril, Paul, Prof. Dr., geb. 1962, Studium der Diplom-Psychologie in Trier, Bielefeld, Wien und Münster, Promotion in Psychologie, Habilitation in Erziehungswissenschaft. Professur für Erziehungswissenschaft mit dem Schwerpunkt Migration an der Fakultät für Erziehungswissenschaft der Universität Bielefeld. Schwerpunkte: Migrationsgesellschaftliche Zugehörigkeitsordnungen und Bildung; Rassismustheorie; Pädagogische Professionalität.

Mey, Günter, Prof. Dr. habil., geb. 1961, Studium der Psychologie und Gasthörer der Literatur- und Medienwissenschaft, Professur im Fachbereich Angewandte Humanwissenschaften an der Hochschule Magdeburg-Stendal sowie Privatdozent an der Kulturwissenschaftlichen Fakultät der Universität Bayreuth, zudem Filmautor und Ausstellungskurator. Forschungsschwerpunkte: Qualitative Forschung, Performative Sozialwissenschaft, Wissenschaftskommunikation, Kulturpsychologie.

Meyer-Stolte, Laura, M.A., geb. 1993, hat Soziale Arbeit und Erziehungswissenschaft studiert und arbeitet als wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Fakultät für Erziehungswissenschaft der Universität Bielefeld. In ihrem Dissertationsprojekt beschäftigt sie sich mit körpernaher Arbeit mit spezifischem Fokus auf (kommodifizierter) Intimität aus feministischer und rassismuskritischer Perspektive.

Neumann, Stefan, geb. 1982, Grundschullehrer, Schwimmtrainer und ehrenamtlicher Abteilungsleiter Schwimmen von Pro Sport Berlin 24 e.V.

Niermann, Debora, Dr., geb. 1984, ist Wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Pädagogischen Hochschule Zürich (CH). Dort forscht sie, u. a. mittels ethnografischer Beobachtungsmethoden, über die Entwicklungsfelder pädiatrischer Palliative Care in westlichen Industrienationen. Die Frage der reflexiven Produktion wissenschaftlichen Wissens und damit auch, wer was wie wann und warum in Forschungszusammenhängen (nicht) sieht, wird sie ebenfalls bei diesem Projekt begleiten.

Nüst, Maria, Dr. jur., geb. 1985 und aufgewachsen in der Baumkuchenstadt, entdeckte sie schon früh ihre Liebe für den „König der Kuchen". Ihr Favorit: Zartbitterschokolade. Von der altmärkischen Kleinstadt zog es sie für das Studium der Rechtswissenschaften nach Heidelberg und Münster (Westf.). Ihre Promotion schloss sie zum Thema Filmfinanzierung ab. Heute lebt und arbeitet sie in Berlin und weiß inzwischen genau, in welchen Bäckereifilialen sie ihren geliebten Kuchen vorbestellen kann.

Otto, Alexander, Dr., geb. 1977, Lehrkraft für besondere Aufgaben am Institut für Erziehungswissenschaften der HU Berlin, Forschungsschwerpunkte: Bildungsentscheidungen, Studierendenforschung.

Praml, Gregor, geb. 1974, Musiker, Komponist, Journalist und Moderator, Studium: Diplom in Jazz- und Popularmusik, Hochschule für Musik „Franz Liszt" Weimar. Seit November 2023 Geschäftsführer der ROMANFABRIK in Frankfurt/Main.

Reichenbach, Roland, Prof. Dr., geb. 1962, Professor für Allgemeine Erziehungswissenschaft an der Universität Zürich. Forschungsschwerpunkte: Bildungsphilosophie, Pädagogische Ethik, Politische Bildung, Verhandlungsprozesse.

Richter, Torsten, Dr., geboren vor zu langer Zeit, Studium der Biologie, Senior Researcher an der Universität Hildesheim. Forschungsschwerpunkte: mehr oder minder unbestimmt, human dimensions of wildlife, conservation social science.

Röbenack, Laura, geb. 1991, Lehrkraft für besondere Aufgaben im Institut der Erziehungswissenschaften (Humboldt-Universität zu Berlin); Grundschulpädagogik, Fach Deutsch. Forschungsschwerpunkte: Sprachdidaktik (insbesondere unter Berücksichtigung des Gemeinsamen Lernens; inklusive Unterrichtsentwicklung); Sprachtheorie und Sprachphilosophie; Sprache als Reflexionsgegenstand; Demokratisches Sprachhandeln – Sprechen und Zuhören als gesellschaftliche Teilhabe; Gesprächsanalytische Argumentationsforschung; Kinder- und Jugendpartizipation.

Rödel, Severin Sales, Dr., geb. 1984, Studium des Grund-, Haupt- und Werkrealschullehramts, Promotion in Allgemeiner Erziehungswissenschaft, Lehramtsanwärter an der Sieben-Keltern-Schule Metzingen. Forschungsschwerpunkte: Lernen und Scheitern, Demokratietheorien und Bildungstheorien, Pädagogik und Rechtsextremismus, Pädagogisches Ethos und Professionalität.

Staab, Lena Marie, Dr., geb., 1986, ist als wissenschaftliche:r Mitarbeiter:in (Post-Doc) an der Humboldt-Universität zu Berlin im Fachbereich Allgemeine Grundschulpädagogik tätig. An das grundständige Studium des Lehramtes Kunst- und Sonderpädagogik (2007–2012) folgten Tätigkeiten als wissenschaftliche:r Mitarbeiter:in an der Pädagogischen Hochschule Heidelberg (2015–2018), der Staatlichen Akademie der Bildenden Künste Karlsruhe (2019), der Universität Leipzig (2019–2021), sowie das Promotionsprojekt „Differenzerfahrungen und deren künstlerischer Ausdruck in Collagen – am Beispiel Hannah Höchs". Staabs Forschungsschwerpunkte sind Subjektivierungsforschung, Diskursanalyse sowie Theorien der Inklusion und kritische Kunstpädagogik.

Töpper, Daniel, M.A., geb. 1987, Studium Erziehungswissenschaften und Slawische Sprachen und Literaturen, wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Humboldt-Universität zu Berlin. Er forscht zu Preußischer und Deutscher Schulgeschichte und Schulverwaltung im 19. und 20. Jahrhundert und zu Medien sexueller Bildung und Erziehung in Preußen, BRD und DDR.

Uhlendorf, Niels, Dr., geb. 1986, Studium: Soziologie, Anglistik und Germanistik, Berufliche Tätigkeit: Wissenschaftlicher Mitarbeiter in der Abteilung Allgemeine Grundschulpädagogik an der HU Berlin, Forschungsschwerpunkte: Scham, Schulsozialarbeit und Rassismus.

Vock, Rubina, Dipl.-Psych., geb. 1961, Studium der Psychologie an der FU Berlin, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Qualitative Forschung. Sie organisiert seit 2006 das Berliner Methodentreffen Qualitative Forschung und gibt ebenfalls Workshops zur qualitativen Sozialforschung.

Wannemacher, Benjamin, Dr., geb. 1985, Soziologe, Forschungsschwerpunkte: Soziologische Theorie, Kritische Theorie, Entfremdung, Burnout.

Wilde, Denise, Dr., geb. 1980, arbeitet als Erziehungswissenschaftlerin am Institut für Erziehungswissenschaften an der Humboldt-Universität zu Berlin. Sie hat das Phänomen des Sammelns trivialer Objekte kulturwissenschaftlich und bildungstheoretisch erforscht.